

4053/22 E3

Schlesische Wallfahrtsorte

**älterer und neuerer Zeit
im Erzbistum Breslau**

von

Prof. Dr. Alfons Nowack.

Zur Geschichte
der

Handlung

der

Handlung

Verlag von

40

Zur schlesischen Kirchengeschichte

Herausgegeben

von

Hermann Hoffmann

Nr. 25

Breslau 1937
Frankes Verlag und Druckerei, Otto Borgmeyer





Gnadenbild von Deutsch Piekar
in der Pfarrkirche zum hl. Kreuz in Oppeln.

lib.

g.

Schlesische Wallfahrtsorte älterer und neuerer Zeit im Erzbistum Breslau.

von

Prof. Dr. Alfons Nowack

Direktor des Erzbischöflichen Diözesanarchivs
und -Museums

Breslau 1937

Frankes Verlag und Druckerei, Otto Borgmeyer

SL 13f

WYDANO Z DUBIETOW
PUBLIKOWANIE

Imprimatur

Breslau, den 28. September 1936.

Erzbischöfliches Generalvikariat.

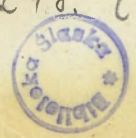
I. V.: Piontek.

No. 23 060

555384

II

W-82 / 7252
248 [50,7]



Inhaltsverzeichnis.

Zur Einführung	7
Ablaßbrunn, Kreis Sagan	13
Der St. Annaberg in Oberschlesien	14
Dalkau, St. Annakirchlein	21
Deutsch-Rasselwitz, Marienwallfahrt	23
Unsere liebe Frau von Kleinitz in Deutsch-Wartenberg	24
Eckwertsheide, Maria Treu	30
Der Gotteshausberg bei Friedeberg (C. S. R.)	33
Friedek C. S. R., Marienwallfahrtskirche	36
Groß Neundorf bei Neisse, Mariahilf	41
Groß Stein, Geburtsort des hl. Hyazinth	47
St. Markus bei Groß Wartenberg	52
Grüssau, Stiftskirche Gnadenhaus Mariä	57
Hochkirch, Marienwallfahrt	61
Jakobskirch bei Glogau, Wallfahrtskirche St. Jakobus	63
Kaubitz, Zur schmerzhaften Mutter Gottes	65
Klein Schnellendorf, Marienwallfahrt nach dem Schwedenberg	70
Kostenthal O/S., St. Briccuis	74
Krautenwalde, C. S. R., Wallfahrtskapelle U. L. Fr. „Maria La Salette“	78
Langewiese, Die Wallfahrtskirche St. Corporis Christi	81
Neustadt O/S., Mater dolorosa auf dem Kapellenberge	86
Olbersdorf C. S. R., Marienwallfahrt auf den Riemerberg	89
Oppeln, Mater admirabilis in der Pfarrkirche zum hl. Kreuz	92
Oswitz, Marienkapelle auf dem hl. Berge	97
Profen, Zur Schmerzhaften Muttergottes	100
Pürschen, Marienwallfahrt	101
Ratibor-Altendorf, „Maria Boza“	106
Rosenberg O/S., St. Anna	111
Schmiedeberg, St. Anna	113
Seidorf, St. Annakapelle	114
Steinau O/S., Marienwallfahrt	116
Stoschendorf, Maria Trost	118
Striegau, Marienwallfahrt zu Unserer Lieben Frau	120
Trebnitz, St. Hedwigswallfahrt	123
Ujest, Die Brünnelkirche U. L. Frau	127
Ullersdorf bei Liebau (Schlesien) Die hl. 14 Nothelfer	132
Waldenburg, Zur Schmerzhaften Muttergottes	134
Wartha, Marienwallfahrt	136
Weißwasser C. S. R., Mariä Heimsuchung	140
Wiese-Pauliner, Das Gnadenbild von Czenstochau	143
Zuckmantel, Mariahilf	144
Quellen- und Literaturnachweise	153

Otyń
Mrocza

Żytoń
Towice

opole

Sosnowica

Zur Einführung.

Die Schlesier waren von jeher wanderfroh und, soweit katholisch, auch wallfahrtsfreudig. Schon 1139 wird von einem Priester Otto, dem angeblich ersten Geistlichen an der Michaeliskirche auf dem Elbing in Breslau, eine zweimalige Pilgerfahrt nach Jerusalem berichtet. Zahlreiche Wallfahrten wurden nach Rom, Santiago di Compostella, Aachen, Wilsnack, Braunau, Gnesen, Krakau, Czenstochau und Prager-Neustadt unternommen. Neben Rom, wo die hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus verehrt wurden, war Jerusalem ein für Bürger, Ritter und Fürsten besonders ersehntes Wallfahrtsziel. Konrad Wutke bemerkt in seiner Veröffentlichung „Schlesische Wallfahrten nach dem heiligen Lande“, daß wohl kein Fürstenhaus soviel Mitglieder, die die Fahrt zum hl. Grabe angetreten haben, aufweisen kann, wie das Geschlecht der schlesischen Piasten. Für die Wallfahrtsfreudigkeit der Schlesier, soweit Rom in Betracht kommt, ist bezeichnend, daß in der römischen Confraternitas de Sancto Spiritu de Sassia, in die sich nur die wohlhabenderen Pilger aufnehmen lassen konnten, die Diözese Breslau für die Jahre 1478—1520 mit 39 Namen vertreten ist und so die Diözesen Mainz, Passau, Würzburg und Preßburg übertrifft. Auch wird die Zahl der in das Bruderschaftsbuch von St. Maria dell' Anima eingetragenen Mitglieder aus der Diözese Breslau (30) nur von den Bistümern Konstanz, Trier, Augsburg und Halberstadt übertroffen.

Doch warum in die Ferne schweifen? Auch der schlesische Raum bot namentlich geldlich nicht so gut situierten Schlesiern schon im Mittelalter viele Wallfahrtsziele, wenn auch ihre Zahl nicht gerade 20, wie Laslowski annimmt, beträgt. Zweifellos wurden bis zum Ende des 15. Jahrhunderts besucht Ablaßbrunn bei Sagan, Hochkirch, Jakobskirch, Kaubitz, Kleinitz bei Dt. Wartenberg, St. Markus bei Gr. Wartenberg, Waldenburg, Langewiese, Pürschen, Striegau, Trebnitz, Wartha und wohl auch Seidorf und Dalkau. In manchen Fällen kommt für den mittelalterlichen Ursprung auch die Stilisierung des Gnadenbildes in Betracht. Wartha besitzt eine romanische Muttergottesfigur, die im Mittelalter sicher große Verehrung genoß, wenn auch die Marienwallfahrt erst im 15. Jahrhundert eingesetzt haben mag. Beachtenswert erscheinen die gotischen Plastiken Mater dolorosa in Kaubitz, Muttergottes in Pürschen, Maria im Ahrenkleide in Hochkirch, die außerordentlich schöne Muttergottesfigur in der Striegauer Pfarrkirche und St. Anna Selbdritt in St. Annaberg OS.

Um 1500, in der Zeit der Hochblüte der St. Annaverehrung in Schlesien, wird man nach St. Annaberg gepilgert sein, sowie nach Schmiedeberg. 1594 taucht auch die Verehrung des hl. Briccius in Kostenthal auf.

Im 17. Jahrhundert sind die Gnadenstätten in Profen, Friedeck, Altendorf-Ratibor, Ullersdorf, Weißwasser — und für kurze Zeit Wiese Pauliner — nachweisbar. Das 18. Jahrhundert kennt als Wallfahrtsziele in Schlesien Dt. Rasselwitz, Groß Neundorf, Oswitz, Stoschendorf, Ujest (Beim Brünnel) und Zuckmantel. Dem Ende des 18. Jahrhundert gehört Eckwertsheide und der neuesten Zeit (um 1851) Krautenwalde an.

In Trebnitz verehrte man die Reliquien der 1267 heiliggesprochenen Landesfürstin Hedwig, in Groß Stein den einzigen in Schlesien geborenen Heiligen, St. Hyacinth, in Groß Wartenberg den hl. Markus, in Jakobskirch den hl. Jakobus den Älteren, in Kostenthal den hl. Briccius, in Ullersdorf die 14 hl. Nothelfer, in Langewiese das heiligste Altarssakrament, an den übrigen Gnadenstätten die Muttergottes unter den Titeln „Heimsuchung Mariä“, Maria Trost, Maria Hilf, Maria Treu und vor allem „zur Schmerzhafte Muttergottes“, und die hl. Ahnfrau Jesu St. Anna, deren Kult um 1500 die Losung des Tages war und von der Breslaus Bischof Johann Turzo im Jahre 1518 rühmte: St. Anna hat sich durch ihre Wundertaten im ganzen Erdkreis so verehrungswürdig gemacht, daß in der ganzen Christenheit kein Ort ist, dem diese hl. Matrone nicht irgend eine höchste Wohltat erwirkt hatte.

Auffallend erscheint das Vorhandensein von Quellen bei zwölf Wallfahrtsorten, angefangen vom hl. Born bei Seidorf (1366) bis auf Maria Salette bei Krautenwalde (1851). In der Nähe des hl. Bornes sind prähistorische Funde gemacht worden. Vielleicht haben die Bewohner daselbst nach ihrer Bekehrung zum Christentum den von ihren heidnischen Ahnen geübten Kult auf einen Heiligen übertragen. Dies scheint außer bei Seidorf auch bei Jakobskirch der Fall gewesen zu sein.

Wie in anderen Gegenden, haben auch in Schlesien die Wallfahrtskirchen oft die Neigung gezeigt, die Berge und Höhen zu besetzen. Wenn sich an Großartigkeit der Lage auch keine Gnadenstätte bei uns mit der „wie eine Königin im Mittelmeer aufragenden Notre Dame de la Garde in Marseille“ oder gar mit dem St. Michaelsberg in der Normandie vergleichen läßt, so können wir doch sagen, daß auch in Schlesien die Wallfahrt das Landschaftsgefühl mitgeformt hat. Das Kloster St. Annaberg in Oberschlesien schaut dominierend von seinem 400 m hohen Basaltkegel weit in die Ebene hinaus. Geradezu romantisch wirkt das St. Annakirchlein auf dem Berge bei Seidorf, das aus der grünen Einsamkeit des Bergwaldes hinausblickt. Maria Hilf bei

Zuckmantel grüßt über einer schaurigen Schlucht gelegen den Pilger, der durch die bischöflichen Wälder der Gnadenstätte zustrebt. Wie Seidorf einst den liebenswürdigen Ludwig Richter zu einem schönen Bilde angeregt hat, so erfreute der Blick vom Gottesberge bei Friedeberg in eine märchenhafte schöne Gebirgs-, See- und Burgenlandschaft unseren Josef von Eichendorff. Auch die auf kleineren Höhen liegenden Wallfahrtsstätten Dalkau, Oswitz, Klein Schnellendorf, Kapellenberg bei Neustadt, Krautenwalde, St. Markus bei Gr. Wartenberg, vor allem aber Hochkirch können in dieser Linie genannt werden.

Eindrucksvoll wurde das Tal durch Gnadenstätten beherrscht, so das Tal der Zieder durch Grüssau, das der Glatzer Neiße durch Wartha und das liebliche Tal inmitten des Katzengebirges durch Trebnitz.

Große Bauherrn schufen prächtige sakrale Bauten. Namentlich kommt hier der Zisterzienserorden in Betracht. Augustin Neudeck von Kamenz erbaute in den Jahren 1686—1702 die am Eingange des Warthapasses gelegene Wallfahrtskirche in Wartha. Unter Abt Innozenz Fritsch, einem jugendfrischen Greise, wurde von 1728—1734 durch den Architekten Anton Jentsch im schönsten Rokokostil die prächtige Klosterkirche in Grüssau errichtet. Die Kirche Ullersdorf bei Liebau baute der gewaltige Abt Bernhard Rosa in Grüssau. Im 18. Jahrhundert entstanden die zweitürmigen Kirchen von Matka Boza bei Altdorf (Ratibor), Friedeck und das Schiff der zweitürmigen Kirche in Kaubitz. Stimmungsvolle schlesische Heimatkunst zeigen die Schrotholzkirchen von St. Briccius bei Kostenthal, von St. Anna bei Rosenberg und die schmucke St. Markuskirche bei Groß Wartenberg. Merkwürdig ist die Tatsache, daß sich an der Westgrenze des Erzbistums von Nordwesten nach Südosten eine Reihe von großartigen zweitürmigen marianischen Gnadenstätten hinzieht, Grüssau, Wartha, Kaubitz, Weißwasser, Matka Boza bei Ratibor und Friedeck, wie sechs vorgeschobene Festungen des Erzbistums zur Wacht gegen Hussitismus und Bolschewismus.

Über die Angemessenheit der Wallfahrten ist viel geschrieben worden. Eine treffliche Äußerung des Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock darüber ist im Folgenden unter „Friedeck Marienwallfahrt“ nachzulesen. Natürlich kann nach katholischer Lehre von einer Anbetung der Gnadenbilder nicht die Rede sein, sondern nur von einer Verehrung um der heiligen Person willen. Sinnig drückte dies die zu beiden Seiten eines ehernen Kruzifixus befindliche Inschrift einer eisernen Grabtafel an der abgebrochenen Pfarrkirche in Groß Strehlitz aus: Non istum sed per istum adora Christum (Nicht diesen Christus aus Erz, sondern durch diesen bete den wahren Christus an). Auch gibt es keine wundertätigen Gnadenbilder im wörtlichen Sinne, wohl aber

kann Gott das Vertrauen und den Glauben der vor einem Gnadenbilde Betenden belohnen durch Gnadenerweise oder auch durch Wunder, worüber der Kirche das Urteil zusteht.

Daß bei den Wallfahrten Mißbräuche vorkamen, wird nicht geleugnet. Unter dem Einflusse der Aufklärung war die Stimmung der Geistlichkeit um 1810 den Wallfahrten zum Teil nicht hold. Der Breslauer Regierung antwortete am 6. Febr. 1812 das Generalvikariat auf das Schreiben vom 23. 10. 1811 über die beliebtesten Wallfahrtsorte und die dabei vorkommenden Mißbräuche: Das Klagegeschrei der Grundherrschaften und der Bewohner der Wallfahrtsorte, die infolge des Bier- und Brantweinverkaufes Schaden litten, habe es abgehalten, Maßnahmen in Bezug auf Wallfahrten in entfernte Orte zu treffen. Es empfiehlt, wie dies in anderen Ländern geschehen ist, solche Prozessionen, besonders diejenigen, welche in fremden Orten übernachten, durch eine landesherrliche Verordnung gänzlich zu untersagen. Sollten Bedenken vorhanden sein, ein Verbot dieser Art ergehen zu lassen, so könnte die Regierung eine Verordnung erlassen, daß jeder Pilger, der an einer solchen Prozession teilnimmt, einen auf Stempelpapier geschriebenen Paß vorweisen müsse, widrigenfalls er zurückgewiesen wird. Dies habe im Monat September 1811 so sehr auf die Gemeinden, die von St. Mauritius nach Wartha wallfahren wollten, gewirkt, daß sie ihren Entschluß zur Wallfahrt aufgaben. Ferner sollen die Landräte und die Ortspolizei keinesfalls gestatten, daß während des Gottesdienstes bürgerlicher Verkehr und Handel getrieben würde. Nach Erlaß der nötigen landesherrlichen Verordnung würde das Generalvikariat die Geistlichkeit anweisen, ihren Gemeinden die richtigen Begriffe von den Wallfahrten und den Gnadenorten beizubringen, an keinem Sonn- und Festtage den pfarrlichen Gottesdienst auszulassen oder zu verkürzen, viel weniger dergleichen Prozessionen in entfernte Orte zu begleiten und den Gemeinden die große Pflicht einzuschärfen, dem pfarrlichen Gottesdienst beizuwohnen und keine Wallfahrer an Werktagen ohne schriftliche Erlaubnis ihrer Seelsorger zur Beichte anzunehmen. Darauf erschien am 30. Mai 1816 ein vom Ministerium des Innern ausgegangenes „Publicandum“ betr. die Wallfahrtszüge: 1. daß jeder, der einem solchen Zuge sich anschließen will, einen Reisepaß von der Polizei lösen muß und 2. daß ohne Begleitung eines in der Seelsorge angestellten, von dem Herrn Fürstbischof oder dem betr. Dekanat mit besonderem Auftrage versehenen Geistlichen keine Wallfahrtsprozessionen geführt werden dürfen.

Infolge dieser Verordnung setzten die Gesuche der Geistlichen beim Generalvikariat um den „besonderen Auftrag“ ein. Die Regierung kam in einem Schreiben an das Generalvikariat

vom 10. Juli 1822 nochmals auf die Beschränkung der Wallfahrten zurück. Die bischöfliche Behörde gab darauf folgenden Bescheid: Die Wallfahrten unbedingt zu untersagen, finden wir nicht für geratener, weil sich, wenn man unbefangenen darüber urteilt, dagegen an und für sich ebenso wenig einwenden läßt als gegen diejenige Privatandacht, die jemand an einem zum Gottesdienste bestimmten Orte mehr als an einem anderen findet. Zweckmäßige Belehrungen von Seiten der Geistlichkeit und beschränkende Anordnungen betr. der öffentlichen Prozessionen, besonders derjenigen, bei denen die Wallfahrer in fremden Ortschaften übernachten müssen, werden auch hierin das Beste bewirken. Statt einer Wallfahrt in die Ferne, einen feierlichen Bittgang nach einer angesehenen benachbarten Kirche oder doch über Feld anzuordnen finden wir nicht geeignet, dadurch den beabsichtigten Zweck zu erreichen, weil die meisten der bestehenden Prozessionen eines Gelübdes wegen zu bestimmten Kirchen geführt werden, auch würden sich hierzu, wenn sonst kein anderer Beweggrund vorhanden ist, die Gemeinden schwerlich verstehen dürfen. Wir sind daher der unvorgreiflichen Meinung, daß es am zweckmäßigsten sein dürfte, wenn: 1. solche Prozessionen, bei denen übernachtet wird nur jährlich einmal geführt; 2. hierzu sowie zu allen übrigen die Erlaubnis sowohl von der Landespolizei als auch von uns eingeholt und 3. alle von dem Ortsgeistlichen begleitet werden, der verpflichtet ist dabei auf Ordnung und sittliches Betragen zu wachen. Übrigens muß es einem jeden freistehen, privatim die Wallfahrtsorte zu besuchen und daselbst seine Andacht zu verrichten.

Nach dem Vereinsgesetz vom 11. März 1850 bedürfen kirchliche Prozessionen, wenn sie in der hergebrachten Art stattfinden, nicht der polizeilichen Genehmigung.

Zum Kapitel „Wallfahrt und Brauchtum“ in Schlesien wäre manches zu sagen. Die Wallfahrt wurde u. a. zur Buße unternommen. So erklimmte ein Mann auf den Knien den Kapellenberg bei Neustadt O/S. Noch um 1840 sah man in Zuckmantel, wie ein nach Mariahilf Pilgernder sich auf dem Wege geißelte. In Annaberg trugen die Wallfahrer zum Bau der Kapelle am 3. Falle (auch Geistliche) mühselig aber freudig die Steine herauf. Denselben Bußübungen unterzogen sich auch die Wallfahrer in Wartha beim Kapellenbau auf dem Rosenkranzberge. Eine Art Aszese bilden auch die Fußprozessionen, die freilich in neuester Zeit in Abnahme kommen. Es sei erinnert an die Prozessionen der Polen aus Rußland in früheren Jahren nach St. Annaberg. Von Breslau St. Michael geht heute noch eine Fußprozession nach Langewiese und eine Nachtprozession von St. Bonifatius nach Trebnitz. Bei der Rückkehr vom Wallfahrtsorte wurden die Pilger von Anverwandten mit Blumensträußen in der Hand

empfangen. Feierlich gestaltete sich der Abschluß der Wallfahrtsprozession z. B. in Groß Strehlitz. Die Wallfahrtsprozession, die nach dem Feste der Kreuzerhöhung bei Anbruch der Dunkelheit vom St. Annaberge unter Fackelbeleuchtung zurückkehrte wurde von der halben Stadt empfangen und in die Pfarrkirche zur Segensandacht geleitet, wobei der ergreifende Gesang des polnischen Liedes mit dem Refrain: „Dobra noc“ („Gute Nacht“) in die Nacht hinaustönte. Vielfach brachten die Pilger auch ihrer Pfarrkirche ein Geschenk vom Wallfahrtsorte mit. Im Jahre 1704 schenkte Frau Sabina Friedrich von Neustadt O/S. bei Verrichtung ihrer gelobten Wallfahrt zu Wartha „schöne und rare Spitzen umb eine Altarmappe“. Gnadenbilder der hl. Gottesmutter wurden mit kostbaren Stoffen geziert. Noch in neuester Zeit schmückte Gräfin von Oppersdorf, Prinzessin Radziwill mit ihrem Hochzeitskleide die Figur der Muttergottes mit dem Jesuskinde in der Loretokapelle zu Oberglogau. Die kulturgeschichtlich interessante Marienfigur in Wartha aus dem 13. Jahrhundert wurde erst neuerdings anlässlich der Restaurierung der Plastik ihres Stoffgewandes entäußert.

Die vorliegende Veröffentlichung stellt nur die Schicksale der Wallfahrtsorte im jetzigen Erzbistum dar. Piekar und Pschow einerseits, Glatz, Albendorf und Maria Schnee bei Wölfelsgrund, Peterwitz andererseits sind nicht behandelt, weil erstere nicht mehr und letztere noch nicht zur Erzdiözese Breslau gehören.

Für die Lesung der Korrektur danke ich H. Archivassistent Ewald Walter.

Breslau, im September 1936.

Nowack.

Schlesische Wallfahrtsorte älter und neuerer Zeit im Erzbistum Breslau.

Ablassbrunn, Kreis Sagan.

Im Mittelalter bestand in Ablassbrunn, ursprünglich Appelborn (Kr. Sagan), wo nach dem Realhandbuch des Erzbistums Breslau vom Jahre 1929 kein Katholik mehr ansässig war, ein Kirchlein. Es war ein massiver Bau mit Schindeldach und enthielt einen Taufstein sowie alte Schnitzfiguren. Der Visitor vom Jahre 1679 bemerkt: „Vor dem Portal des Kirchleins befindet sich ein berühmtes Brunnlein (insignis fonticulus) woher der Name Ablassbrunn stammt. Die Protestanten sagten damals, daß bey ihrem gedenken die Krücken fuderweiß weggeführt wurden“; ein Zeugnis für das außerordentliche Vertrauen, das die vielen wunderbar Geheilten dem Geber alles Guten an diesem Wallfahrtsorte entgegenbrachten. Dieses Brunnlein war von einem Schindeldache überdeckt und trug die von den Protestanten hinzugefügte Inschrift: „Heilbrunnen“. Der Visitor berichtet, daß dieser Ort damals nicht mehr Ablassbrunn, sondern von den Akatholiken spöttisch „Affenborn“ genannt wurde. In den Visitationsakten vom Jahre 1688 ist bemerkt, daß vor der Reformation ein großer Zulauf hierher stattfand und daß die Kranken, welche voll des Glaubens das Wasser getrunken haben, gesund geworden sind. Das Kirchlein ging dem Verfall entgegen, solange die Reformation im Fürstentum herrschte. Katholiken aus Freystadt stellten das Kirchlein (sacellum) wieder her. Es wurde hier niemals zelebriert und nach Belieben dreimal gepredigt, da im Dorfe nur zwei Katholiken wohnten. Auf dem Altare, den man sich als Flügelaltar zu denken hat, waren Szenen aus dem Leben der seligsten Jungfrau dargestellt, daneben Figuren der im Mittelalter sehr verehrten hl. Barbara und hl. Katharina. Vor dem Altar stand in der Mitte der Taufbrunnen aus Holz. Der einzige Gottesdienst bestand 1714 in einer Predigt während des Jahres. Im Jahre 1709 brannte das Kirchlein gänzlich aus. Dabei ging die ganze Inneneinrichtung verloren, mit ihr auch der alte Klappaltar. Im Jahre 1711 ließ der Dominalherr Graf Proskowsky das Dach wiederherstellen. Leider konnte aus Mangel an Mitteln die Inneneinrichtung nicht beschafft werden. Im Visitationsbericht von 1722 heißt es: „Das Wasser, welches in dem Brunnlein kristallhell hervorsprudelt, hat durch Gottes Güte Unzähligen, die von weither dahin pilgerten Gnade der Gesundheit

gebracht und war vor der Einführung des Luthertums hochberühmt“. In seinem Werke: Übersicht der Dörfer vom Jahre 1845 macht Knie die Bemerkung: „Die Ruine der früheren großen Kirche ist eingerissen und der Platz der dortigen Scholtisei überlassen worden“.

Die Kapelle stand auf dem Grunde der Erbscholtisei, die jetzt Gasthaus des nur fünfzig Seelen zählenden Dorfes ist. Entlang der Dorfstraße zieht sich eine aus den Feldsteinen der alten Kapelle errichtete Mauer und hinter derselben befindet sich der alte Kirchplatz, der jetzt als Gärtchen dient. Auf demselben befindet sich der Brunnen, dem der Ort den Namen verdankt. Der jetzige Besitzer erzählt, daß man zur Zeit seiner Mutter auf Stufen zur Quelle hinabstieg, um das Wasser zu schöpfen. Jetzt ist der Brunnen rund gefaßt und zugedeckt. Eine Leitung führt aber in das Gasthaus. Dort kann man am Wasserhahn das vorzügliche Wasser trinken.

Nun hat seit langer Zeit, seit Jahrhunderten der zahlreiche Wallfahrtsbesuch aufgehört. Es gilt auch hier das Wort von Uhland:

„Einst war der Weg von Wallern voll,
Jetzt weiß ihn keiner mehr zu finden!“

Der St. Annaberg in Oberschlesien.

Fast in der Mitte des früheren Regierungsbezirktes Oppeln ragt aus fruchtbarer Ebene der 400 m hohe Basaltkegel des Annaberges (Chelm) hervor. Vielleicht loderten auf dem einsamen Bergkegel wie auf dem Zobten in vorgeschichtlicher Zeit die Opferfeuer der Heiden. Seit dreihundert Jahren ist er durch das der hl. Anna geweihte Gotteshaus und das Kloster der Franziskaner eine religiöse Zentrale Oberschlesiens und seit 1921 zugleich eine bedeutsame vaterländische Gedenkstätte. Eine vom Breslauer Bischof Johannes Turzo am 25. Juni 1516 ausgefertigte Urkunde bezeugt, daß damals ein Kirchlein auf dem Berge bestand und an die Leschnitzer Pfarrkirche kam. Als Erbauer der Kirche kommt wohl nur Christoph Strzela oder sein Sohn Christek (gest. 1515) als Besitzer des Gutes Poremba, auf dessen Grund und Boden die Kirche stand, in Betracht. Vielleicht ruhen die irdischen Überreste des Gründers in der Krypta unter dem heutigen Hochaltar des Klosters. Später kam das Gotteshaus vorübergehend in die Hände der Protestanten, und es kostete nicht geringe Mühe, es wieder zu gewinnen. Der Bericht, dem diese Nachricht entnommen ist, stammt aus dem Jahre 1599 und bemerkt: „Auf diese Kirche muß sorgfältig geachtet werden, wegen der zu ihr (Leschnitz) gehörigen Filiale auf dem St. Anna-

berge, zu der alljährlich eine zahlreiche Wallfahrt stattfindet. Da die Kirche der hl. Anna geweiht war, werden die Wallfahrten zu Ehren der hl. Ahnmutter Jesu unternommen worden sein, zumal da aus diesem Jahrhundert das Gnadenbild der hl. Anna stammt. Es ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der oder die Erbauer der Kirche dasselbe für das Bergkirchlein anfertigen ließen. Die Zeit um das Jahr 1500 ist ja die Zeit der aufblühenden St. Anna-Verehrung; und aus dieser Zeit stammen zahlreiche Darstellungen der Anna Selbdritt, ähnlich wie auf dem St. Annaberge. Unsere Annafigur, die über dem Hochaltare der Gnadenkirche thront, ist aus Buchenholz geschnitzt, 54 cm hoch, und stellt die — in der hl. Schrift allerdings nicht genannte — hl. Anna dar, die in ihren Armen zwei liebliche Kinder gestalten, in der rechten den Heiland, in der linken Maria hält zum Zeichen der innigen Familiengemeinschaft von Mutter, Kind und Enkelkind. Zahlreiche silberne Weihegeschenke zu Ehren der hl. Anna werden 1711 erwähnt. Im Haupt der Statue befindet sich eine Reliquie der hl. Ahnfrau Christi. Ein Teilchen derselben ist vor 1800 herausgenommen und in ein Ostensorium gefaßt worden, das leider im Jahre des Kulturkampfes verschunden ist. Die Reliquie stammt nach einer Inschrift auf der Rückseite des Gnadenbildes aus dem Besitz des Herzogs Georg von Sachsen, kam 1504 an Herrn Sigismund von Maltitz und schließlich an Nikolaus Kochtitzki, kaiserlichen Kammerrat und Landeshauptmann von Neisse, dessen Gemahlin Marianna zwischen 1611 und 1620 dieselbe dem Kloster Annaberg schenkte.

Unvergänglich ist mit der Geschichte des Annaberges verbunden der Name Gaschin. Graf Melchior Ferdinand von Gaschin, der seit 1631 das Gut Zyrowa besaß und 1634 auch Poremba erkaufte, gab sich Mühe, für das einsam gelegene Kirchlein die Franziskaner zu gewinnen. Im Jahre 1655, am 19. Oktober, beschloß der Provinzial P. Christian Chojecki mit seinem Rat im Gleiwitzer Franziskanerkloster dem Wunsch des Grafen nachzukommen. Der 1. November desselben Jahres war der denkwürdige Tag, an welchem 22 Franziskaner auf dem Annaberge erschienen, um von der Gnadenstätte Besitz zu nehmen. Freilich wohnten sie nicht neben dem Kirchlein, sondern am Fuße des Berges an der Kirche Matka Boza bei Leschnitz. Der Pfarrer von Leschnitz trug nämlich Bedenken, seine Filialkirche dem Orden zu überlassen und erst, nachdem der Generalvikar des Bischofs Leopold Wilhelm, Sebastian Rostok die finanziellen Angelegenheiten geordnet hatte, konnte sie durch denselben dem Öbern P. Franziskus Rychlowski übergeben werden. Es fand ein feierliches Hochamt, verbunden mit einer lateinischen Ansprache an die Patres und einer polnischen an das versammelte Volk statt. Die Franziskaner erbauten neben der Kirche ein hölzernes Kloster,

und im Jahre 1659, nach Vollendung des Baues, wurde die Residenz zum Konvent erhoben. 1733 wurde durch Josef Graf Gaschin der Bau eines steinernen Gebäudes begonnen und 1749 zu Ende geführt. Dieser Bau steht heute noch. Die gegenwärtige Kirche ist die Stiftung eines Besitzvorgängers des Grafen Melchior von Gaschin. Dieser sagt in der Stiftungsurkunde des Klosters, die am 16. Juni 1657 durch König Kasimir von Polen bestätigt wurde: „Ich habe auf meinem Erbgute Poremba, auf dem Georgiberge genannt Chelm, eine von meinen Vorgängern erbaute Kirche“. Da nun Melchior von Gaschin als erster dieses Geschlechtes die Herrschaft Zyrowa besaß, kann ein Gaschin die Kirche nicht gebaut haben. Im 17. Jahrhundert muß — aus stilistischen Gründen — die Kirche bauliche Veränderungen erfahren haben. Die Kirche besteht aus einem kleinen Chor mit Krypta und dem großen Chor oder der eigentlichen Kirche. Genannter Melchior fügte auch zu 3 bestehenden Altären noch 4 hinzu, die Altäre zu Ehren des hl. Franziskus, des hl. Antonius, des hl. Petrus von Alcantara und der hl. Hedwig. Bald nach dem Einzuge der Franziskaner fand die Weihe der Kirche durch Weihbischof Neander von Petersheide statt. Im Jahre 1884 malte Krachwitz (Frankenstein) auf Kosten des Bischofs Robert für 4000 M. die Kirche aus und im Jahre 1900 konsekrierte P. Bernhard Döbbing, Franziskanerbischof, den zwei Jahre vorher geschaffenen neuen Hochaltar.

Ein großes Verdienst der Familie Gaschin war auch die Gründung der Kalvarie oder des neuen Jerusalem, wie sie vom Volke treffend genannt wird. P. Ladislaus Schneider, der lange Zeit in Jerusalem zugebracht hat, sagt, es bestehe in vielen Einzelheiten eine überraschende Ähnlichkeit der Umgebung vom St. Annaberg mit der Lage und Formation des Terrains bei Jerusalem. Er weiß sich keiner Kalvarie zu entsinnen, wo die Natur selbst eine so vielfache Ähnlichkeit geboten, und wo frommer Nachbildungseifer das vorhandene so geschickt und gewissenhaft benutzt hätte. Man denke nur an den Ölberg bei Poremba, das Tal Josaphat, die an die Felsenquelle Silo erinnernde Quelle am südlichen Talende mit ihrem kristallklaren Wasser, das reichlich aus dem schroffen Felsen springt, an Brama (Osttor) und den die Höhe erklimmenden Kreuzweg des Heilandes mit dem 3. Fall und der Kreuzkirche. Der edle Graf Adam von Gaschin begann den Bau unter Leitung des Italieners Signo aus Oppeln und führte die Kapelle 1709 zu Ende. Die Absicht des Grafen war, den Gläubigen das Leiden des Herrn deutlich vor Augen zu stellen. Leider mußte er sterben, ohne seine frommen Pläne durchgeführt zu sehen, denn sowohl der Pfarrer von Leschnitz als auch die Oberen der Franziskaner sträubten sich — letztere wohl wegen des Mangels ausreichender Kräfte — gegen die Übernahme

der Kalvarie. So geriet das heilige Werk allmählich in Verfall, Türen und Fenster zerfielen, Figuren verschwanden, die Dächer stürzten ein, Bäume und Gestrüpp wehrten den Zugang zu den Kapellen und allerhand Unfug wurde an den heiligen Stätten verübt. Endlich im Jahre 1756 erklärte sich das Kapitel der polnischen Franziskanerprovinz in Krakau bereit, die Kalvarie zu übernehmen. Graf Anton von Gaschin setzte die Kapelle instand, erwirkte für die Franziskaner die Vollmacht zur Leitung der Kalvarie und hatte die Freude, am 14. September 1764 dieser Einweihung der Kalvarie beizuwohnen. Fürstbischof Schaffgotsch erschien zu dem Feste, doch war es ihm, da er sich die Ungnade des Königs Friedrich II. zugezogen hatte, nur vergönnt, das Wasser zu weihen und den Guardian des Klosters mit der Weihe der Kapellen zu beauftragen. Graf Gaschin, viele Edelleute und Geistliche, sowie eine unabsehbare Volksmenge waren Zeugen der Feier. „Als bei der Kreuzkirche das erste Glockenzeichen ertönte, bemächtigte sich der Wallfahrer eine unbeschreibliche Rührung, so daß ihr lautes Weinen die mächtigen Klänge der Musik und das Geläut der Glocken übertönte.“ Im folgenden Jahre erschienen Prozessionen aus Mähren, Przew, Cosel, Himmelwitz, Kieferstättel, deren Teilnehmer — viele Tausende an der Zahl — die hl. Sakramente empfangen. 1811 erschienen von März bis November 75 700 Inländer und 38 000 Ausländer aus Mähren, Böhmen und dem Herzogtum Warschau.

Die Säkularisation 1810 vertrieb die Mönche aus dem Kloster. Die Regierung, die das Wallfahren am liebsten untersagt hätte, kam in Konflikt mit dem Grafen Gaschin, der sich als Eigentümer des Klosters betrachtete, und dem katholischen Volke Oberschlesiens, dem durch das Verbot der Wallfahrten eine tiefe Wunde geschlagen worden wäre. Auch wären, wenn die Wallfahrten aufhörten, 100 Familien in Annaberg zu Bettlern geworden. Das Klostergebäude stand zunächst einsam und verlassen da. Der Regierung machte die bauliche Erhaltung des Klosters Kopfschmerzen und war froh, als am 31. März 1832 das ganze Kloster dem Fürstbischof ohne Vorbehalt überlassen wurde. Die Seelsorge wurde nun durch einen Weltpriester, einem vom Bischof ernannten Kalvarienprediger, ausgeübt. Der letzte derselben war Jakob Nitzko (1847—1860). 1844 wirkte der Franziskanerpater Stefan Brzozowski auf dem Annaberge, dem Oberschlesien durch seinen erfolgreichen Kampf gegen den Alkoholismus zum Danke verpflichtet bleibt. Seit 1843 hielten auf dem heiligen Berge gottbegeisterte Priester Exerzitien für Priester und Lehrer. Pfarrer Thalherr von Gleiwitz spendete 1811 dem Wallfahrtsorte Annaberg das Lob, es verdiene vor allen Gnadenorten den Vorzug. Er habe sich überzeugt, daß dort die Vorstellungen des Leidens Jesu auf die Herzen der Menschen mehr wirken als anderswo, wo-

durch der Christ zu frommen Empfindungen und guten Entschlüssen gestimmt werde.

Der immer wieder ausgesprochene Wunsch der Bevölkerung, wieder Ordensleute auf dem hl. Berge zu sehen, schien sich 1852 zu erfüllen. Kardinal Diepenbrock, fast schwärmerisch begeistert für den strengen Orden des hl. Petrus von Alcantara, weist nämlich den Alkantarinern als Aufenthaltsort den Annaberg an. Am 7. Februar 1852 trafen 12 Alkantariner auf dem Annaberge ein. Diepenbrock schrieb an Friedrich Wilhelm IV. über diese Ordensleute: „Sie beobachten die allerstrengste Armut, nehmen weder für sich noch für ihr Kloster irgendwelches Geld an, selbst keine Meßstipendien, gehen barfuß und unbeschuht, führen ein beschauliches Leben, helfen aber auch in der Seelsorge durch Beichten und Predigen aus. Ihre ganze Erscheinung aber, dieses rührende Bild der höchsten freiwilligen Armut bei der Zufriedenheit und Heiterkeit des Geistes, ist eine sehr beredte, heilsame Predigt in dieser materiellen Zeit. Es sind in der Tat, wie ich sie hier durch längeren Verkehr kennen gelernt, echte ursprüngliche Jünger des hl. Franz.“ Ihres Weilens am St. Annaberge war nicht lange. Es drückte sie der Gedanke, mit der vorwiegend polnischen Bevölkerung nicht in der Muttersprache reden zu können, und daß sie ihrer Regel zuwider in einem so großen Gebäude wohnen mußten. Deshalb zogen sie schon Ende März vom Annaberge ab, um in Neustadt eine Niederlassung zu gründen.

Dem Nachfolger Diepenbrocks, Fürstbischof Förster, gelang es endlich, nach Verhandlungen mit der westfälischen Ordensprovinz, im Jahre 1859 Mitglieder des Franziskanerordens für Annaberg zu erhalten. Im Jahre 1860 traten die PP. Athanasius Kleinwächter und Ladislaus Schneider, die das polnische Idiom beherrschten, in den Orden ein. Das Kloster wurde zu einem Konvent erhoben. Durch den Rezeß vom Juni 1861 erhielt die Diözesankirche des Bistums Breslau, vertreten durch den Fürstbischof, das Eigentum aller Prozessionswege, Plätze und Zugänge zu den Kapellen und bei denselben, den Baudenplatz und die Leidens-Jesu-Christi- und Marienkapellen. Die Rechtslage ist gegenwärtig so, daß Kirche, Kloster und Kalvarie grundbuchamtlich Eigentum der Diözesankirche des Bistums Breslau sind, daß jedoch der Besitz, die Verwaltung und Nutznießung dem Orden der Franziskaner (Schlesische Provinz von der hl. Hedwig) überlassen ist. Im Jahre 1864 wurde das 100 jährige Jubiläum der Kalvarienandacht unter Teilnahme des Fürstbischofs Heinrich Förster feierlich begangen. Die Zahl der Wallfahrer in der Zeit vom 13. August bis 8. September wird auf 400 000 geschätzt. Damals wurde auch der Grundstein der Kapelle des 3. Falles gelegt.

Der Kulturkampf hinterließ auch auf dem St. Annaberg seine verhängnisvollen Spuren. Am 7. September 1874 erklärte der Landratsamtsverweser Zachariä aus Groß-Strehlitz, angesichts der Tausende von Pilgern, die nach dem Hochamt die Prozession antreten wollten, dem zusammengerufenen Franziskaner-Konvent, die Prozession dürfe nicht stattfinden: das Volk müsse bis 12 Uhr mittags auseinandergehen. Währenddessen standen 16 Gendarmen mit Waffen auf der Treppe zur Kirche. Auf Grund des Staatsgesetzes vom 3. Mai 1875, wonach die Orden und ordensähnliche Kongregationen mit Ausnahme der krankenpflegenden Orden vom Gebiete der preußischen Monarchie ausgeschlossen wurden, mußten die Franziskaner den hl. Ort verlassen. Bei der Abreise der Patres gab die zum Abschied versammelte Volksmenge Zeichen einer herzerreissenden Trauer. Als das Klostertor sich öffnete und die Wagen, die einen Teil der Patres wegführten, sich in Bewegung setzten, ertönte lautes Wehklagen und über das Angesicht der härtesten Männer strömten Tränen. Es war eine Szene, die sich nur fühlen läßt, aber jeder Beschreibung spottet. Wie eine lebendige Mauer drängte die zahlreich am Hoftor harrende Menge die Wagen, und dem Drucke des Volkes nachgebend, mußte das Hoftor geschlossen werden. Die Patres suchten die Schluchzenden zu beruhigen, was ihnen erst einigermaßen glückte, als Pater Guardian erschien und dringend bat, den Patres den Weg nicht zu versperren, da ihre Abreise unvermeidlich sei. Bald nachher mußten auch die letzten getreuen Wächter des St. Annaberges das Kloster verlassen. Der seelische Notstand der katholischen Bevölkerung namentlich in der Nähe des St. Annaberges war ein ungeheurer, zumal in den von Staatspfarrern besetzten Pfarreien. Unvergessen bleiben die Namen des Pfarrers Olbrich (Jeschona), Kaplans Schlensag (Jeschona), Johann Matischok (Rokitsch), die nach Kräften Aushilfe leisteten, aber unmöglich alle Wünsche erfüllen konnten. „Hochwürden, erbarmen Sie sich doch“ sprachen Wallfahrer zu dem Priester, der abends 10½ Uhr den Beichtstuhl verließ, denn wir haben bereits seit vier Jahren keinen Priester und über drei Meilen haben wir in die nächste Pfarrkirche“. Andere: „Wir sind aus Cosel, Leschnitz, Boronow, Groß-Strehlitz. Wir haben zwar einen Staatspfarrer, aber der kann uns doch nichts nützen; erbarmen Sie sich doch, wir warten bereits den 3. Tag darauf!“ Und wieder andere baten: „Hören Sie doch uns noch Beichte. Wir 250 aus weiter Ferne 5 Meilen weit sind hierher geeilt“.

Als die strengen Maigesetze gelinder ausgelegt wurden, kamen PP. Athanasius und Osmundus hierher und spendeten in möglichster Verborgenheit dem Volke die hl. Sakramente. 1887 wurde endgültig die Niederlassung der Franziskaner am Annaberge genehmigt. Seit dieser Zeit hat die Wallfahrt einen außer-



ordentlichen Aufschwung genommen. Kirche, Kloster und Kapellen wurden wieder in guten Stand gesetzt, und die Kapellen mit Darstellungen aus dem Leben des Heilandes und der Heiligen ausgestattet. Ein Hauptverdienst in dieser Richtung kommt dem unvergeßlichen Guardian P. Kleinwächter († am 3. 4. 1892) und P. Alfons Rogosch zu. Die Bildhauer Josef Kopp in München, Kutzer aus Obergrund, die Maler Heinisch, Waldowski und Templer wurden zu obigen Arbeiten herangezogen. Die Erbauung der prächtigen Lourdesgrotte nach dem Modell des Grottenbauers Wilhelm Baum ließ Guardian P. Simon mit Unterstützung des Pater Raphael Müller ausführen.

Im Jahre 1910 wurde das 200 jährige Jubiläum der Gründung der Kalvarie gefeiert. Kardinal Kopp erschien hierzu auf dem St. Annaberg und hielt ein feierliches Pontifikalamt. 10 Jahre später besuchte Papst Pius XI., damals noch päpstlicher Legat, den St. Annaberg. Das neue Pilgerheim in St. Annaberg zur Aufnahme der Gläubigen, die zu den vom Orden veranstalteten Exerzitien hierherkommen, ist eine Gründung des gegenwärtigen Guardians P. Felix Koß. Während des polnischen Aufstandes war der St. Annaberg hart umkämpft. Am 17. Mai 1921 erstürmte der deutsche Selbstschutz (Führer Major Noradam) unter Mitwirkung des Freikorps Marienburg (Hptm. von Schweinichen) und der schwarzen Schar (Oblt. Bergerhoff) den Annaberg und nahm ihn dauernd für Deutschland in Besitz.

Ein besonderer Freund des St. Annaberges ist der Oberhirt der Erzdiözese Breslau, Kardinal Bertram, der fast alljährlich an dieser geistig-religiösen Zentrale Oberschlesiens erscheint, um bei feierlichem Gottesdienst in schwerer Zeit an die Gläubigen tieferschürfende, echt katholische Worte an die zahllose Menge zu richten.

Jährlich finden 7 kleine polnische Ablässe und ein deutscher, von großen Ablässen 3 polnische und 2 deutsche statt. Besonders feierlich wird das Kreuzerhöhungsfest, das für die Polnisch- und Deutschsprechenden besonders gefeiert wird, begangen.

Der Konvent besteht gegenwärtig aus 10 Patres, von denen 7 an der Klosterkirche wirken und ebensoviel Brüdern, Guardian ist P. Felix Koß. Der juristischen Akribie des P. Camillus Bolczyk ist vor allem die glückliche Beendigung des Rechtsstreites zwischen der Gemeinde St. Annaberg und der Diözesankirche wegen des Baudenplatzes zu danken. P. Camillus ist auch der Verfasser der nicht umfangreichen, aber tüchtigen „Geschichte des berühmten Wallfahrtsortes im Herzen Oberschlesiens St. Annaberg“. Die nach ungedruckten Quellen bearbeitete „Geschichte des St. Annaberges“ hatte bereits 1910 der

früh verstorbene P. Chrysogonus Reisch O. F. M. in ausführlicher, ansprechender Weise bearbeitet.

Sankt Anna-Berg auf hohem Throne,
In blauen Duft das Haupt gehüllt —
Bleibt Volkes Freud' — des Gaues Krone
Ein Gnadenort — ein Friedensbild.

Dalkau. St. Annakirchlein.

Wie Oberschlesien seinen Annaberg hat, so gibt es auch einen Annaberg in Niederschlesien, der allerdings seiner Bedeutung nach sich mit jenem nicht messen kann. Auf einer waldumgebenen Anhöhe der Dalkauer Berge bei Glogau wurde um das Jahr 1500, also in der Zeit, da die Verehrung der hl. Anna in Schlesien zu blühen begann, ein Kirchlein zu Ehren der hl. Anna erbaut. Im Jahre 1514 machte der Beuthener Bürger Melchior Serner eine Stiftung von 2 Mark damaliger Münze für die Kirche St. Anna auf dem Berge. Es muß ein kleiner, reparaturbedürftiger Bau gewesen sein, denn am 7. Juni 1521 verkaufte Siegmund Zedlitz zu Tschöplau im Kreise Freystadt einen jährlichen Zins von 5 M. für 75 M. Kapital „der Kirchen der hl. Anna, uffen Berge bei Schönaw gelegen zu Bau und Nutze derselben Kirche“. Die Kirche war, sagt Matuszkiewicz in seiner Schrift „Die Annakapelle zu Dalkau“, damals bereits Wallfahrtskirche und von Pilgern viel besucht. Das machten sich die Sprottauer Pfefferküchler zu nutze, indem sie — augenscheinlich an Wallfahrtstagen — ihre Waren dort feilhielten. Darüber ärgerten sich ihre Standesgenossen in Glogau und verklagten sie beim kgl. Amte in Glogau. Von dort kam nun an den Sprottauer Rat am 22. Mai 1522 der amtliche Befehl, die Küchler vorzuladen und ihnen kundzutun, daß sie fernerhin mit ihren Kuchen das Glogauer Weichbild meiden sollten. „Das haben wir euch nicht wissen zu verhalten, sondern damit warnet han.“ 1704 war noch ein „Taufstein“ [vielleicht Weihwasserbecken?] als Rest der alten Kirche vorhanden.

In der Reformationszeit verfiel das Kirchlein und erstand erst am Anfang des 18. Jahrhunderts zu neuem Leben. Die Familie Zedlitz, die von 1518 bis 1683 Schönau besaß, machte aus dem Annaberge einen Weinberg, den „Schönauer Weinberg“, in dem die Ruine des Kirchleins stand. Der gräflichen Familie von Churschwandt ist der Neuaufbau zu danken. In dem Visitationsprotokoll von 1716 wird nämlich gesagt, „der hochgeborene Graf Johann Heinrich Sebastian von Churschwandt, ehemals Landeshauptmann von Breslau und Gutsherrschaft des Ortes (Schönau), hatte den Bau einer Kirche zu Ehren der hl. Anna auf dem Berge, der schon ehemals eine Kirche besessen haben soll, angeordnet. Er baute bis heute nur einen Teil, gewissermaßen das

Presbyterium einer Kirche, das etwa 200 Personen faßt. Für das St. Annafest in diesem Gotteshause sind von neuem Ablässe beschafft worden, die auch alljährlich unter Teilnahme von etwa 500 Kommunikanten gefeiert werden. Die Gutsherrschaft zahlte alle Kosten und bewirtete die erscheinenden Geistlichen und sonstigen Gäste. Es geht an diesem Tage von der Kirche im Dorfe eine Prozession dahin, die mit Pauken und Trompetenschall empfangen wird. Dort ist Predigt und Hochamt, nachdem inzwischen vom Morgen an hl. Messen gelesen worden sind. Im neuen Hochaltar ist ein großes schönes Bild, das St. Anna mit der seligsten Jungfrau darstellt. Es wird bedauert, daß diese Ausgaben für diesen unvollendeten und kaum jemals fertig werdenden Bau nicht auf die baufällige Pfarrkirche des Ortes selbst aufgewandt werden. Denn der Ort liegt einsam auf dem Berge und es findet dort nur einmal im Jahre Gottesdienst statt (1716).“

Die zwischen 1703 und 1716 errichtete steinerne Kirche ist demnach nie vollendet worden. Westlich baute man an das „Presbyterium“ eine rundturmartige Vorhalle an und fügte in der Verlängerung der Außenmauern des „Presbyteriums“ einen niedrigen geschlossenen Vorhof von 15 m Länge, das sogenannte Paradies, mit schattigen Hallen an den beiden Längsseiten und der kleinen Querseite. Die Kapelle an sich ist 17 m lang und 7 m breit. Matuszkiewicz hebt die „überraschend feinen Proportionen der Außenmaße und Gliederung (ähnlich der etwa gleichaltrigen Corpus Christi-Kirche in Sprottau) aber ohne besonderen Schmuck“ hervor. Zwei Kreuzgewölbe tragen die Decke. Der Hochaltar, 1796 von Karl Steinhäuf aus Liegnitz verfertigt, stellt die Gottesmutter mit dem Jesuskinde und daneben St. Joachim und St. Anna vor. Ein kleiner Marienaltar an der Nordwand, eine Kanzel, alles im Stile des Spätbarock, und schlichte Holzbänke bilden nebst einer schönen handgeschmiedeten ewigen Lampe aus Weißmetall die ganze Ausstattung der Kirche.

Graf Churschwandt hatte auch ein Kapital von 4000 Rtl. gestiftet, von dessen Zinsen die Stelle eines Kaplans am Annaberg erhalten werden sollte. Die Benefiziaten wohnten in der Bergkaplanei am Nordwestabhange der Höhe. Die Stelle bekleideten die Benefiziaten Schöls (seit 1737), Johannes Machui (gest. 1766), Martin Grützner (1772—1794) und Pfarrer Minges (1876—1888). Grützner hat sein Grab in der Mitte des Paradieses gefunden. Eine Grabtafel sagt: Hier ruht in Gott der hochwürdige und hochgelehrte Martin Grützner, gewesener beneficiatus allhier durch 21 Jahre, seines Alters 76 Jahr, starb den 4. Januar 1794.

Noch jetzt ziehen jährlich zweimal, am Annafeste (26. Juli) und am Sonntag darauf, von Schönau in das Bergkirchlein St. Anna Wallfahrer. Ihre Zahl beträgt durchschnittlich 400.

Deutsch-Rasselwitz. Marienwallfahrt.

Im Jahre 1697 befand sich in der Kirche von Deutsch-Rasselwitz nach einer Aufzeichnung im dortigen Pfarrarchiv ein Bild der seligsten Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, das eine Weintraube in der Hand hält. Es zierte seit undenklicher Zeit die Wand der Evangelienseite vor dem Hochaltar. Ein Schulmeister wies dem damals noch nicht verehrten Bilde 1697 einen Platz von schlechter Beleuchtung über der Tür zu. Dies erregte allgemein großen Unwillen. Damals sagte ein hochbetagter Mann aus Rasselwitz, Johannes Barnert aus: Die Schweden seien im 30 jährigen Kriege nach Rasselwitz gekommen und hätten das Bild aus der Kirche mitnehmen wollen, doch sei es durch Gnade Gottes und den Einfluß der Katholiken gerettet worden.

Die eigentliche Verehrung des Bildes setzte ein im Jahre 1701. Zahlreiche Pilger strömten herbei. Pfarrer Johannes Meißner fragte die Pilger nach dem Grunde ihres Besuches. Es wurde ihm die Antwort gegeben, das Bild, das sie noch nie gesehen, sei ihnen im Traume erschienen und sie hätten die Mahnung gehört, ihre Zuflucht zur Gnadenmutter zu nehmen. Trotz der Zurückhaltung des Pfarrers mehrte sich die Zahl der Verehrer. Große Wallfahrtszüge und feierliche Bittgänge von Nah und Fern kamen mit Kreuz und Fahnen, unter frommen Gesängen und andächtigen Gebeten nach Rasselwitz und erzählten von empfangenen Gnadenweisungen. Der Archidiakon von Oppeln, Martin Stephetius erschien in Rasselwitz, um die Ursache und den Ursprung der Wallfahrten zu erforschen. Die Pilger nahmen Anstoß an der Untersuchung und widerlegten den Zweifel an den merkwürdigen für wunderbar gehaltenen Zeichen des Bildes. Ununterbrochen strömten viele Tausende Bedrängte und Leidende zu diesem Gnadenorte und bestätigten ihre Erhörungen durch eine Fülle von Weihegeschenken. Am 4. Dezember 1709 drangen nachts Diebe in das Innere des Heiligtums ein und stahlen einen großen Teil des der Gottesmutter geweihten Kirchenschatzes; paar hundert Weihegaben; so an goldenen Geschenken 2 Ketten, 3 Armbänder, 1 Herz, 1 Ring mit 5 Diamanten, 1 Ring mit 1 Rubin, 31 gute Perlen und 1 Halskette von Smaragden. An silbernen Gaben: 3 Kettlein, 1 vergoldeten Gürtel, 7 kleine Kreuze mit Rubin und Diamanten besetzt. Zwei Tage nach dem Diebstahl nahm Pfarrer Meißner eine Bestandsaufnahme der Votive vor. Es waren noch vorhanden an silbernen Geschenken: 99 Täfelchen, 2 metallene Köpfe, 33 Paar Augen, 3 Hände, 39 Herzen, 23 Füße usw. Die Kunde von der Beraubung der Gottesmutter belebte den Wallfahrtsgeist. Große Pilgerscharen zogen, namentlich an Marienfesten und im Sommer nach dem Gnadenort, auch zahlreiche Prozessionen zum Teil unter Führung eigener Geistlichen,

so aus Leuber, Kostenthal, Sabschütz bei Leobschütz, Schreibersdorf, Zülz, Nimsdorf, Lubowitz, Glogau, Kujau und Pramsen. Die Zahl der Votivgeschenke mehrte sich gewaltig. Im Pfarrarchiv sind weit über 200 Weihgaben aus dieser Zeit verzeichnet; ein rührendes Zeugnis vom großen Vertrauen der Wallfahrt zur Gottesmutter. So z. B. stiftete Graf Mettich aus Wiese 1715 eine große Kerze, Frau von Schmeskal 1730 eine mit Steinen besetzte Krone, 1742 die Schulmeisterin aus Dittersdorf ein silbernes Bein, 1758 Frau Weidinger aus Neustadt eine silberne Tafel. Der Rektor des neu errichteten Priesterseminars in Breslau Thomas Anton Müller errichtete am 29. Juni 1739 eine Foundation von 2430 Gulden für Deutsch-Rasselwitz, von deren Zinsen ein Kaplan zur Erhaltung und Vermehrung der schon seit vielen Jahren hier üblichen Andacht vor dem dasigen Gnadenbild Jesu und Mariä zu Dt. Rasselwitz unterhalten werden sollte.

Im Jahre 1758 traf die Pfarrgemeinde Deutsch-Rasselwitz ein großes Unglück. In einer Nacht stürzte die Kirche ein, nur der Hochaltar mit dem Gnadenbilde blieb erhalten. Der Neubau der Kirche zog sich infolge des siebenjährigen Krieges und Geldmangels hin. Die neue Kirche wurde am 8. Dezember 1789 vom Prälaten Richter aus Oberglogau zu Ehren der Immaculata und der hl. Märtyrin Katharina geweiht. Sie wird von Lutsch ein „Barockbau von stattlicher Innenwirkung“ genannt und „dürfte von dem Meister der Kirche in Dittmerau herrühren“. Die Wallfahrten zu dem Gnadenbilde (*gratiosa imago Beatae Virginis Mariae*), von dem der Visitator 1713 bemerkt: „*ad quam Beatae Mariae Virginis imaginem tamquam ad thaumaturgam est magnae processionum et populi concursus*“, hatten wohl infolge der Kriegswirren und der Verarmung des Volkes, der neuen Grenzziehung und infolge der Verkehrsschwierigkeiten, die seit der Regierung Friedrichs des Großen den Wallfahrern gemacht wurden, ganz aufgehört.

Im Jahre 1933 wurde die Kirche durch den derzeitigen Pfarrer und Erzpriester Joseph Schubert erweitert und in folgendem Jahre am 17. Juni von Kardinal Bertram konsekriert.

Unsere liebe Frau von Kleinitz in Deutsch Wartenberg.

Das jetzt in Deutsch Wartenberg befindliche Gnadenbild, eine Holzfigur der Mutter Gottes aus dem 15. Jahrhundert, befand sich vor der Reformation in Kleinitz und wurde vom Volke verehrt. Sein Ursprung wird umrankt von der Sage: Die Kleinitzer glaubten, die Mutter Gottes habe die Figur einem frommen Mädchen geschenkt, durch dieses sei das Gnadenbild an einer Eiche angebracht worden. Darüber wurde eine Kapelle und später eine größere Kirche gebaut, in der das Bild auch durch

die Reformation nicht gestört wurde. Im Jahre 1652 erteilte Bischof Karl Ferdinand den Jesuiten, die kurz vorher Deutsch Wartenberg vom Herrn von Spritzenstein geschenkt erhalten hatten, das Recht, drei Jahre lang die Pfarreien der Herrschaft Wartenberg zu verwalten. Im Jahre 1654 wütete die Pest im nahen Kopnitz. Die Einwohner gelobten eine Wallfahrt nach Kleinitz, die sie am Tage Mariä Heimsuchung ausführten. Von dieser Zeit an beginnen die als wunderbar bezeichneten Gebets-erhörungen, die vom Jahre 1661 durch die Jesuiten in Wartenberg in ein eigenes Gedenkbuch eingetragen wurden. Als im Jahre 1656 in Polen die Kriegesfurie tobte, holten die Jesuiten das Gnadenbild aus der sehr baufälligen Kirche nach Wartenberg in die Schloßkapelle und behielten es trotz des Protestes des Milziger Pfarrers und der Gemeinde Kleinitz in ihrer Schloßkapelle. Später kam es in die nach 1702 erbaute prachtvolle Schloßkirche. Noch jetzt befindet sich das Gnadenbild in diesem Gotteshause.

Über die wechselnden Geschieke des Gnadenbildes orientiert folgendes Schreiben der Gemeinde Kleinitz vom 4. Juni 1787 an das Generalvikariat in Breslau. „Es ist allgemein bekannt, und vielleicht Einem Hochwürdigem Bischöflichen Amte besser als uns, daß in Kleinitz unweit des Dorfes zwischen Eichen auf einem Eichenstocke ein Marienbild gefunden wurde, auf welcher Stelle gleich eine Kapelle ist errichtet worden. Durch die Vermehrung der Katholiken aber ist eine größere Kirche gebaut worden, die des heutigen Tages noch stehet. Hernach sind die Güter von der weltlichen Herrschaft den Herren Jesuitten geschenkt worden. So ist auch das Marienbild von Kleinitz nach Wartenberg genommen worden, vermutlich aus dieser Ursach, weil kein Geistlicher in Kleinitz war, doch mit dieser Bedingnis der Verheißung eines hochwürdigem Bischöflichen Amtes, daß das Marienbild alle Jahr nach Kleinitz mit der Prozession von Wartenberg mußte gebracht werden. Die Prozession ist durch viele Jahre beobachtet worden, aber erst unter dem Herren Gottdefride Schrether im Jahre 1710, Francisco Rinke 1728, Pfarrern von Milzig und Klenitz hat die Unterlassung der Prozession manches Jahr ihren Anfang gefunden, doch sind die Herren Jesuiten durch Angabe deren Pfarrer von einem Hochwürdigem Amte gleich zukünftiges Jahr genötigt worden, die Prozession zu verrichten, bis endlich zur Zeit des Krieges die Russen in unserer Gegend sehr stark plünderten und das Marienbild gar vom Herrn Superior von Reinach nach Czenstochau auf eine Zeit in Verwahrung ist geschicket worden. So ist hernach die Prozession ganz und gar unterlassen worden. Wir als Untertanen konnten unsere Herrschaft dazu nicht bewegen und dem damaligen Herrn Pfarrer Schorsz sind sie auch just nicht auf

das heftigste angehalten, weil der dazu verordnete Wagen in Wartenberg von Russen destruiert war. Da aber die Veränderung mit den Wartenbergischen Gütern, deren wir auch Untertanen sind, auf solche Weise vorgenommen wird, daß wir nicht mehr unter Geistliche sondern weltliche Herrschaft zu stehen kommen und die Andacht nicht mehr pompöser in Wartenberg als in Kleinitz kann gehalten werden, sondern auch noch eher vielmehr in Kleinitz zu vermuten sei, da wir jetzt selbst mit einem eigenen Herrn Pfarrer versehen sind weil es da seinen wahren und wahrhaftigen Ursprung und den Anfang geäußert hat. Die Erfahrung lehrt uns, daß von 30 Meilen Menschen aus Polen zu dieser Andacht am Feste Mariä Heimsuchung erschienen sind und wiederum durch die schon so viele an uns gemachte Fragen erscheinen würden, so bitten wir Scholz und Gerichte untertänigst und gehorsamst Ein Hochwürdiges Bischöfliches Amt um die einzige Gnade, daß wir das Gnadenbild Maria aus der Wartenbergischen Schloßkirche als wahre Besitzer durch unsere wenige angebrachte Ursachen auf immerwährende Zeit nebst den allen dem Bilde mit Recht zugehörigen Sachen erhalten möchten. Wir glauben und hoffen gewiß, erhört zu werden. Für das Bitten bei Gott soll für unsere Hochwürdigste gnädigste geistliche Obrigkeit durch die Liebe wegen Gott in unseren Herzen und den Herzen in unseren Kindskinderherzen nie ausgelöscht werden.“

Pfarrer Josef von Haberkorn, Exjesuit, sprach sich gegen die Überlassung des Gnadenbildes nach Kleinitz aus. Die Jesuiten hatten vor mehr als 130 Jahren das Gnadenbild aus Besorgnis, es möchte in Kleinitz von boshafte Leuten gestohlen werden, nach Wartenberg gebracht. Die Kleinitzer hätten sich schon damals an das Amt um Rückgabe gewandt, aber nur erreichen können, daß die Jesuiten jährlich mit der Statue eine Prozession nach Kleinitz unternehmen. Diese sei auch bis zum siebenjährigen Kriege immer gehalten, dann aber durch Königl. Kammerbefehl auf immer verboten worden, weil mit der Menge des Volkes einige verkleidete Soldaten über die Oder gingen und nach Polen flüchteten. Der neue Besitzer der Wartenberger Herrschaft habe übrigens beschlossen, die Kirche in statu zu belassen und eventuell einen Kaplan in Wartenberg an der Schloßkirche, die wegen des Bildes erbaut worden war, zu fundieren. Graf von Kalkreuth wolle das Titularfest mit aller sonst möglichen Feierlichkeit begangen wissen und auch die Kosten der Feier übernehmen. Auch würde die königliche Kammer die Übertragung des Bildes nach Kleinitz nicht gestatten, da das Interesse des Monarchen darunter litte: Kleinitz sei ein Dorf, Wartenberg aber ein akzisbarer Ort, an welchem durch die häufigen Wallfahrer die königl. Gefälle vermehrt würden.

Auf Grund dieses Berichtes entschied am 22. Juni 1787 der

Apostolische Vikar sich für die Belassung des Gnadenbildes in Wartenberg, zumal da mit der Schloßkirche auch nach der Inbesitznahme durch den Herzog von Kurland keine Hauptveränderung vorgehe, indem sie durch dieselbe den Katholiken auch weiterhin überlassen und einen zu fundierenden Geistlichen erhalten wolle.

Die Jesuiten von Wartenberg fühlten sich, nachdem das Gnadenbild in ihren Besitz gekommen war, verpflichtet, die jährliche Prozession nach Kleinitz mit der denkbar größten Feierlichkeit zu gestalten. Hermann Hoffmann berichtet in seiner Geschichte der „Jesuiten in Dt. Wartenberg“ interessante Einzelheiten über diese Prozessionen: 1656 wurde die Prozession zum ersten Male gehalten. Das Gnadenbild trugen zuerst Saganer Gymnasiasten, dann Ratsherren aus Freystadt und Glogau und der Schloßhauptmann von Lindau. An der Oder wartete bereits auf der anderen Seite schon die Grünberger Prozession. Drei Prozessionen waren aus Polen erschienen; eine geißelte sich mehrere Male während des Hochamtes. Eine Prozession kam mit drei Zisterziensern aus Bomst, eine zweite aus Kopnitz, die dritte setzte sich aus verschiedenen Orten zusammen. Zwei dieser Prozessionen brachten herrliche Weihegeschenke. Im Jahre 1666 waren 13 Beichtväter mit der Abnahme der Beichten beschäftigt. 1699 zählte man über 730 Kommunikanten; 1687 beteiligten sich die Fürstin von Sagan und die Gräfin Dünnerwaldt auf Sabor an der Prozession. Seit 1693 wurde die Statue sechsspännig nach Kleinitz gefahren, 1704 wurde ein neuer Triumphwagen für die Statue angeschafft. 1718 ging die Prozession, die zwei Jahre vorher wegen Pest, Hochwasser und Kriegsgefahr in Wartenberg gehalten worden war, wieder nach Kleinitz., da der Breslauer Generalvikar sein Edikt, das Fest Mariä Heimsuchung in Wartenberg zu feiern, nach dem Grundsatz „cessante causa cessat effectus“ annulliert hatte.

Während die Prozession im Jahre 1718 von Wartenberg aus ging, ließ der Kommandant mit 12 Geschützen Salut feuern; als der Wagen vorüberfuhr, machten alle Truppen knieend Ehrenbezeugung. Er begleitete hoch zu Roß eine Stunde weit das Gnadenbild, ebenso die Fahnen und die Truppen zu Fuß und zu Pferde. Die Zahl der Kommunikanten vermehrte sich in Kleinitz am Wallfahrtsfeste stetig; waren es 1655 nur 900, so stieg ihre Zahl 1716 auf 2000, 1737 auf 3550 und 1749 sogar auf 4300. Als Zeichen der Verehrung des Gnadenbildes wurden sehr viele Motivgeschenke dargebracht. Seit 1737 sang man täglich vor dem Gnadenbilde das Salve Regina oder auch das Ave Maria. Im Jahre 1790 wurde die Prozession nach Kleinitz wieder aufgenommen. Sie hat sich erhalten bis 1831. Im Jahre 1811 waren in der Schloßkapelle am Sonntag nach Mariä Heimsuchung 2000 Wallfahrer aus den eingepfarrten Dörfern erschienen.



Als im Jahre 1702 mit der Stadt Wartenberg auch das Schloß abbrannte, gingen die Jesuiten beim Neuaufbau des Schlosses auch an den Bau einer neuen Kirche, die ungefähr 1710 beendet war. Es ist die heut noch stehende Schloßkirche, im Äußeren freilich unscheinbar, aber ein Gotteshaus von einzig dastehender Raumwirkung, mit sehr farbenfreudigen Malereien bedeckt.

„Die Kirche besteht aus einem nach fünf Seiten des Achtecks geschlossenen Chore und einem weiträumigen, dreijochigen, vom Chor durch einen Gurtbogen geschiedenen Langhause, mit jenem von gleicher Tiefe. Beide Teile sind mit einer Stiehkappentonne überwölbt, deren Widerlager im Langhause in das Innere hineingezogen und als Pilaster-Pfeiler ausgebildet sind, während die des Chores infolge der Verstärkung der Mauern unnötig werden. Die hierdurch hervorgerufene, günstig wirkende Einziehung des Chorraumes kommt im Äußeren nicht zum Ausdruck, sondern die übrigens noch durch flache Pilasterstellung gegliederten Putzflächen setzen sich ohne Andeutung des Wechsels im Innern fort, was den Trugschluß hervorruft, als ob man es mit einem einheitlichen Raum vor vier Achsen zu tun hätte! Die Raumwirkung ist von einer Großartigkeit, wie sie den vorlaufenden deutschen Bauten nicht eigen ist. So bestechend aber diese auch ist, so ungereimt ist mit Ausnahme der reich und mächtig gegliederten, zum Teil vortrefflich ornamentierten Stuckdecke, die Ausbildung im besonderen. Die auf die Deckenfelder in Leimfarben gemalten Bilder, sämtlich auf die Verherrlichung der allerseligsten Jungfrau bezüglich, sind in schreienden Farben gehalten, welche zumal gegen die weiße Tönung der ornamentierten Flächen ebenso unangenehm abstechen wie die Velourbekleidung der Pilaster. Die Chorwände sind in farbigem Stucco lustro behandelt; er hat in neuerer Zeit durch Tünche erheblich gelitten“ (Lutsch, Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Liegnitz III. S. 133).

Die Malereien im Innern der Kirche sind darauf eingestellt, die Hilfe Mariens in allen Nöten des Lebens zu zeigen. Das Gewölbe enthält 4 große Gemälde und an den Seiten je 4 Einzeldarstellungen mit entsprechenden Inschriften:

I. 4 große Gemälde:

- a. *Mirabilia eius in profundo* (Ihre Wundertaten in der Tiefe) Ein Haus inmitten einer Überschwemmung.
- b. *Andidotum in contagione* (Gegenmittel für die Pest) Pestkranke auf der Erde liegend, darüber Engel auf das Bild Mariä hinweisend.
- c. *Adiutorium in bello* (Hilfe im Krieg) ein betender Feldherr, oben Maria.
- d. *Ros in igne* (Tau im Feuer) Wartenberg im Brande.



II. Die acht Seitenbilder stellen dar: auf der Evangelien-
seite:

- a. *Portus in tempestate* (Hafen im Sturm) ein Schiff auf wütendem Meere vor dem Hafen.
- b. *Magistra viae et vitae* (Lehrerin des Weges und des Lebens): eine Frau auf einer Wiese, ein Bergpfad, oben Maria.
- c. *Placatio Domini* (Versöhnung des Herrn): ein unter wilden Tieren stehender Mann bittet Maria, diese bittet Christus.
- d. *Ancora vitae* (Anker des Lebens): eine Ertrinkende fleht Maria an.

Auf der Epistelseite:

- a. *Oculus caecorum* (Auge der Blinden): ein Blinder, oben Maria.
- b. *Liberatrix captivorum* (Befreierin der Gefangenen): ein Gefangener wird befreit, oben Maria.
- c. *Spes aegrotantium* (Hoffnung der Kranken): eine Frau auf dem Krankenbett, oben Maria.
- d. *Vulnerati cordis medela* (Heilung des verwundeten Herzens).

In den Gewölben befinden sich 2 mal 3 Bilder auf der Evangelien-
seite:

- a. *St. Augustinus*. Spruchband: *mater et virgo super omnes benedicta*.
- b. Mariä Verkündigung.
- c. Namenszug Jesu.

Auf der Epistelseite:

- a. *Insigne felicitatis nostrae* (Zeichen unseres Heiles), *speculum sine macula* (Spiegel ohne Flecken).
- b. *Maria cor fidelium* (Maria Herz der Gläubigen), *virga florida Aarons* (der grünende Stab Aarons).
- c. *Vitis germinans botrum* (Weinstock, der Weintrauben erzeugt), *circumscriptio incircumscripti* (Beschreibung des Unbeschreiblichen).

Der Hochaltar, beschafft 1709, zeigt über dem Tabernakel mit dem Kreuz das Gnadenbild der *Virgo Kleinicensis*, darüber die Inschrift: *altare perpetuo privilegiatum* und darüber das Bild Mariä Himmelfahrt. Den oberen Abschluß bilden Engel, die eine Krone halten.

Die Kirche, die trotz gegenteiliger Bestrebungen immer katholisch geblieben ist, enthält außer dem Hochaltar mehrere Seitenaltäre. An den Grafen Sprinzenstein und seine Gemahlin, deren Särge vorübergehend in der Schloßkirche ruhten, die aber später nach Liegnitz überführt wurden, erinnern noch auf der herrschaftlichen Empore der Schloßkirche ihre Gemälde. Herr von Sprinzenstein ist dargestellt „vor seinem Zelte, seinen Feldherrnstab auf die Karte der Herrschaft Wartenberg stützend“. —

Auch heute noch erfreut sich das Gnadenbild großer Verehrung, die sich vor allem am 2. Juli bestätigt.

Die Bruderschaft Mariä Heimsuchung besteht nicht mehr, doch erinnert an die frühere Devotion der Muttergottes durch die Mitglieder der Aufnahmeschein, der das vielgesungene Wallfahrtslied: „Wartenbergisches Ave oder Gruß unserer lieben Frau“ enthält, der mit den Worten beginnt:

„O Maria, sei begrüßt,
Die Du voller Gnaden bist.
Ja, der Herr ist selbst mit Dir
Du und Jesus, seid mit mir!

und mit den Worten schließt:

Von uns wende Sünd und Spott.
Alle Feuers- und Wassersnot,
Hunger, Pestilenz und Krieg
Und verleihe Fried und Sieg. Amen.“

Eckwertsheide, Maria Treu.

Wenn man von Brieg mit der Eisenbahn nach Neisse fährt, erblickt man rechts hinter der Station Friedewalde den Turm der Wallfahrtskapelle Eckwertsheide. Das Dorf gehört zu der 4 km entfernten Pfarrkirche Reinsdorf. An der Dorfstraße des Ortes stand an der durch ein neues Marmorkreuz bezeichneten Stelle früher eine aus Bindwerk gebaute Kapelle. Im Jahre 1754 erkaufte Johann Christophor von Lutzenkirch das Rittergut daselbst und schenkte der Kapelle ein gemaltes Bild „Mariä Treu“, das er als 12-jähriger Knabe vom Bischof von Raab, dem nachmaligen Fürstbischof von Breslau, Kardinal Sinzendorf, als Firmgeschenk mit der Mahnung, dasselbe in Ehren zu halten und, wenn möglich, an einem ehrenvollen Platze aufzustellen, erhalten hatte. Das Bild scheint eine Kopie jenes Gnadenbildes „Mariä Treu“ (virgo fidelis) zu sein, das 1713 in Wien angefertigt und 1719 daselbst als Gnadenbild in der neuen Piaristenkirche der Wiener Josefstadt aufgestellt wurde. Es erinnert an Mariens Treue gegen den hl. Josef und ihre Verehrer.

Das Bild in unserer Kapelle zeigt die Muttergottes, die das mit einem Lententuch bekleidete Jesuskind im rechten Arm trägt; das Antlitz des Jesuskindes und der ein doppeltes Kopftuch tragenden Muttergottes ist lieblich. Ihr blauer Mantel wird durch eine Agraffe zusammengehalten.

1780 oder bald nachher erbaute genannter Lutzenkirch anstelle der alten Kapelle eine neue, wie Erzpriester Franz Zoffeln 1811 schreibt und Gutsbesitzer Herr von Kessel von der verwitweten Frau von Lutzenkirch in Neisse erfahren zu haben erklärt.

Erzpriester Franz von Zoffeln kam beim Generalvikariat im Jahre 1796 um Verlängerung des Meßprivilegs der Kapelle für weitere 5 Jahre ein und bemerkt darin, die ziemlich weitschichtige und mit allem Ornat bestens versehene Kapelle habe auf dem Altar ein Marienbild, „zu dem die umliegenden Dörfer viel Zutrauen haben“. Es müssen damals schon Wallfahrten nach Eckwertsheide stattgefunden haben, denn Herr von Kessel schreibt 1810, er habe Klagen von den zu diesem hl. Bilde von der Ferne herkommenden Wallfahrern vernommen, und es sei allgemeiner Wunsch, daß die Kapelle etwas erweitert würde, weil der größte Teil der Wallfahrer die Gebete auf der Straße verrichten müsse, was namentlich bei schlechtem Wetter sehr unangenehm sei.

Lutzenkirch stattete, wie das von ihm hinterlassene Inventar vom Jahre 1786 bezeugt, die mit einem kleinen Turm geschmückte Kapelle mit großer Opferwilligkeit aus. Zahlreiche Wallfahrer strömten herbei und umlagerten Tag und Nacht das unscheinbare Kirchlein. Viele Motivgeschenke bei dem Gnadenbilde wiesen auf Gebeterhörungen hin. Die Kapelle lag auf dem Schloßgebiete, wird aber von Lutzenkirch in seinem Inventar von 1786 als „öffentliche Dorfkapelle“ bezeichnet. Die Verwaltung und Aufsicht über das Kirchlein und das Vermögen wurde von der jedesmaligen Gutsherrschaft geführt. Im Jahre 1804 errichtete Karoline verwitwete von Lutzenkirch, geborene Kranichstedt, eine Foundation für 36 hl. Messen, bestimmte aber, daß, wenn das Kirchlein abbrennen oder sonst zu existieren aufhören sollte, das Meßkapital an die Pfarrkirche Reinschdorf falle und das Bild dahin überführt werde. Das Gut wechselte seine Besitzer, wobei wertvolle Kirchensachen in Verlust gerieten. Der Gutsbesitzer Herr von Steinhausen in Eckwertsheide versuchte die Kapelle für die Rongesche Sekte in Gebrauch zu nehmen; doch ohne Erfolg, da der Ortspfarrer Giersdorf die Erlaubnis dazu verweigerte. Der Pfarrer nahm dem Gutsbesitzer den Schlüssel und das Inventar ab. Die Verwaltung kam unter die Obhut der Geistlichen Behörde, und die Einnahmen an Zins- und Opfergaben flossen nunmehr dem Kapellenärar zu.

Im Jahre 1867 begann Pfarrer Eduard Elsner von Reinschdorf, da die alte Kapelle baufällig geworden war, einen Neubau. Der Gutsbesitzer von Eckwertsheide Larisch schenkte die Baustelle auf einem wenige Minuten entfernten kleinen Hügel, zu dem eine Lindenallee von der alten Kapelle führt, und der eine reizende Aussicht auf die Grottkauer Gegend bietet. Eine Zeichnung, die durch Vermittlung des Berliner Missionsvikars Müller angefertigt war, schreckte trotz ihrer Schönheit durch ihre hohen Kosten ab. Dagegen fand die Zeichnung vom Baumeister Lüdecke aus Breslau günstige Aufnahme. Oberamtmann Kattner

überwies das Holz zum Dachstuhl, Agnes von Reibnitz veranstaltete eine Verlosung zu Gunsten des Kirchbaues; die Fuhren wurden freiwillig geleistet. Die Wallfahrer opferten etwa 2000 Tlr., so daß der Bau bald in Angriff genommen und nach 2 Jahren beendet werden konnte. An der Vigil von Simon Juda, im Jahre 1869 (27. Oktober) benedizierte Priesterhausdirektor Geistl. Rat Rauer aus Neisse im Auftrage des Bischofs das neue Gotteshaus. Eine nach Tausenden zählende Menge begleitete den feierlichen Zug aus der alten Kapelle in die neue Kirche. Unter Assistenz von 12 Priestern wurde das Muttergottesbild an seinen neuen Standort übertragen.

Im Jahre 1868 erregte die Kunde von der „Erscheinung der Muttergottes“ und der angeblich „wunderbaren Heilung“ des Handelslehrlings Josef Kinne aus Friedewalde, die am 8. Februar 1868 in der alten Kapelle zu Eckwertsheide erfolgt sein sollte, in der Neisser Gegend und darüber hinaus Aufsehen. K. schilderte im Schlesischen Kirchenblatt vom 28. März 1868 den Vorgang. Es wurde von der Bischöflichen Behörde eine Untersuchung eingeleitet, die im Mai desselben Jahres stattfand und keinen günstigen Ausgang für K. zu nehmen verhiess. Doch noch während derselben, unterm 22. Mai 1868, erklärte K. von Warendorf aus in einem Briefe an Pfarrer Gebel zu Friedewalde, er habe die Erscheinung simuliert und bat um Jesu Christi willen um Verzeihung. Nach einem Erlasse des Fürstbischofs vom 30. Mai hat sich auf Grund der Untersuchung evident herausgestellt, daß die wunderbare Heilung des K. auf einer Täuschung seitens des Genannten beruht. Am 11. September 1873 widerrief K. in einem Schreiben an den Fürstbischof seinen „unheilvollen“ Brief vom 22. Mai, den er bloß „aus Furcht vor den Menschen“ geschrieben habe und beteuerte die Tatsächlichkeit der Erscheinung sowie Heilung. Der Fürstbischof antwortete darauf mit einer ernststen Warnung im Sinne seines Erlasses vom 30. Mai 1868. K. war später 22 Jahre lang Einsiedler bei der St. Annakapelle (Neurode), machte 1910 sein Testament, in dem er seine Unzufriedenheit, Verbitterung und Verlassenheit in seiner Krankheit zum Ausdruck bringt, ein Hochamt am 10. Februar jedes Jahres in Eckwertsheide fundierte und die am 8. Februar jedes Jahres zu verteilenden Zinsen eines gewissen Kapitals für Kranke und Leidende in Friedewalde und Eckwertsheide bestimmte, da er an dem genannten Tage seine Gesundheit bei „Maria Treu“ wiedererhalten habe. K., der von einem Bekannten in seiner Jugend als eigenartig und hartnäckig bezeichnet wird, starb 1911.

An der Stelle, wo die Lutzenkirch'sche Gnadenkapelle gestanden hatte, wurde von Pfarrer Elsner laut Schreiben des Hilfsseelsorgers Zwiener 1. Mai 1884, eine andere Kapelle gebaut, um den Platz für künftige Zeiten zu kennzeichnen und um denselben



Gnadenbild Maria Treu in Eckwertsheide

der neuen Kirche als Eigentum zu sichern. Von dieser nicht mehr bestehenden Kapelle, führte die oben erwähnte Lindenallee ins freie Feld hinaus zu der Anhöhe, auf der die im Jahre 1869 benedizierte neue Kirche steht.

Das neue Gotteshaus, vor dem zwei wappengeschmückte Steinfiguren des hl. Johannes von Nepomuk und des hl. Judas Thaddäus vom Jahre 1770 stehen, macht von der Chorseite her mit seinen vielen Pyramiden einen freundlichen, fast imposanten Eindruck. Über dem einzigen Altar ist das mit vielen Votiven auf einer baldachinartigen Rückwand verzierte Gnadenbild „Mariä Treu“ angebracht. Die Sakristei ist an die Apsis angebaut. Pfarrer Welzel ließ im Jahre 1928 durch die Ars Sacra in Prag (Prof. Martin und Smid) die Kirche, in welcher früher Gaida (Sohrau, Oberschl.) Kopien nach Führich angefertigt hatte, neu ausmalen. Drei Fresken an der Decke stellen die Verkündigung, Geburt des Heilandes und die Krönung Mariens dar. Auch beschaffte er für den von ihm erstandenen aussichtsreichen Platz an der Chorseite der Kirche die 14 Stationen des hl. Kreuzweges (Reliefs in Bronzeuß) und versah den von ihm angelegten Friedhof neben der Kirche mit den Stationen des schmerzhaften Rosenkranzes in Bronzeuß, sowie die zur Kirche führende Lindenallee mit ebensolchen Kapellchen in Marterlform, in denen sich die eben falls in Bronzeuß dargestellten Geheimnisse des freuden- und glorreichen Rosenkranzes befinden.

Seit dem 1. Oktober 1927 ist Eckwertsheide durch Erlaß des Kardinals Bertram Kapellengemeinde. Zu Maria Treu wallfahren gern die Gläubigen der Gegend von Neisse, Grottkau, Falkenberg und Münsterberg. Die Zahl der Wallfahrer beläuft sich jährlich auf 10—15 000. Zehn Prozessionen kommen jährlich nach Eckwertsheide.

Der Gotteshausberg bei Friedeberg (Č. S. R.)

Über dem Städtchen Friedeberg, an der Straße von Freiwaldau nach Jauernig, erhebt sich steil der 512 m hohe Gotteshausberg, dessen Granitfelsen eine Wallfahrtskirche krönt. Die Aussicht, die man vom Kirchlein aus genießt, ist so reizvoll, daß sie den Namen des sudetenschlesischen „Rigi“ rechtfertigen kann. Auf der einen Seite erblickt man über den Granitbrüchen von Setzdorf das imposante Massiv des Fichtlich, der Hochschar und der Nesselkoppe. Gegenüber erfreut sich das Auge an dem Anblick weiter Bergwälder, in deren einem wie ein Märchen der uralte „niedere Meierhof“ eingebettet ist. Der Blick schweift weiter hinaus über die preußische Ebene. Man sieht den Spiegel des Stausees bei Ottmachau, die Türme von Ottmachau und Neisse. Ganz links davon das Fürstbischöfliche Schloß Johannesberg sowie zahlreiche Ortschaften.

Auf der Bergplatte befand sich schon lange vor 1712 an einem Eichenpfahle das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes. Später wurde das Marienbild an einem kapellenähnlichen Pfeiler angebracht. Im Jahre 1712 berieten die Ortsvorsteher der umliegenden Dörfer über den Bau einer Kapelle auf dem Berge. Der Ortsgeistliche Friedrich Schubert aus Gurschdorf erwirkte die Genehmigung zum Bau eines Kirchleins. Noch im selben Jahre wurde mit dem Bau begonnen. Es ist rührend zu lesen, wie die umliegenden Gemeinden, Reich und Arm, freudig Opfer brachten, um den Bau durchzuführen. Das neue Marienkirchlein war von Holz und hatte einen Umgang, in dem Beichtstühle aufgestellt waren. Der Stiftsherr, Stadtpfarrer Steckel aus Neisse schenkte das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes und den geweihten Altarstein, Lehrer Förster die Orgel. Am 16. Mai 1713 fand die feierliche Weihe des neuen Kirchleins durch den Pfarrer von Gurschdorf statt. Eine Prozession von vielen tausend Menschen, mit 11 Priestern, begleitete unter Glockengeläut, Pauken- und Trompetenschall das von 6 Schulknaben getragene Muttergottesbild auf den Berg. Fromme Personen stifteten die 7 Freitagsandachten in der Fastenzeit zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes. An Marienfesten namentlich empfangen viele die hl. Kommunion. In diese beim Volke ungemein beliebten Andachten hinein fiel wie eine Bombe das Dekret Josef II., wonach alle derartigen Wallfahrten gesperrt werden sollten. Laut Gubernialdekret vom 12. Januar 1785 erhielten die Friedeberger zwar die Erlaubnis, die auf dem sog. Gotteshausberge befindliche Kapelle offen zu halten, allein unterm 6. Juli desselben Jahres kam der Befehl, die Kapelle niederzureißen und das dortige Frauenbild in die Gurschdorfer Pfarrkirche zu übertragen. Am 30. November wurde auf wiederholtes Ansuchen der Friedeberger die Entscheidung neu bestätigt und die gänzliche Zerstörung der Kirche angeordnet. Im Jahre 1793 wandte sich das Städtel Friedeberg unmittelbar an den Kaiser und bat um Wiederöffnung des gesperrten Gotteshauses und Abhaltung des Gottesdienstes in demselben, bis in Friedeberg eine eigene Kirche erbaut sein würde. Auch dieses Gesuch wurde abgeschlagen. Das alte Bild der Schmerzhaften Mutter Gottes war schon aus der Kirche entfernt und nach der Pfarrkirche Gurschdorf übertragen worden. Nun wurden auch die zum Marienbilde gehörigen Weihegeschenke für Gurschdorf verlangt und zum Bau eines neuen Hochaltars dasselbst verwendet. Glücklicherweise kam es zu einer Abtragung des Bergkirchleins nicht.

1791 erlebte die Stadtgemeinde Friedeberg seitens des Fürstbischofs Schaffgotsch die Ablehnung ihres Gesuches, ein Dreifaltigkeitsgelöbniß für Friedeberg und Sorge zu halten, das mit einer Prozession und Gottesdienst im Gotteshausbergkirchlein

verbunden sein sollte. Die Begründung lautete: Wenn auch gegen eine stille hl. Messe selbst hohen Orts nichts einzuwenden sei, so sei doch der gemeinsame Zug einer verbotenen Prozession nicht unähnlich. Gott werde durch Müßiggang nicht verehrt, der Staat verliere wieder einen Arbeitstag, schließlich könne man das, was man erlaubterweise tun könne, ebensogut auch an einem Sonntage tun. Als die Gurschdorfer Kirche 1833 abbrannte, ging auch das Marienbild des Gotteshausberges in Gurschdorf in Flammen auf. 1864 wurde das Bergkirchlein ruchlos erbrochen und verwüstet, sodaß es im folgenden Jahre am Friedeberger Gelöbnistage von neuem geweiht werden mußte. Leider verfiel das Kirchlein so, daß die Gemeinde vor der Wahl stand, entweder ein neues Gotteshaus zu bauen oder die Wallfahrt ganz eingehen zu lassen. Man nahm seine Zuflucht zur Großzügigkeit des kunstsinigen Fürstbischofs Heinrich Förster, die sich auch diesmal in glänzendem Lichte zeigte. Der Fürstbischof beauftragte den Wiener Dombaumeister Schmidt mit der Ausarbeitung eines Planes und führte den Kirchbau auf eigene Kosten durch. Anfang Mai 1878 wurde mit dem Neubau der Kirche begonnen, am Namenstage des Fürstbischofs die Grundsteinlegung vorgenommen und 1879 der Bau beendet. Leider verunglückten bei dem Bau 3 Arbeiter, einer von ihnen starb bald. Als das in Rom bestellte Bild der schmerzhaften Mutter Gottes angelangt war, fand die feierliche Weihe der Kirche am 30. Mai 1880 statt. Am 17. September 1905 wurde das 25 jährige Jubiläum der Gotteshausbergkirche feierlich begangen. In der Festpredigt schilderte Ortsfarrer Erben die Geschichte des Wallfahrtsortes und ermunterte die Gläubigen zu inniger Verehrung der schmerzhaften Mutter Gottes.

Das aus Granit gebaute Kirchlein ist in rein gotischem Stil gebaut. Es besteht aus Chor und Schiff und ist mit einem Türmchen gekrönt. Das Innere schmückt ein kunstvoller gotischer Altar. Das Altarbild stellt auf dem Goldgrund die schmerzhafte Mutter Gottes dar und ist flankiert von den Standbildern der hl. Hedwig und des Namenspatrons des Fürstbischofs Heinrich Förster. Außer einigen neueren Figuren, u. a. der hl. Anna und des hl. Rochus, besitzt die hellgetönte Kirche nichts Sehenswerthes.

Die Bergplatte ist oben der Aussicht wegen abgeholt. Eine Erholungsstätte, das St. Georgsschutzhaus und Bänke laden die Pilger nach der steilen Wanderung zur Rast ein. Ein Granitfelsen neben der Kirche verewigt auf einer Steintafel das Andenken Dienpenbrocks durch die Aufschrift „Melchiorshut“. Ein anderes Täfelchen erinnert den Naturfreund durch die Worte: „Auf zu Gott!“ an den Dank, den er dem Allerhöchsten im Hinblick dieser herrlichen Bergwelt darbringen soll. Als der zum Gotteshause führende Kreuzweg, der alljährlich von einer großen

Anzahl von Wallfahrten anlässlich der verschiedenen Gelöbnistage besucht wurde, sich im Jahre 1932 in einem trostlosen Zustand befand, stellte die Stadtgemeinde Friedeberg einen ansehnlichen Geldbetrag zur Wiederherstellung bereit. Kardinal Bertram bewilligte eine Beihilfe.

Breslaus Bischöfe haben den Gotteshausberg immer wieder gern besucht und ihren Gästen gezeigt, so Kardinal Melchior von Diepenbrock und Kardinal Kopp und die Königin Karola von Sachsen. Zu besonderem Dank ist die Gemeinde Friedeberg dem hochseligen Fürstbischof Heinrich Förster verpflichtet, der das herrliche Kirchlein erbaut hat. Fast jährlich hatte er schon vor Erbauung des neuen Kirchleins diese Stätte besucht, einmal auch mit seinem Freunde Joseph von Eichendorff. Eichendorff schrieb im Dezember 1856 seiner Tochter nach Neisse: „Gestern fuhren wir schon um 2 Uhr nachmittags in pleno, ich wieder mit dem Fürstbischof, nach Friedeberg und bestiegen dort in der brennendsten Hitze den Gotteshausberg, eine der prächtigsten Aussichten, die ich je gesehen habe. Wir sahen durch den Tubus Neisse ganz deutlich. Dort wurde die Kapelle auf dem Gipfel besucht und darauf in tiefem Schatten Sauerbrunnen mit Wein getrunken.“

Auf dem Gotteshausberge wird vom 1. Mai bis 30. September wöchentlich einmal Gottesdienst gehalten. Etwa 5000 Wallfahrer besuchen jährlich diesen Wallfahrtsort. Es werden ungefähr 120 Kommunionen gespendet. Prozessionen kommen aus den Nachbargemeinden Schwarzwasser, Setzdorf, Gurschdorf, Petersdorf, Jungferndorf, Domsdorf, Wildschütz und Friedeberg an den Tagen der Heiligen Magdalena, Anna, Rochus, Rosalia, Maternus, zu Mariä Geburt, an den Erstkommuniontagen und den Gelöbnistagen der einzelnen Gemeinden.

Friedek Č. S. R. Marienwallfahrtskirche.

Die Entstehung des Wallfahrtsortes reicht zurück in das Jahr 1665. Der damalige Grundherr von Friedek, Graf von Oppersdorf, ließ an dem Platze, wo heute die mächtigen Türme der Wallfahrtskirche aufragen, eine Säule mit einer steinernen Marienstatue aufstellen. Die Gläubigen verrichteten vor der Statue ihre Gebete. So kam auch die Grundherrin von Dobitschau, die von ihrer Krankheit durch keinen Arzt geheilt werden konnte. Wie berichtet wird, hörte sie im Traum eine Stimme, sie möge sich nach Friedek wenden. Sie ließ sich in einer Sänfte zur Bildsäule tragen, wurde gesund und nun eine eifrige Förderin der Wallfahrt an jenem Ort, wo ihr unvergeßliche Gnade zuteil geworden war. Da die Zahl der Pilger zunahm, wurde 1706 um jene steinerne Säule eine Holzkapelle gebaut. Der damalige Grundherr Graf Praschma war der Gnaden-

kapelle nicht hold. Er ließ durch seine Soldaten in der Nacht zum 22. Februar 1712 die Kapelle erbrechen, das Bild von der Säule herabnehmen und in sein Schloß bringen. Da bewaffneten sich die Schloßbewohner von Friedek, umzingelten das Schloß und harrten in treuer Wacht solange vor dem Schlosse aus, bis auf Befehl des damaligen Kaisers Karl VI. das Bild an den ursprünglichen Platz zurückgebracht wurde. Nun begann der Gnadenort immer mehr zu erstarken und weiter bekannt zu werden. In der Zeit der Minderjährigkeit des Erbherrn Johannes Praschma, geboren 1726, führte dessen Mutter Karoline Theresia die Vormundschaft. Unter ihr wurde der Bau der neuen heute noch stehenden Wallfahrtskirche begonnen. Am 4. Oktober 1740 wurde der Grundstein zum Bau gelegt, für den der Fürstbischöfliche Architekt Bartholomäus Wittner den Plan entworfen hatte. Die Erzbischöfliche Kurialkanzlei besitzt in ihren Akten zwei schöne Stiche, einen der Friedeker Marienkirche und eine „wahre Abbildung des Hochaltars in der Marienkirche zu Friedek“ aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Der erste schlesische Krieg und andere Umstände verzögerten den baldigen Fortbau, sodaß der eigentliche Bau erst 1746 begonnen und im Jahre 1751 ausschließlich der Türme weitergeführt wurde. Im Jahre 1776 wurden die beiden schönen Türme unter dem Pfarrer Justus Wilhelm Graf von Praschma mit einem Kostenaufwande von 12 004 fl. gebaut und 1794 der prachtvolle Hochaltar beendet, an dem der Troppauer Baumeister Johann Schubert und die Bildhauer Andreas Schweigel und Josef Kästner aus Brünn gearbeitet hatten. Die Kosten wurden teils durch Opfergelder, die gräfliche Familie Prashma, sowie durch milde Beiträge bestritten. Es war erklärlich, daß der damalige Fürstbischof Schaffgotsch dieses schönste Gotteshaus, das im österreichischen Anteil unter ihm erbaut worden war, auch besonders liebte. Er nannte die Marienkirche öfters seine Lieblingskirche und konsekrierte sie am vierten Sonntag nach Ostern am 13. Mai 1759. Häufig predigte er in ihr, firmte und spendete darin die hl. Priesterweihe. Von ihm stammen übrigens auch sämtliche Altarbilder der Wallfahrtskirche, die er durch den Maler Franz Herbert in Ungarisch-Hradisch hatte malen lassen. Infolge besonderer Gunst dehnte er das von Kardinal Sinzendorf seiner Mutter verliehene Patronatsrecht auf drei weitere Generationen aus. Das Patronat fiel später an das Fürstbischöfliche Ordinariat zurück und ist 1798 am 19. Mai für immerwährende Zeiten der Erzherzogin Maria Christine und dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, sowie deren Besitznachfolgern abgetreten worden.

Die Wallfahrtskirche von Friedek wurde — nach der Beschreibung des Breslauer K. K. Diözesananteils vom Jahre 1828 — von Wallfahrern aus den angrenzenden Königreichen Ungarn

und Galizien und der Markgrafschaft Mähren häufig besucht. Die Zahl derselben, die in großen Prozessionen, besonders am Titularfeste Mariä Heimsuchung (2. Juli) zu derselben pilgerten, betrug 30—40 000. Die zahlreichste und älteste Prozession ist die der Hanaken von Dobitschau und Umgegend. Da es der Kirche an allem äußeren Ansehen fehlte, indem sie, zwischen Klüften und Tälern gleichsam eingeschlossen, keinen ordentlichen Zugang hatte, wurden durch die Wohltätigkeit des Patrons, Erzherzog Karl, mit Unterstützung der Friedeker Bürger und der umliegenden Dorfschaften alle Vertiefungen verschüttet und ein schönes von Statuen belebtes und von einer Baumallee begrenztes Tableau hergestellt. Die Kirche faßte höchstens nur 4000 Personen; deshalb wurde, nachdem Kreuzwegstationen errichtet waren, eine Herz Jesu-Kapelle auf dem Kirchplatze erbaut und 1881 unter Erzpriester Findinski eingeweiht, sodaß jetzt den Tausenden von Pilgern Gelegenheit gegeben war, dem Gottesdienst beizuwohnen. Als eifrige Wallfahrer zum heiligen Gnadenort werden die Erzherzöge Karl, Albrecht und Friedrich mit ihrer Gemahlin und Angehörigen genannt.

Die Breslauer Bischöfe haben wiederholt, Kardinal Bertram dreimal, die Gnadenkirche besucht und sich von der Frömmigkeit und dem Vertrauen der Tausende von Wallfahrern überzeugt. Fürstbischof Melchior von Diepenbrock († 1853) betrachtete den Aufenthalt gelegentlich einer Firmungsreise in Friedek als ein Erlebnis besonderer Art. Wie tief ihn die Andacht der meist slavischen Wallfahrer ergriffen, hat sein Nachfolger Heinrich Förster in dem Lebensabriß Diepenbrocks mit folgenden sinnigen Worten beschrieben: Das freundliche Städtchen, im Besitze des Erzherzogs Albrecht liegt in einer ungemein reichen und lieblichen Landschaft. Gegen Süden erheben sich in blauer Ferne die ausdrucksvollen Berghäupter der Karpathen, deren nähere Abdachungen einen reizenden Gebirgszug, die schlesischen Beskiden mit ihrem Höhepunkte der Lysahora, bilden. Während ihre wellenförmigen Höhen die eine Hälfte der Gegend einrahmen, wird sie auf der anderen Seite von der bewaldeten mährisch-schlesischen Hügelkette umkränzt. Das bald ausgeweitete, bald engere Tal mit seinen grünen Matten, seinen reichen Getreidefeldern, seinen schattigen Hainen ist malerisch mit lachenden Ortschaften und Landhäusern besetzt. Bei jedem Schritte, den der Wanderer tut, ändert sich das herrliche Panorama, das vor ihm ausgebreitet liegt. Der Höhe, von der das herzogliche Schloß, das der Fürstbischof bewohnte, die Umgegend beherrscht, liegt einen anderer Hügel gegenüber, auf dem umgeben von dem Laubdache eines zweifachen Lindenkranzes, die Marienkirche, ein vielbesuchter Wallfahrtsort, sich erhebt. Es war in der Oktave des Festes Mariä Heimsuchung und sowohl die Festwoche, als die

Anwesenheit des Fürstbischofs, der gekommen war, das Sakrament zu spenden, das den Wanderer stärkt auf dem Wege nach dem gelobten Lande, führte diesmal besonders zahlreiche Pilgerscharen herbei. Sie zogen in langen wohlgeordneten Reihen von allen Seiten her durch die Stadt und das Tal, begleitet von ihren Seelsorgern, das Siegeszeichen der Erlösung und die hoch in den Lüften flatternden Fahnen voran. Arm aber reinlich gekleidet, trugen sie ihren Mundvorrat auf dem Rücken, schwarzes Brot und getrocknetes Obst, wozu die frischen Quellen im Tale ihnen den erquickenden Labetrunk boten. Barhaupt die Männer, in weißen Linnen gehüllt die Frauen, sahen sie weder nach rechts noch links, hielten Blicke und Herzen allein auf die Bergkirche, das Ziel der Wanderung, gerichtet, das ihnen friedlich und freundlich, wie ein Gruß der seligsten Jungfrau aus der Höhe entgegenleuchtete. Ihre Lieder und Litaneien aber in der frischen, fröhlichen Sangesweise der Polen und Mähren, hallten weit hin durch die stille Gegend.

Melchior wurde nicht müde, aus den Fenstern des Schlosses jene Wanderzüge zu betrachten, wie sie langsam und feierlich den grünen Hügel sich hinanwandten. Längst verklungene Töne aus dem eigenen Wanderleben seiner Jugend, aus den Alpenfahrten seiner späteren Jahre mit Freund W. und St. wurden in ihm wach. „Wir sind allzumal Pilger und Fremdlinge auf Erden“ — sprach er mit dem Apostel — „ach und daß unser Weg immer in die Höhe führte und wir dabei so wenig bedürftigen von dem Irdischen, wie viel reicher würden wir sein am Himmlischen, wie viel unberührter von all' dem Jammer und Unfrieden, der unser Leben kummert, verwirrt und zerstört!“ Und als es nun Abend wurde und die Pilgerscharen sich um den Berg lagerten, ihn bedeckten, um die Nacht dort durchzuwachen im Gebet, und der Mond hell und voll am tiefblauen Himmel sich erhob, und die Sterne wie Millionen Engelsaugen aus der Ewigkeit auf die stille Landschaft niederblickten, und die Bergkirche mit ihrem Laubdache in den reinsten Conturen über den gelagerten Gruppen sich erhob und die letzten Vogellaute im nahen Schloßgarten verstummten, aber nicht die frommen Lieder, die aus der Ferne herübertönten: da litt es unseren Melchior nicht mehr im Zimmer, er mußte hinaus in die milde, laue Abendluft, zu den frommen Betern auf dem Berge, in die Kirche, aus welcher die brennenden Kerzen wie sprühende Funken durch das Dunkel herüberflimmerten. Und als die Pilger in der hohen, edlen Gestalt, die ihre Reihen durchwandelte, den verehrten Kirchenfürsten erkannten und mit weithin tönenden: „Gelobt sei Jesus Christus!“ freudig begrüßen, und immer zutraulicher ihn umgebend, ihm Hände und Kleider küßten, da hatte er wohl Mühe des Berges Höhe zu gewinnen; fast getragen gelangte er in die Kirche, während der Volksstrom ihm

nachdrängte, den Bischof betend am Altare zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

„Das ist nun“ — sprach er auf dem Heimwege zu seinen Begleitern — „das ist nun das in unserer auf- und abgeklärten Zeit so verpönte Wallfahrten, welches man als Volksverdummung und katholischen Müssiggang verschreit. Da ziehen sie jahraus, jahrein in die Bäder, zu ihren Industrieausstellungen, zu ihren Versammlungen, wenn nicht gar in die Spielhöllen. Scharenweise ziehen sie hin, Hohe und Niedrige, Männer und Frauen, wer die Mittel aufbringt, per Dampf zu Land und Wasser, als hätten sie ein Privilegium für ihre Weltfahrten, die nichts anderes sind als Wallfahrten, nur keine betenden, und dabei gebärden sie sich, als sei der Arme zum Frohne verurteilt bei Tag und bei Nacht, ein Sklave am Mühlrade des Eigennutzes und der Habsucht, selbst ohne Sonntagsrast und Ruhe. Monate, Jahre lang ziehen sie durch die Welt und vergeuden oft, was sie leicht oder gar nicht verdient haben, im emsigen, vielgeschäftigen Müssiggange. Und der Land- und Gewerbsmann, der im Schweiß seines Angesichtes sein Brot ißt, soll nicht 2 oder 3 Tage übrig haben, an denen er singend und betend durch Wald und Flur zieht in die heilige Einsamkeit und nach dem störenden Werktagsleben einmal ganz sich selbst gehörend und seinem Gott. Liegt der Wandertrieb nicht tief und unausrottbar in der Menschennatur? Treibt es ihn nicht unaufhaltsam weiter wie schön das Tal wäre in dem er sich seinen Herd aufgebaut, und wie lieblich der Wald, in dessen Schatten er ausruht? Liegt nicht in dieser unbefriedigten Sehnsucht ein Beweis mehr dafür, daß weit hinaus über die Berge und Täler dieser Erde, daß über dem Grabe erst der Tabor sich erhebt, wo im Verklärungsglänze unsere Heimat winkt und wir mit der Ruhe der Seligen sagen können: Hier ist gut, hier wollen wir unsere Hütten bauen? Jeder folgt dem Geiste, der ihn treibt. Den Einen treibt's in politische Volksversammlungen, in Zweckessen und Gelage, den Anderen in die Gotteshäuser auf den Bergen und in den Talschluchten. Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen!“

Der große Andrang der Pilger aus Mähren dauerte etwa bis zu den Jahren 1875—1880. Mit dem Aufkommen der Wallfahrtsorte Wellehrad und Hostein in Mähren nahm der Zustrom der mährischen Pilger nach Friedek ab, und es kamen nur diejenigen Mähren, die näher bei Friedek wohnten, zumeist aus den Dekanaten Mistek, Freiberg und Neutitschein. Dagegen vermehrte sich die Zahl der oberungarischen Slovaken. Mit den Slovaken, die auch eine Predigt in der Muttersprache in Friedek hören konnten, kamen auch ihre Priester, die im Beichtstuhle aushalfen. Im Jahre 1899 waren in Friedek 52 906, jetzt in der Wallfahrtskirche 20—25 000 Kommunikanten. An den Haupt-

festen Mariä Heimsuchung und Mariä Geburt halfen nach einem Schreiben des Pfarrers Kuczera von Friedek vom 10. 11. 1900 24 bis 30 Priester drei Tage im Beichtstuhle aus. Die Prozessionen — jährlich 28 — wurden von dem Administrator der Marienkirche, dem die Aufsicht über die bei derselben angestellten Altaristen obliegt, der selbst aber dem Ortspfarrer (Erzpriester Müller) untersteht, begrüßt und begleitet.

Die Wallfahrtskirche wurde bis 1927 einer großen Renovation unterworfen. Sie umfaßt gegen 5000 Menschen. Der Hochaltar mit dem Gnadenbilde ist mit zahlreichen Votivgaben geschmückt. Außerdem zieren noch 8 Seitenaltäre und zwar zu Ehren des hl. Kreuzes in einer besonderen Kapelle, des hl. Johannes v. Nep. hinter dem Hochaltar, zu Ehren des hl. Erzengels Michael, des hl. Franz v. Assisi, des hl. Johannes v. Gott, des hl. Josef, des hl. Apostels Philippus und der hl. Hedwig das schöne Gotteshaus.

Groß Neundorf bei Neisse. Mariahilf.

Von Neisse gelangt man am linken Ufer des gleichnamigen Flusses — vorbei an der alten Rochuskirche, der Villa Braunschweig mit dem dabeliegenden Parkgarten, in dem Joseph von Eichendorff im Sommer 1856 und 57 lustwandelte und der Villa Gaschin, in der Leopold Graf Gaschin, der letzte männliche Nachkomme des berühmten oberschlesischen Geschlechtes, vor einigen Jahrzehnten starb —, etwa in einer Stunde nach der in idyllischer Waldeinsamkeit liegenden Wallfahrtskirche Mariahilf. In einer Lindenallee, vor der sich das prächtige Panorama der Bischof- und Silberkoppe entfaltet, steigt man die kleine Anhöhe herauf zum Hauptportal des Gotteshauses, das in Ziegelrohbau aufgeführt und mit einem Türmchen geziert einen schmucken Eindruck macht. Auf dem jüngst gut restaurierten neugotischen Hochaltar befindet sich das Gnadenbild der Mutter Gottes Mariahilf, dessen Original, von Lukas Kranach gemalt, in der Jakobuskirche zu Innsbruck zu finden ist. Die sechs ausgezeichneten bunten Glasfenster stellen die Geheimnisse des freudenreichen Rosenkranzes und die Krönung Mariens dar. Außerhalb der Kirche hinter dem Chor bezeichnet ein Denkmal jene Stelle, wo der Altar der alten Kirche gestanden hat. Daneben sprudeln aus dem Bergabhange drei Brunnlein, deren kaltes, kristallhelles Wasser den Besuchern eine erwünschte Labsal bereitet. Hinter dem Chore beginnt der Kreuzweg, der zum Unterschiede von ähnlichen Anlagen (beim St. Josephskloster in Neustadt, Oberschl.) nicht in gewundener, sondern in gerader Linie von der beim Chor beginnenden 14. bis zur 1. Station, verläuft. Während auf der linken Seite an einer ziemlichen Anhöhe entlang die 14 Stationen sich befinden, sind auf der rechten Seite die

Vorstationen zu sehen. Man wandelt im Schatten hoher Bäume in deren Kronen zahlreiche Vögel ihr Konzert anstimmen.

Es wird erzählt, zwei Mägde aus Groß Neundorf hätten beim Futterholen im Mai des Jahres 1745 das Gnadenbild in dieser Gegend an einem Baume gefunden und ehrfurchtsvoll in ihre Kirche nach Groß Neundorf gebracht. Allein schon in der folgenden Nacht sei das Bild aus der Kirche verschwunden und an dem früheren Baume erblickt worden. Die Einwohner von Groß Neundorf hätten darin eine Mahnung erblickt, daß die Gottesmutter eine Kapelle an dieser Stelle errichtet zu haben wünsche. Sie hätten der Mahnung Folge geleistet, indem sie eine Holzkapelle errichteten und dieselbe später vergrößerten. Der jüngst verstorbene Pfarrer Philipp Bahr von Groß Neundorf, in dessen Sprengel die Kirche „zum Bilde“ liegt, fand aber in dem Begräbnisbuche seiner Pfarrei eine Eintragung, der zufolge schon 1739 das Marienbild verehrt und von Wallfahrern aufgesucht wurde, sodaß man die Wallfahrt schon um 1700 als bestehend annehmen kann. Die Eintragung lautet, „1739, 29. Septembris Seind fünf Weibs Personen, von Schmitsch gebuertig, Ihrer Namen und alter unwissend, welche aus Andacht zu Unsern Lieben Frauen Bildnuss auf dem ... sich haben wollen lassen neber den Neissefluss ueberschiffen den 27. hujus, dass Schiff aber ungefähr einen Stock angestossen und also durch wendung desselben in dem Wasser Ihr Leben haben geendiget, Christl. Katholischem Brauche Nach zur Erden bestättiget worden“.

Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese Kapelle baufällig wurde, beschloß die Gemeinde eine neue gemauerte Gebetsstätte aufzuführen. Der Bauer Franz Binert gab dazu Grund und Boden für einige Zeit — ohne Zinsen, während die Gemeinde Groß Neundorf die Verpflichtung übernahm, bei unzureichenden Mitteln für die Instandsetzung zu sorgen. Da Kapitalien aus gespendeten Almosen vorhanden waren, erteilte die bischöfliche Behörde die Genehmigung zum Bau mit der Maßgabe, für Hand- und Spanndienste solle der Wohltätigkeit Raum gelassen werden. Maurermeister Schneider aus Neuland führte den Bau, der die Gestalt einer Rotunde hatte, für 1033 Taler und 24 Groschen im Jahre 1805 aus. Der Hochaltar der alten Kirche wurde 1817 aus der aufgehobenen Kirche der Magdalenerinnen zu Neisse aufgekauft und das Altarblatt auf Kosten des Bauernsohnes Joseph Schmidt renoviert. Damals wurde auch ein Kreuzweg errichtet, der bis in die 50er Jahre des 19. Jahrhunderts an hölzernen Pfählen angebracht war, die später durch steinerne Nischen ersetzt wurden. Ein stimmungsvolles Bild dieser Kapelle besitzt das Pfarramt Groß Neundorf und das Museum in Neisse.

Das in so romantischer Gegend gelegene Heiligtum wurde aus Nah und Fern von andächtigen Gläubigen viel besucht.

Die Almosen mehrten sich, sodaß die Kapelle etwa zu der Zeit, da Kronprinz Friedrich Wilhelm bei seinem Aufenthalte in Neisse durch ein Machtwort das Fällen der beliebten Rochusallee verhinderte (1866), ein Vermögen von ca. 9000 Talern besaß. Da die Kapelle damals bereits Spuren der Baufälligkeit zeigte und Kapital vorhanden war, setzten Bestrebungen ein, einen würdigen Neubau aufzuführen. Das Generalvikariat nahm von denselben Kenntnis und gab im Februar 1874 dem Stadtpfarrer Kanonikus Neumann in Neisse auf, einen Um- oder Neubau der Kapelle, sowie den Erwerb des sämtlichen Grundes, auf dem sich die Kreuzwegstationen befinden, ins Auge zu fassen und unter Maßgabe der vorhandenen Mittel auszuführen. Da die ganze Gegend mit größter Vorliebe sich diesem Wallfahrtsorte zuwende und die Verehrung der allerseligsten Jungfrau daselbst reiche Nahrung finde, würde er sich die baldige Realisierung der Intention des Fürstbischofs recht angelegen sein lassen. Am 15. März 1874 berichtete das Kirchenkollegium von Groß Neundorf dem Fürstbischof die traurige bauliche Lage der Kapelle: wenn auch alleweile noch keine Gefahr vorhanden sei, daß die ganze Kapelle in Schutt und Trümmer sänke, so drohe doch jeden Augenblick die Decke einzustürzen. Deshalb glaubte das Kirchenkollegium, die Kapelle den Wallfahrern nicht mehr öffnen zu dürfen, und bat den Fürstbischof, das Weitere veranlassen zu wollen. Als der Kanonikus von diesem Schreiben Kenntnis erhielt, erschrak er, Er dachte, ein plötzliches Unglück habe sich ereignet, eilte nach Groß Neundorf, überzeugte sich von den entstandenen Schäden und nahm bald mit dem Baumeister Franke Fühlung, den die ganze Stadt und die Regierung für den zuverlässigsten Baumeister hielt. Dieser beruhigte den Kanonikus und versicherte nach einer Untersuchung der Kapelle, daß von einer Gefahr oder Schließung der Kapelle gar nichts vorliege; sie könne gewiß noch hundert Jahre stehen. Im Auftrage des Pfarrers restaurierte er nun die Kirche „vollständig und gut“ für rund 408 Reichstaler und zwar noch vor Beginn der Wallfahrtszeit. Kanonikus Neumann glaubte nun der Intention des Fürstbischofs durchaus entsprochen zu haben, zumal da auch das Grundstück des Kreuzweges in das Eigentum der Kapelle übergegangen sei. Er erhielt aber am 21. Juli 1874 vom Generalvikariat den leisen Vorwurf eigenmächtigen Verfahrens; das Generalvikariat habe in der Intention des Fürstbischofs den Auftrag erteilt, einen Neu- oder Umbau der Kapelle vorzunehmen, um dadurch die aufgesammelten Kapitalien zum entsprechenden Zweck zu verwenden. Der Generalvikariatsamtsrat Knoblich sei beauftragt, eine Okularinspektion der Kapelle vorzunehmen. Der Kanonikus antwortete darauf unter Anführung von Stellen aus der hl. Schrift, um das Eigentümliche und Erbauende der Mariahilf-Andacht zu würdigen,

Folgendes: Es finde sich hier an schroffen Abhängen ein so heimlicher abgeschlossener Ort in der Waldeinsamkeit, daß dahin täglich einzelne Gläubige der Stadt, nach andächtigem Empfang der hl. Sakramente früh und abends mit ihren Familien gehen, um dort zu beten. Wie geeignet dieser Ort zur Andacht ist, wird jeder fühlen, der ihn fromm besucht. Auch die Prozessionen von Auswärts kommen zunächst zur Pfarrkirche, um dort ihre Beichte und Kommunion zu verrichten, und erst nach dem Pfarrgottesdienst gehen sie den Kreuzweg beim Bilde. Auch müsse die neue Bildkirche bewacht werden und dadurch würde die Wallfahrt „gestört“ werden. Er habe gemeint, bona fide im Sinne des Fürstbischofs zu handeln. Er hoffe, daß der soeben ankommende Sachverständige Knoblich dieselbe Meinung gewinnen würde. Dieser war allerdings anderer Meinung betreffs der „guten und vollständigen“ Restaurierung. Er berichtete am 8. August 1874 dem Geistlichen Amte: In der Äußerung Neumanns, daß mit der jüngsten Reparatur überflüssig viel geschehen sei, sei ein besonderes Verständnis der Wertes, den das Volk auf die Wallfahrt legt, kaum zu entdecken. Die c. 498 Reichstaler seien augenscheinlich weggeworfen. Das Schindeldach sei geblieben. Franke habe den zwei tiefen Strebepfeilern hinter dem Altarraume einen dritten hinzugefügt, und der gewaltige Riß, jetzt kaum ordentlich verputzt, tue dar, daß die plumpen Umfassungsmauern sich gesenkt und nach oben gesprungen seien. Das ärmliche Innere sei mit Motivgegenständen überladen, der Altar nur ein Notbehelf und der Türverschluß dürfte vor Einbruch nicht schützen. Die Kapelle besitze ein Vermögen von 11 000 Reichstalern. Schon für die Hälfte könne ein die ganze Landschaft dekorierender Neubau errichtet werden. Die Stationskapellen müßten unter Baumschutz gestellt und die drei Brunnen in Bassins gekleidet werden, da die Leute täglich daraus trinken. Kanonikus Neumann wolle von all diesem nichts wissen; zumal da im Sommer nur eine hl. Messe dort gelesen würde. Die Gläubigen hätten auch auf eine neue und geräumige Kapelle mit Hallen an den Seiten zum Schutz gegen Hitze und Wetter ein besonderes Anrecht, da sich aus ihrem Scherflein die Summe von 11 000 Reichstalern angesammelt habe. Schließlich empfiehlt er, den Kanonikus, der ohnehin über Überbürdung klage, möglichst zu verschonen. Im Schles. Kirchenblatt erschien im August desselben Jahres ein Artikel, durch den sich Kanonikus Neumann schwer verletzt fühlte. Der Artikel schließt mit den Worten: Die Mittel dazu, aus Scherflein der Pilger angesammelt, sind hinlänglich vorhanden; wer dagegen strebt, verdient nicht den Weihnachtsgruß der bethlehemitischen Engelschar zu vernehmen: gloria in Excelesia deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Neumann war bestürzt darüber, daß er nach fast 50 jähriger priesterlicher

Tätigkeit jetzt in dieser Kapellenangelegenheit die Intentionen der bischöflichen Behörde nicht richtig aufgefaßt und aus Irrtum verfehlt habe, und wies die im Kirchenblatt erhobenen Vorwürfe zurück mit der Bitte, die Ausführung des Kapellenbaues dem Kapellenkollegium, dem Lokalgeistlichen Schilling und den beiden Kapellenvorstehern zu übertragen, ihn selbst aber von der Mitverantwortung zu entbinden. Demütig bittet er am Schluß, er würde sich, falls das Generalvikariat sein Scheiden aus dem Amte wünsche, dem Wunsche sofort fügen und bittet, ihm mitteilen zu wollen, wie er seine Resignation jetzt einzureichen habe, damit nicht neue Bekümmernisse um unseren allgeliebten und allverehrten Herrn Fürstbischof erwachsen. Das Geistliche Amt erwiderte, der Artikel im Kirchenblatt sei keine amtliche Kundgebung. Im übrigen wurde der Wunsch des Kanonikus, daß dem Kapellenvorstande die bauliche Besorgung für die Zukunft überlassen werden solle, genehmigt. Im folgenden Jahre wandte sich Neumann in einem ausführlichen Gutachten gegen manche Vorschläge bzgl. der Ausstattung der Kapelle und sagte u. a.: „Die Kapelle ist eine einsam stehende Gebet- und Feldkapelle und von den Fundatoren nur im Interesse des hinter derselben errichteten Kreuzweges gebaut. Diese Kapelle ist nach der Form der Warthaer Kreuzwegkapelle, nur etwas größer und geräumiger erbaut. Wie die Kapelle in Wartha am Ende des Kreuzweges steht, so ist diese vor dem beginnenden Kreuzweg errichtet und will die Gemüter in die richtige Sammlung und Stimmung für die Kreuzwegandacht versetzen; auch gibt diese Kapelle hier dem materiellen Kreuzwege erst seine feierliche abgeschlossene Gebetsruhe und Waldeinsamkeit. Diese Kapelle soll nach dem Willen der Stifter die Andächtigen auf den Kreuzweg vorbereiten, deshalb wurde eine Maria — und zwar eine Mariahilfkapelle, und zwar so eingerichtet, daß das Auge und die Sinne, nur auf diese Mutter alles Trostes gelenkt (welche zuerst und unermeßlich verdienstvoll den Kreuzweg ging), hier ein Vorbild zur Nachfolge erblickten. Deshalb wurde auf dem von Stein gewöhnlich erbauten Altare ein Marienbild (ein sogenanntes Lukasbild) in reichem Rahmen über das Tabernakel hochgestellt, welches zwei reich vergoldete Engel emporhalten. Über dem Bildrahmen steht ein Maria-Herz in kirchlich üblicher Abbildung mit einem hölzernen kleinen Kreuzchen. Hinter dem Altare hängt ein großes Josephsbild. Und das sind die eigentlichen und einzigen Verzierungen der Kapelle von Anfang an, die anderen Bilder sind Votiva.“ Gegen die Entfernung dieser unter Glas im vergoldeten Rahmen befindlichen 46 Votivbilder erhob er entschiedenen Einspruch. Die eigentliche Wallfahrtskirche sei in Neisse die Pfarrkirche. Das Amt entschied mit Rücksicht auf den bevorstehenden Neubau der Kapelle, abgesehen von einigen wenigen Änderungen, alles beim alten zu lassen.

Am 18. Februar 1883 beschloß der Kapellenvorstand in Anbetracht der Baufähigkeit der Mariahilf-Kapelle, da dieselbe dem Einsturz drohte und außerdem bei dem Andrang der oft nach Tausenden zählenden Wallfahrer kaum einige Hundert zu fassen vermochte, mit Genehmigung der Geistlichen Behörde eine neue größere zu erbauen. Die alte Kapelle sollte solange erhalten bleiben bis der Neubau vollendet und zum Gebrauch übergeben sein wird. Der Neubau sollte dreimal größer sein als die bisherige Kapelle.

Nach Darstellung des verdienten Lokalhistorikers Ruffert bedurfte es erst einer Audienz beim Fürstbischof Robert Herzog, um die dem Neubau entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen und die Genehmigung der Behörde zu erlangen.

Am 13. Juli 1886 wurde zum Bau der neuen etwas westlich von der alten Rotunde gelegenen Kirche der Grundstein gelegt. Acht Schülerinnen der Gemeinde Groß Neundorf, auf deren Grund und Boden das Heiligtum erstehen sollte, trugen in feierlicher Prozession den Grundstein herbei. Nach einem Liede des Kirchenchores und einer Ansprache des Lokalisten Schilling wurde die Stiftungsurkunde verlesen und der Grundstein eingesegnet.

Pfarradministrator Pietsch, später Pfarrer in Steinau Oberschlesien, gestorben als Priesterhausdirektor, ein geistvoller, temperamentvoller Kanzelredner, hielt dann eine Ansprache. Daran schlossen sich die üblichen Hammerschläge. Die alte Kapelle blieb während des Neubaus stehen und erst, als man die Rückwand der neuen Kapelle ausführte, wurde der anstoßende Vorder- teil der alten Kapelle eingerissen.

Am 8. September 1887 weihte der Pfarrer von Neisse, der verdiente tatkräftige Erzpriester Pischel, umgeben von sieben Priestern, unter Teilnahme einer Volksmenge von ca. 6000 Köpfen die Kirche ein. Das Gnadenbild wurde aus der alten Kapelle in die neue Kirche übertragen. Pfarrer Pietsch von Steinau hielt im Freien die Festpredigt, in der er die Geschichte des Wallfahrtsortes skizzierte und den frommen Sinn der Katholiken des Neisser Tales hervorhob. Pfarrer Pischel feierte das feierliche Hochamt. Dann schloß sich ein freudig gesungenes Te Deum und sakramentaler Segen an.

Der Kirchenbau hatte 30 000 RM gekostet, abgesehen von den Spanndiensten. In neuester Zeit wurden wegen großer Risse im Gewölbe die Fundamente der Südseite verstärkt, Anker unter dem Fußboden und über dem Gewölbe eingezogen, das Wasser unter der Kirche durch Auffangbrunnen und Drainage beseitigt.

Das gotische Kirchlein, in grüner Idylle stehend, wurde vom Baumeister Klinke in Neisse unter Oberleitung des Baurats Roesner erbaut und gewährt einen freundlichen Eindruck. Das

Kleinod der hl. Stätte ist das Gnadenbild am Hochaltar. Über dem Tabernakel „auf Holz gemalt hebt sich das mehrfarbige Gnadenbild in zarter Schönheit aus dem goldigen Hintergrunde freundlich hervor. Voll milden Ernstes schaut Unsere liebe Frau den Beter an. Durch den feinen Schleier an der Stirn unterscheidet sich das Gnadenbild von anderen Mariahilfbildern. Maria und das Jesuskind sind mit einer silbernen Krone geschmückt.“ Zu beiden Seiten ist eine Statue der hl. Katharina, der Patronin der Pfarrkirche zu Groß Neundorf und des hl. Rochus, des Schutzheiligen der nahen Kolonie Rochus, angebracht. Die innere Ausstattung der Kirche wurde von Wohltätern gestiftet. Seit dem Jahre 1887 ist das Wärterhaus für 8000 Taler gekauft worden. Die wenig künstlerischen Kreuzwegbilder der Station wurden auf Anregung des Pfarradministrators Schöfer von dem Neisser Historienmaler Knauer durch Führich'sche ersetzt. Das Denkmal, an Stelle des Altars der alten Kirche mit den Figuren der hl. Landespatronin Hedwig und des hl. Jakobus des Älteren, des Patrons der Neisser Pfarrkirche, ist eine Stiftung von Vinzenz Schmidt.

Die Zahl der Wallfahrer zu dem Bilde ist außerordentlich groß. Sie wird auf mindestens 25 000 Personen geschätzt. Einzeln oder in Prozessionen, mit und ohne Geistlichen, strömen die Gläubigen aus den Kreisen Neisse, Grottkau, Falkenberg und Neustadt zum Wallfahrtskirchlein. Stark besuchte Wallfahrtstage sind der 8. September (Mariä Geburt) und an dem darauf folgenden Sonntage als Kirchweihitag, der 29. Juni (Peter und Paul) und der 2. Juli (Mariä Heimsuchung). Seit 1913 halten auf Veranlassung des Pfarramtes Groß Neundorf Franziskaner von der Mährengasse an allen Sonn- und Feiertagen während der Wallfahrtszeit, die mit Christi Himmelfahrt beginnt und bis zum Rosenkranzfeste dauert, hier Gottesdienst. Es wird die hl. Kommunion von ihnen gespendet ;sonst ist kein Sakramentempfang eingerichtet.

Groß Stein. Geburtsort des hl. Hyazinth.

Fürstbischof Heinrich Förster sagt in dem Vorworte zu den „Fünf Zeitpredigten über die christliche Familie“: „Wenn schon nicht zu leugnen ist, daß wir katholischen Schlesier seit langer Zeit, insbesondere aber seit dem letzten Jahrzehnt durch eine ernste Glaubenschule und — dem Himmel sei Dank — nicht ohne Nutzen gegangen sind, so dürfen wir uns auch nicht verbergen, daß für die Herstellung eines frischen religiösen Lebens noch viel zu wünschen übrig bleibt. Auch eine dankbare Beachtung und Würdigung der Glaubenshelden und Heiligen unserer Provinz wäre gewiß von Segen. Der hl. Hyazinth, dieser mutige

Apostel des Nordens, war ein Schlesier, zu Kamien geboren. Seine Grabstätte hat er in Krakau gefunden. Paris hat einen Teil seiner Reliquien, die in der Kirche der Dominikanerinnen auf der Straße St. Honoré aufbewahrt werden. Wir besitzen nichts von ihm. Viele kennen seinen Namen nicht, die wenigsten seine Geburtsstätte.“

Diese Klage des Fürstbischofs enthält eine für unsere Diözese nicht schmeichelhafte Wahrheit. In Polen, Frankreich, Italien, Spanien hochverehrt, ist dieser große Dominikanermissionar in seinem Heimatlande wenig bekannt. Die junge Diözese Kattowitz hat ihn zu ihrem Diözesanpatron ernannt, seine jetzt als Kapelle eingerichtete Zelle in der Dreifaltigkeitskirche zu Krakau, in der ein stark vergoldeter Marmorsarkophag seinen Leichnam birgt und eine silberne vergoldete Kapsel das Haupt des Heiligen enthält, ist dort Gegenstand allgemeiner Verehrung. Im Bistum Breslau ist ihm, abgesehen von seinem Geburtsorte, nur eine freilich außergewöhnlich imposante Kirche in Roßberg bei Beuthen OS. geweiht.

Es muß angenommen werden, daß Groß Stein (poln. Kamien), ein waldumkränztetes Dorf im Angesicht des Annaberges, etwa eine halbe Meile von der gleichnamigen Bahnstation zwischen Oppeln und Groß Strehlitz entfernt, der Geburtsort des Heiligen ist. Der älteste Biograph des Heiligen, Lektor Stanislaus von Krakau (gest. 1365), bezeichnet um 1352 als Geburtsort des Heiligen, der am 16. August 1257 gestorben ist, den Ort Cameyn. Darunter ist Kamien bei Oppeln zu verstehen, da er bei der Anführung eines 1289 — oder schon früher — durch die Fürsprache Hyazinths an Frau Pricislava gewirkten Wunders ausdrücklich bemerkt, die Geheilte sei die Gemahlin „des Ritters Jakob de terra Opolensy, des leiblichen Bruders des seligen Mannes Jaczcho de villa que dicitur vulgariter Camen“ gewesen. Im Oppelner Gebiet gibt es aber kein anderes Kamien außer unserm Groß Stein (poln. Kamien), wo 1271 eine Pfarrkirche erwähnt wird. Ubrigens findet sich in Groß-Stein und nirgends sonst eine seit Jahrhunderten nachweisbare Überlieferung, daß Hyazinth hier geboren sei, auch wird selbst von polnischen Schriftstellern seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts Kamien bei Oppeln als Heimat des Heiligen bezeichnet. Der sel. Ceslaus und die sel. Bronislawa sollen Geschwister Hyazinths gewesen sein. Beides ist falsch, denn der Vita Ceslai, die erstmalig die Nachricht von diesem Verwandtschaftsverhältnis des sel. Ceslaus bringt und die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden ist, kommt gar keine Bedeutung als originale Quelle zu und Bronislawa ist zu der Ehre, eine Schwester des Heiligen zu sein, durch Mißverständnis einer Stelle aus Stanislaus gekommen, wie Berthold Altaner nachweist. Es ist anzunehmen, daß der Ritter-

sitz, auf dem St. Hyazinth in Groß Stein das Licht der Welt erblickte, an derselben Stelle, wo das heutige Schloß steht, oder ganz in der Nähe desselben gestanden hat.

Am 31. Mai 1518 beantragte König Sigismund I. von Polen bei Papst Leo X. eine Untersuchung des Lebens Hyazinths; die Heiligsprechung erfolgte erst am weißen Sonntag 1594 durch Papst Clemens VIII., nachdem die im Jahre 1527 infolge trauriger politischer Ereignisse verloren gegangenen Prozeßakten im Jahre 1580 wiedergefunden waren. Die Kanonisation des berühmten Landsmanns erregte natürlich das Interesse an der Verehrung Hyazinths an seinem Heimatsorte. Später erhielt die Pfarrkirche in Groß-Stein als Mitpatron des hl. Urban den hl. Hyazinth. Im Jahre 1715 wandte sich Magdalena Engelburg Freiin Kotulinska-Krischkowitz, die Witwe des Balthasar Ludwig von Larisch, an Bischof Franz Ludwig: Auf ihrem Gute Groß-Stein und zwar in ihrem Schlosse sei glaubwürdig der hl. Hyazinth geboren, dessen Wundertaten in der ganzen Welt und besonders in Spanien erhellen sollen, der aber auch hier mit großer Andacht verehrt, von vielen Fremden besucht und verehrt wird. Zur Fortpflanzung der Andacht wolle sie nun aus dem Zimmer, wo er geboren, eine Kapelle errichten lassen. Zugleich bat sie um die Genehmigung, daß darin das hl. Meßopfer dargebracht werde. Der Generalvikar Graf von Frankenberg erklärte sich für die Erlaubnis — abgesehen von den vornehmsten Festtagen —, machte aber noch die Einschränkung, daß außer dem Mietspersonal niemand zugelassen werde, sowie daß andere Familien und das übrige Volk von der Pfarrkirche und dem öffentlichen Gottesdienst nicht abgezogen würden; auch solle nicht mit der Celebration bis 12 Uhr mittags gewartet werden. Im Visitationsbericht von 1720 ist zu lesen, daß in der Pfarrkirche viele Votivgaben von Silber von dem Vertrauen auf die Fürbitte des Heiligen zeugten. Damals kamen auch Dominikaner aus Oppeln Sonnabends nach dem Fest des hl. Hyazinth nach Groß-Stein, hielten hier doppelte Vespere und zwei Hochämter mit Predigt. Im Jahre 1743 am 5. November schloß die edle Frau mit dem Provinzial der Dominikaner Pater Gonsalez Schreinitzer aus Oppeln einen Vertrag. Der Orden übernahm die Verpflichtung, für die Fundation zur Verehrung des hl. Hyazinth und Ceslaus [!], die hier auf dem Schlosse Groß-Stein geboren seien, einen würdigen Geistlichen zu besorgen. Die Wahl solle dem jedesmaligen Besitzer des Schlosses zustehen. Der Geistliche solle täglich in der Schloßkapelle zelebrieren, dafür aber ein besonderes Zimmer zur Wohnung, die Kost und 30 Gulden Jahresgehalt haben. Der Besitzer des Gutes hat die Wachlichter, den Wein und was sonst noch notwendig ist, zu beschaffen. Baron Karl Ludwig Hyazinth, der Sohn der im Alter von 92 Jahren verstorbenen

Magdalena ließ die Schloßkapelle inwendig und auswendig renovieren und staffieren sowie den Altar am 13. Juli 1778 durch seinen Anverwandten Mauritius von Strachwitz, Bischof von Tiberias und apostolischen Vikar des Bistums Breslau, konsekrieren. In seinem Testament vom 3. November desselben Jahres bemerkt er, die Schloßkapelle, die seine Mutter errichtet habe, werde von vielen Menschen besucht, besonders am Titularfeste. Er verpflichtete seine Besitznachfolger dazu, die Schloßkapelle zu keinem weltlichen Gebrauch zu verwenden, sowie zur Bereitstellung von 20 Gulden jährlich, wofür Wein, Kerzen, Ornat angeschafft und die Kapelle erhalten werden solle. Am Tage des hl. Hyazinth solle er allen anwesenden Priestern eine Mahlzeit und für die Pferde das notwendige Futter reichen. Ein Inventar am 13. Dezember 1778 von Karl Freiherrn von Larisch in Gr. Nimsdorf ausgestellt, bezeugt die reiche Ausstattung der Kapelle. Der Hauptschmuck, der mit polierten Stein gepflasterten, gewölbten und mit einem Glockenturm versehene Kapelle war der Altar „In dem Altar ist das Bild-Blatt des heiligen Schutzpatrons St. Hyazinth, praesentiret in seinem Habith Prediger Ordens, darauf befindet sich ein vergoldeter Schein von Silber, auf dem Blatt der Statue der Heyl. Muttergottes zwey vergoldete Scheine von Silber; eine vergoldete Monstrantz von Silber, mit 36 Stck. kleinen Diamanten beziehet, auch eine silberne Stola, eine zum Teil vergoldete Lilie von Silber, alles oben benanntes Silber auf das Bildt aufgehäftet. Daß obere Bildt presentirt die Heiligste Dreyfaltigkeit, sambt der Krönung unser Lieben Frauen, drey vergoldete silberne Scheine, ein Zeppter und zwölf Sterne alles von Silber und Vergoldet, nebst zwey Silbernen Höften an der Kleydung ebenfalls vergoldt.“

Erwähnt werden außerdem ein silbernes Pazificale mit Reliquien des hl. Johannes v. Nepomuk, eine kleine vergoldete Silberstatue der Mutter Gottes mit dem Jesukind, in Silber gefasste Reliquien des hl. Ludwig von Frankreich, ein silbernes vergoldetes Pazifikal-Kreuz, mit Reliquien, 10 Meßornate, kostbare Antependien. Dagegen sind nicht erwähnt die Gewandreliquien des hl. Hyazinth.

Mit besonderer Feierlichkeit wurde vom 15. bis 23. August 1857 die 6 Jahrhundertfeier des Hinscheidens des hl. Hyazinth begangen. Der Staffierer Paulus aus Oppeln hatte die Kapelle trefflich restauriert. Die Feier begann den 15. August 6 Uhr abends mit einer theophorischen Prozession aus der Pfarrkirche in die Schloßkapelle, wo nach den feierlichen Vespern und dem hl. Segen die Reliquien — der Gürtel, der Ordenshabit und eine Kappe des Heiligen — ausgestellt waren. Am folgenden Sonntage wurde für die Deutschen sowohl wie für die polnischsprechende Bevölkerung vollständiger Gottesdienst gehalten. Unter den Deutschen be-

finden sich sämtliche Mitglieder und Beamte der gräflichen Familie von Strachwitz aus Stubendorf, sowie Gläubige aus Oppeln und der Umgegend. Die deutsche und polnische Predigt fand im Freien statt. Sonntags und an anderen Tagen der Oktav erschienen zahlreiche Prozessionen: aus Wyssoka, Rosmierz, Tarnau, Konty, Oppeln und eine mit besonderer Feierlichkeit aus Stubendorf. Außer den zwei einheimischen Geistlichen, Pfarrer Scholtyssek und dem Fundatisten arbeiteten 42 auswärtige Priester im Beichtstuhl und hörten ungefähr 2000 Beichten. Außer Montag wurde täglich gepredigt. Freitag trafen mit der Oppelner Prozession 3 Priester ein und konnte so Gottesdienst mit deutscher Predigt stattfinden. Einen erhebenden Eindruck machte die Litanei zum hl. Hyazinth, die von den Priestern und vom Volke gemeinschaftlich vor dem Bilde des Heiligen „in dem Raume, wo einst seine Wiege stand“, gebetet wurde. An den zwei letzten Tagen Sonnabend und Sonntag, war zahlloses Volk in Groß Stein. Noch nie seit Menschengedenken, sagt Kuratus Dr. Swientek in einem Bericht über die Feier im Kirchenblatte 1857, sah Gr. Stein eine solche Menge versammelt. Ungefähr 500 Wagen zählte man am Sonntage. Um 2 Uhr nachmittags war kein Wasser mehr im ganzen Ort zu erlangen. Das ganze Dorf wie belagert, jedes Bauerngehöft überfüllt. Der Patron Graf Hyazinth von Strachwitz trug Sorge für die Verpflegung aller Geistlichen. Das Bild des Heiligen, das Pfarrer Scholtyssek besorgt hatte, fand reichliche Abnahme.

Am 17. August, während der Festoktav, schloß Weihbischof Daniel Latussek in Breslau die Augen zum ewigen Schlummer. 6 Wochen vorher hatte er in Gr. Stein gefirmt und in der Ahnung seines baldigen Hinscheidens vom Hochaltare in der Pfarrkirche Gr. Steins zu den Parochianen die Worte gesprochen: „Meine lieben Kinder, das letzte Mal stehe ich hier auf den Stufen des Altares und in kurzem werdet ihr vielleicht schon hören, ich sei tot — ich bitte euch, betet für mich, denn auch ich werde es nicht unterlassen, euer täglich beim hl. Meßopfer zu gedenken.“

Im Jahre 1894 fand in Gr. Stein die 300 Jahrfeier der Kanonisation des Heiligen statt. In dem festlich geschmückten Dorfe wogte eine freudig bewegte Menge. Zwei Transparente enthielten kurz die Lebensgeschichte des Heiligen. Zur Feier war Domherr Dr. von Montbach aus Breslau, der Domherr Dr. Kubowicz aus Posen herbeigeeilt. Prächtigt gestaltete sich die Festfeier in Krakau, die durch die Anwesenheit des Kardinals Kopp von Breslau und der beiden Grafen von Strachwitz, die sich der Abstammung von der Familie des Heiligen rühmen, ausgezeichnet war. Den Glanzpunkt bildete die Sonntag, den 2. September, von Kardinal Kopp geführte Prozession mit den Haupte des Heiligen zur Kathedrale auf den Wawel.

An der Schloßkapelle, in der seit 1892 durch Privilegium

das Allerheiligste aufbewahrt wird, ist ein Fundatist angestellt, der von der Schloßherrschaft präsentiert wird. Es wird laut Akten des Generalvikariats auch regierungsseitig angenommen, daß die Schloßkapelle nicht nur für die Herrschaft, sondern auch zu gottesdienstlichen Handlungen für die Kirchengemeinde bzw. für die Wallfahrer bestimmt ist und daß die Gemeinde ein Recht auf die Benutzung der Kapelle besitzt. Das Beichthören am Hyazinthfest das früher, als das Schloß jahrelang unbewohnt war, im Schlosse selbst stattfand, ist in die Pfarrkirche verlegt; die Gläubigen, die dem Gottesdienst früher im Schloßparke an der Kapelle bewohnten, sollen sich auf Anweisung der Geistlichkeit auf den Gängen halten und die Anlagen nicht zertreten oder beschädigen.

Die Feier des Hyazinthfestes wird in der Weise begangen, daß am Abende vorher das Allerheiligste aus der Pfarrkirche in feierlicher Prozession in die Schloßkapelle übertragen wird. Am folgenden Tage findet nach deutschen und polnischen Gottesdienst in der Pfarrkirche, in der Schloßkapelle um 8 Uhr deutscher und um 10 Uhr polnischer Gottesdienst mit Predigt und Aussetzung des Allerheiligsten statt. Um 12 Uhr feierliche Vespere im Schloß und theophorische Prozession in die Pfarrkirche. Zu dem Schloßablaß erscheinen noch einzelne Gruppen, während früher auch eine deutsche Prozession aus Oppeln zu Fuß eingetroffen sein soll. Am Sonntag darauf findet der Pfarrablaß statt. 1936 war der Besuch dieses Ablasses sehr stark. 247 hl. Kommunionen wurden gespendet.

Die schmucke, ebenfalls dem hl. Hyazinth geweihte, Pfarrkirche hat nach zweimaliger Vergrößerung in früherer Zeit i. J. 1909—10 unter dem Ortspfarrer, Erzpriester Biltzer eine bedeutende Erweiterung erfahren. Mit ihrem 1930 erhöhten, vielleicht nach dem Vorbilde des Schloßturmes erbauten, Turm fügt sich das Gotteshaus, ein später Nachfahre der alten Urbanus-Kirche, stimmungsvoll in die Landschaft ein.

St. Markus bei Groß Wartenberg.

Es war an einem der ersten schönen Vorfrühlingstage des Jahres 1935, als ich bei strahlendem blauen Himmel mit dem jugendlichen Stadtpfarrer von Groß Wartenberg die von einem steinernen Kreuzweg flankierte Straße zum Bergkirchlein hinauffuhr. Schon der Weg dorthin bot dem Auge manchen Genuß, den Blick in die schimmernde Ebene, auf dunkle Nadelforsten und auf einen beträchtlichen Höhenzug in Polen drüben. Links neben einer baumbestandenen Anhöhe, etwa 4 km von Wartenberg entfernt, hielt der Wagen neben dem hl. Brunnen, dem in früherer Zeit Pilger Heilkraft zuschrieben, und wir standen nach wenigen Schritten an der Südseite des Kirchleins St. Markus,

auf dem Friedhofe, von wo aus sich uns das freundliche Landschaftspanorama im Frühlingsglanze darbot.

Rings von Linden sanft umrauschet
Steht ein Kirchlein alt und grau,
Freundlich lehnt's an einem Hügel
Und ein Busch durchzieht die Au!

Bei dem Kirchlein quillt ein Brunnen,
Der dem Pilger Labsal bringt,
Und ein Kreuz steht an der Quelle,
Das ihm Trost im Leiden winkt.

Eine Glocke haltt vom Turme
Hallt so feierlich und sanft,
Und ein Friedhof ernst umschauert
S' Kirchlein an des Hügels Ranft.

Kinder schlummern hier und Greise,
Schlummern hier dem Himmel zu,
Kummer gingen hier und Leiden,
Gingen heim zu süßer Ruh.

(J. Engelmeier.)

Es ist zu verstehen, daß die Wartenberger sich diesen Friedhof gern zur letzten Ruhestätte auswählten. Hier am Westportal der Kirche ruhen Pfarrer Kupietz, Erzpriester Dilla und Kommissarius Beda Hahn, der geschäftsgewandte, hochgewachsene Restaurator der Pfarrkirche von Wartenberg, der Erbauer des majestätisch neben der Kirche aufragenden Glockenturmes und der vortreffliche Historiker von Groß Wartenberg, Hauptlehrer und Kantor Josef Franzkowski.

Die erste aktenmäßig zu belegende Nachricht über das Kirchlein befindet sich in den alten Grundakten von Groß Wartenberg. Burggraf Abraham Dohna (1592—1613) Besitzer der Standesherrschaft Wartenberg, ein eifriger Katholik, Ritter des hl. Grabes und des Ordens des goldenen Vlieses, verkaufte sein Gut Kammerau 1596 an Barthel von Studnitz und Geroltschütz, behielt sich aber „das Markuskirchlein“ nebst dem Kirchhofe und dem an der Straße belegenen Schatzberge vor. Da nun Wartenberg damals ganz protestantisch war, die Protestanten aber dem hl. Markus ein Gotteshaus sicher nicht geweiht haben, ist die Existenz eines Markuskirchleins vor der Reformation hierselbst zweifellos anzunehmen. Damit stimmt auch die Bemerkung des verdienten Chronisten von Wartenberg, Joseph Franzkowski, in seiner Geschichte der Freien Standesherrschaft der Stadt und des landrätlichen Kreises Groß Wartenberg, der zufolge im Kirchlein

sich noch 1912 ein spätestmittelalterlicher Altarschrein, ein Holzrelief Maria mit dem Jesuskinde aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts befand. Wenn die beiden heute noch in der Kirche befindlichen mittelalterlichen Figuren des hl. Nikolaus und einer hl. Frau ohne Symbole immer im Besitz des Bergkirchleins gewesen sein sollten, so wäre dies ein neuer Zeuge für das Bestehen des Kirchleins um das Jahr 1500. Ein an Ketten hängendes Holzepitaph für die Kinder des Landeshauptmanns Balthasar von Promnitz auf Kammerau aus dem 17. Jahrhundert ist seit längerer Zeit aus der Kirche verschwunden. Das heutige Gotteshaus, ein Schrotholzbau, mit eingezogenen, nach drei Seiten des Achtecks geschlossenen Chore, stammt aus dem 17. Jahrhundert, aus demselben Jahrhundert der Dachreiter. Das Glöcklein darin trägt die Jahreszahl 1599 und die Umschrift: Gottes Segen macht reich. Leider erzählt uns erst ein Visitationsprotokoll von 1721 einiges über den Zustand des Kirchleins. Es war nicht konsekriert, und von einem Katholiken aus Privatandacht „auf dem Berge des hl. Markus“ erbaut, demgemäß hatte er auch die Verpflichtung, es zu unterhalten. Es unterstand keinem Patronat und lag auf der Gemarkung von Kammerau. Gottesdienst wurde nur am St. Markustage — 25. April — mit Prozession abgehalten. Man konnte an diesem Tage nach reumütiger Beichte und Kommunion einen vollkommenen Ablass gewinnen. Der Hochaltar besaß weder Kruzifix noch Leuchter und Decken. Alles wurde am Markustage herbeigeschafft. An der Evangelienseite befand sich ein Kreuzaltar, an der Epistelseite ein Marienaltar. Eine Kanzel war vorhanden, doch fehlten Orgel und Beichtstühle. Am Markustage hörten die Geistlichen bei günstigem Wetter auch außerhalb der Kirche Beichte. Das Gotteshaus war damals sehr reparaturbedürftig, besaß ein Türmchen mit 2 Glocken und war stets verschlossen. Auf dem Friedhofe, den weder Mauer noch Zaun begrenzte, wurden Katholiken und Protestanten getrennt begraben. Den hl. Brunnen am Fuße des Kirchberges erwähnt der Visitor, Pfarrer, Kanonikus Thaddäus Vesper, nicht.

Karl Hannibal von Dohna bestimmte im Jahre 1626, daß sämtliche Pfarrer aus der Standesherrschaft mit ihren Pfarrkindern am Markusfeste prozessionaliter erscheinen sollten. Die Standesherrschaft warf neben dem Offertorium auch etwas Geld, Fleisch und Bier dem Ortpfarrer aus, damit er die Pfarrer und auch die Kirchenoffizianten zu Mittag bewirte. Von wahrhaft sozialer Gesinnung zeugt die letztwillige Bestimmung des genannten Burggrafen im Testament von 1626, daß bei den jährlichen Ablassfesten in der Kapelle unserer lieben Frau zu Bralin und zu St. Markus bei Wartenberg an die armen Leute daselbst jedesmal 300 Reichstaler, die Zinsen eines Kapitals von 10 000 Talern, verurteilt werden sollten. Leider scheint die Stiftung in-

folge der Wirren des 30 jährigen Krieges nicht ausgeführt worden zu sein.

Pfarrer Tschauener berichtet 1811 dem Generalvikariat, zu dem „Gnadenbilde des hl. Markus“ kämen am 1. Sonntage nach Markus aus den Pfarreien Bralin, Türkwitz und Trembatschau eine Prozession von 1200 Teilnehmern mit fliegenden Fahnen und unter dem Gesange geistlicher Lieder nach St. Markus, wo sie mit Glockengeläut empfangen werde. 6 Priester erschienen zur Aushilfe. Nach einer Aufstellung des Generalvikariats vom Januar 1812 betrug die Zahl der Pilger 2000, wozu noch 200 „Ausländer“ kamen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert geriet das Kirchlein in Verfall, so daß im Jahre 1835 die Feier am Markustage hier ausfallen mußte. Durch Sammlungen wurden die Mittel zur notdürftigen Instandsetzung aufgebracht. Auch im Jahre 1848 wurden derartige Arbeiten durch Pfarrer Kupietz durchgeführt. Da der Schrotholzkirche infolge von Senkungen Gefahr drohte, verstärkte man die Stützsäulen und verbretterte die Bohlen, sodaß die Verschiebungen verdeckt und auch die schädlichen Witterungseinflüsse eingedämmt wurden. 1883 ließ Erzpriester Dilla das Innere neu tünchen. Pfarrer Beda Hahn hatte sich die Restaurierung der gotischen Stadtpfarrkirche und den Aufbau des Glockenturmes zum Ziele gesetzt. Die Durchführung dieses Werkes — in der damaligen Zeit eine grandiose Leistung —, verhinderte ihn, an die durchgreifende Instandsetzung der stetig verfallenden Wallfahrtskirche St. Markus heranzugehen. Dieser Aufgabe unterzog sich mit Energie und Erfolg sein Amtsnachfolger, Pfarrer Schölzel. Im Frühjahr 1933 eröffnete der Stadtpfarrer die Vorarbeiten zur Wiederherstellung des Gotteshauses, und führte sie mit einem Kostenaufwande von etwa 10 000 RM in dem Jahre 1934 mit Beihilfe der Provinz, des Staates, kirchlicher Mittel und erfolgreicher Sammlungen in der Parochie durch.

Das Gotteshaus erhielt ein festes Fundament aus Beton, die Balken wurden sämtlich ausgewechselt und größtenteils durch neue ersetzt. Das interessante Mansardendach allein blieb in seinem bisherigen Zustand erhalten. An der Nordseite wurde die neue Sakristei erbaut. Die vom Bauunternehmer Radler ausgeführten Arbeiten standen unter Leitung des Regierungsbaurates Herrmann-Oels. Provinzialkonservator Dr. Grundmann machte sich durch sachkundigen Rat und materielle Förderung verdient. Im folgenden Jahre ging man an die Herstellung des Inneren. Der Hochaltar — der einzige Altar im Gotteshause — ein der Mitte des 17. Jahrhunderts entstammendes Werk in Muschelohrenstil mit dem Bilde des hl. Markus wurde durch Kunstmaler Schneider stilmäßig staffiert. Schneider hat auch der Kirche passende Tönung gegeben. An den Seiten des Altars fanden zwei

wohl dem 18. Jahrhundert angehörige, große Barockfiguren, St. Peter und Paul Aufstellung. Auch wurde die Kanzel sachgemäß konserviert.

Die neuangeschafften Kirchenbänke sind geeignet, den freundlichen Eindruck des Gotteshauses zu erhöhen. Da von dem alten Bauwerk eigentlich nur das Dach übrig geblieben war, mußte die Kirche von neuem geweiht werden. Am 17. September 1934 fand die feierliche Benediktion durch Erzpriester Wycisk statt zur großen Freude der Parochianen und aller Freunde des friedlichen Bergkirchleins.

So ist es denn in diesem Jahr noch möglich worden
Zu schaffen das, was lange wir erstrebt, —
Und heute singen wir in freudigsten Akkorden,
Da wir des Kirchleins Weihefest erlebt, —
Das Fest, das Gott der Herr aufs Höchste uns verschönt,
Indem das heilige Werk sein Segen ewig krönt.

(Franzkowski.)

Die Markuskirche ist nach ihrer Erneuerung ein mit besonderer Freude aufgesuchter Andachtsort geworden, nicht zum mindesten auch für die jenseits der ganz nahen polnischen Grenze wohnenden deutschen Katholiken, die zu Hunderten zum Markuskafte im Bergkirchlein erscheinen.

Am Sonntag nach dem Patronatsfeste (26. April) setzt sich früh um 8 Uhr von der Pfarrkirche in Wartenberg eine große Prozession in Bewegung. Die Klänge der Musikkapelle werden hinter der Stadt abgelöst durch das Beten der Kreuzwegandacht. Sobald die Prozession in der Kapelle angekommen ist, wird zunächst ein Hochamt zu Ehren des hl. Markus gehalten. Darauf folgt die Festpredigt und sodann ein zweites Hochamt für die Wallfahrer. Nach dem Gottesdienst entfaltet sich außerhalb des Friedhofes auf dem freien Platze ein lebhaftes Treiben bei den zahlreichen Verkaufsständen und Buden. Gegen 1 Uhr tritt die Prozession den Rückweg an, wird vor der Stadt von den Geistlichen abgeholt und in die Pfarrkirche geleitet. Mit dem hl. Segen in der Pfarrkirche findet die Feier ihren Abschluß.

Das Wallfahrtskirchlein hatte zweimal die Freude, den Besuch des Diözesanbischofs zu empfangen. Kardinal Bertram weilte anläßlich der Spendung der hl. Firmung am 27. und 28. April 1924 in Wartenberg. Er führte damals die Wallfahrtsprozession selbst hinauf und hielt die Festpredigt. Einen zweiten Besuch stattete er der Kirche am 20. August 1934 ab, auch anläßlich der Spendung der hl. Firmung. Es war ein herrlicher Sommertag. Gläubige aus der Stadt und allen umliegenden Dörfern waren erschienen, ihn zu begrüßen. In der Kirche stauten sich die Menschen Kopf an Kopf. Er sprach von der Kanzel erhebende

Worte über den Glaubensgeist, Gebetsgeist und Opfergeist und besuchte auf dem Friedhofe die Priestergräber.

Vom Bergkirchlein St. Markus schweifen die Gedanken zu dem Grabe des hl. Markus an den Gestaden der blauen Adria, über dem sich, in Gold und den Mosaik strahlend der Wunderdom St. Marco erhebt. Mit rührender Liebe brachten die Venezianer aus den Ländern, von denen sie siegreich Besitz ergriffen, Kostbarkeiten herbei, um damit ihre Markuskirche zu schmücken. Liebe zum Schutzpatron St. Markus ließ unter schwierigeren Verhältnissen, die Einwohner Wartenbergs die Mittel aufbringen zur Wiederherstellung ihrer schlichten Schrottholzkirche St. Markus auf dem Schatzberge von Kammerau.

Grüssau. Stiftskirche Gnadenhaus Mariä.

Die im Ziedertal anmutig gelegene ehemalige Zisterzienserabtei Grüssau, seit 1920 von Benediktinern bewohnt, besitzt in ihrer reizvollen Marienkirche — dem bedeutendsten Rokokogotteshaus im deutschen Osten —, von dessen Türmen unlängst die Glocken mit ihrem wunderbar herrlichen Klange die Gläubigen zur 200-Jahrfeier der Konsekration einluden, ein sehr verehrtes Gnadenbild „Gratia sanctae Mariae“. Es entstammt dem Mittelalter und stellt auf Goldgrund Maria mit dem Jesuskinde dar, das eine kleine Schriftrolle im Arm trägt. Die Zeit der Entstehung des Gnadenbildes, das später übermalt wurde, kann nicht angegeben werden. Nach der übereinstimmenden Angabe der Klosterchronisten soll das Bild beim Hussitensturm 1426 von einem Mönch verborgen worden sein. Der Ort des Versteckes blieb etwa zwei Jahrhunderte lang unbekannt. Als man aber am 18. Dezember 1622, gleich nach dem Regierungsantritt des Abtes Adam Wolfgang, bei den infolge eines Brandes notwendig gewordenen Wiederherstellungsarbeiten der Kirche den Fußboden der Sakristei aufriß, fand man eine Kiste aus Eichenbrettern und in ihr das Gnadenbild. Abt Wolfgang stellte das Bild zunächst auf einem Altar der Klosterkirche auf und später in dem von ihm hergestellten Kirchlein im Klosterhofe. Nun wurde das Bild das Ziel frommer Wallfahrer, bei denen auch von vielen Gebetserhörungen und Krankenheilungen berichtet wird. Dieses Kirchlein erhielt vom Volke den Namen „Wallfahrtskirchlein“.

Zum Andenken an die Auffindung des Gnadenbildes stiftete Abt Wolfgang ein Tafelbild, das im Erzb. Diözesanmuseum in Breslau aufbewahrt wird. Unter dem Schutzmantel der mit der Kaiserkrone geschmückten Gottesmutter kniet der Abt (Portrait) nebst 11 Conventualen des Stiftes in betender Stellung. Auf dem Spruchbände, das an der Mantelspange Mariens befestigt ist, liest man die warmherzigen Worte:

O Maria flos virginum
Velut rosa et lilium
Funde preces ad filium
Pro salute fidelium.

O Maria solacium
Nostrum sis atque gaudium
Tu nos post hoc exilium
Choris iunge coelestium.

O Maria, Blüte der Jungfrauen
Wie eine Rose und Lilie
Trage die Bitten zum Sohne
Für das Heil der Gläubigen.

O Maria, sei unser Trost
Und unsere Freude,
Nach dieser Verbannung vereinige
Uns mit den Chören der Himmlischen.

Darunter erblickt man die Wappen des Abtes und des Stifters sowie die Jahreszahl.

In den folgenden Jahren des 30jährigen Krieges hörten die Wallfahrten infolge der großen Unsicherheit auf. Daher wurde das Gnadenbild in die Kirche übertragen, von Abt Andreas Michaelis (1653—1660) aber wieder ins Wallfahrtskirchel zurückgebracht. Unter Abt Bernhard Rosa, dieser markantesten Erscheinung unter den Vorstehern des Grüssauer Zisterzienserklosters, begann nach einigen Jahren die Neubelebung der Marienwallfahrt, hauptsächlich durch Pater Alexander Kobilnitzki. Das Gnadenbild wurde in die Klosterkirche übertragen und erhielt seine Stelle auf dem Hauptaltar der Dreifaltigkeitskapelle der ehemaligen Stiftskirche. Der Abt ließ es mit einer blumenverzierten Platte aus Silber verkleiden, die nur Gesichter und Hände Mariens und Jesu freiließ. Dieser 1694 errichtete Altar, ein Werk reichsten Barockstils, kam beim Abbruch der alten Klosterkirche in die Pfarrkirche von Neuen.

Wie in anderen Gegenden Schlesiens, so war auch hier die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts der Höhepunkt der Wallfahrt, wie die zahlreichen Weihegeschenke bezeugten, die teils in den schlesischen Kriegen, teils 1809 staatlich beschlagnahmt wurden. Grüssau war damals das „Wartha“ und „Albendorf“ für die Umgegend auch nach Ostböhmen hin. Ein Jubeltag für das Gnadenbild wurde der 1. Oktober 1735. An diesem Tage erhob Abt Benedikt II. Seidel das Gnadenbild auf seinen neuen Thron am Hochaltar der vollendeten Klosterkirche. Der Abt scheute keine Mittel, das

Gnadenbild prächtig auszustatten. Er ließ durch den Breslauer Meister Benjamin Hentschel einen prächtigen Silberrahmen für das Bild verfertigen, geschmückt mit reizendem Schnörkelwerk, das durch sieben schöne Engelköpfchen belebt ist, unter dessen Füßen die Wappen von Abt und Konvent zu Grüssau angebracht sind. Die Zisterziensernonnen von Trebnitz stickten einen kostbaren Baldachin für das Gnadenbild.

Im Jahre 1741 flüchtete Abt Benedikt II. mit dem Gnadenbild nach Böhmen, in die Schloßkapelle zu Rognitz, und brachte es nach einem Jahre nach Grüssau zurück. Die Wallfahrt lebte wieder auf, und Abt Plazidus Mundfering (1768—1787) ließ das Gnadenbild an den großen Wallfahrtstagen den Besuchern zum Kusse reichen. Am Himmelfahrtsfeste wurde es in einem zierlich geschnitzten Schrein in Prozession über den Klosterhof getragen. Zu diesen Feiern kamen außer den Pfarrern des Klosterlandes auch viele auswärtige Pilger.

1811 kamen in die Klosterkirche nach Grüssau aus Neuen Görtelsdorf und Kl. Hennersdorf 150 Pilger mmit einem Priester zum Kirchweihfeste, wozu der interimistische Pfarrer Leistritz bemerkt, die Prozession könnte ohne Nachteil unterbleiben. Zum Josefsfeste kamen im genannten Jahre aus Neuen Görtelsdorf und Kl. Hennersdorf 200, aus der Pfarrei Liebau und Schömberg 340 bzw. 360 Wallfahrer, zu Klosterzeiten auch 5 fremde Geistliche. Hier bemerkt Leistritz, das Unterbleiben dieser Prozessionen würde große Sensation unter dem Volke verursachen. Nach der Feststellung des Generalvikariats gab es beim Josefsablasse 4—5000 Wallfahrer.

Die Säkularisation des Klosters gebot weiteren Wallfahrten Stillstand. Pater Nikolaus von Lutterotti, der Historiker des Klosterlandes Grüssau, erzählt stimmungsvoll: „Das Heiligtum verödete, die Pilger vergaßen den Weg nach dem still gewordenen Ziedertal, die Mönche waren vertrieben, die herrlichen Gottesdienste mußten eingeschränkt werden. In stiller Trauer stand das Gnadenbild auf dem Altar. Man konnte ihm das Klagewort des Propheten zurufen: „Wie ist sie nun so einsam, die einst so reich war!“ Aber ganz vergessen war es doch nicht. Wenigstens die Grüssauer hielten ihrer Schutzfrau unverbrüchlich die Treue. Sie blickte voll Milde herab, wenn Grüssaus blühende Jugend vor dem Hochaltar den Bund fürs Leben schloß. In heiligem Opfergang trugen sie ihre neugetauften Kindlein um den Gnadenaltar. Vor dem Gnadenbild schütteten sie so oft in ihrem an Arbeit und Sorgen überreichen Leben das schwere Herz aus, bis der letzte Abschnitt kam. Da stellten sie ihre Toten noch einmal vor die Schranken des Altars und dankten der Gnadenmutter mit einem Salve Regina, bevor sie die stillen Schläfer hinaustrugen aus der Kirche, die ihnen allen zum Gnadenhaus geworden war!“

Als die Benediktiner 1920 in Grüssau eingezogen, lebte auch die alte Marienwallfahrt wieder auf. Nach Tausenden zählen die Einzelpilger, die Mariens Gnadenort aufsuchen und zahlreiche Priester bringen jedes Jahr auf seinen Altären das heilige Opfer dar.

Der Abt des neuen Benediktinerklosters, Albert Schmitt, ließ 1928 den alten Brauch, das Gnadenbild vom Hochaltar herunterzunehmen und dem Volke an den Chorschranken zu zeigen, wieder aufleben. „Da zeigt sich“, schreibt P. Nikolaus in seinem Aufsatz: „Das Grüssauer Gnadenbild“ weiter „die tief eingewurzelte Marienliebe der schlesischen Katholiken in rührender Weise. In dichten Scharen knien vor dem kerzenumflimmerten Bild Kopf an Kopf bärtige Männer und fromme Mütter mit ihren Kindern. Voll Vertrauen schauen sie in das unendlich gütige Antlitz der Gnadenmutter. Nach der Pontifikalvesper wird das Gnadenbild Mariens auf den Klosterplatz hinausgetragen, um ihr Grüssau zu segnen. Vier Diakone tragen das ehrwürdige Bild auf den Schultern. Hell schwingen sich die alten Marienlieder zum blauen Himmel auf. Das ist ein Jubeln und Grüßen, ein Huldigen und ein Danken von elementarer Kraft. Heute macht sich jahrhundertlang vererbte Liebe einmal Luft. Die Prozession zieht durch die Allee zur gewaltigen Fassade zurück. Nun versteht man erst ihren geistreich durchdachten Schmuck. Alles weist auf ihren hl. Schatz hin, auf das alte Gnadenbild. Gnadenhaus Mariä! Der Name befremdet manchen im ersten Augenblick. Nun begreift man, daß diese Kirche gar nicht anders heißen kann. Unter den Freudensymphonien der Orgel kehrt Maria in ihren Chor zurück. Die Mönche umgeben im Halbkreis das Gnadenbild, in ihrer Mitte der Prälat mit seiner Assistenz. Kloster und Gemeinde weihen sich aufs neue der himmlischen Mutter. Dann stimmen die Mönche das Salve Regina an, das alles enthält, was in dieser Feierstunde das Herz bewegt. Wie glücklich fühlt sich Grüssau mit seinen Pilgergästen unter dem Schutzmantel der gütigen, milden, süßen Jungfrau Maria!

Heute wird die Kirche nimmer leer. In lodernen Pyramiden flammen die Opferkerzen auf den Lichterständern. In ihrem Schein kniet die stille Menge. Kein Wort ist vernehmbar und doch spürt jedes Herz, Maria blickt auf sie, auf ihren Armen das Gotteskind. Auch sie schweigt und doch hört jeder die Antwort auf sein Flehen. Still aber wunderstark wie die göttliche Gnade ist auch das Walten der Ausspenderin der Gnadenschätze Gottes: „*Gratia sanctae Mariae*“.

Hochkirch. Marienwallfahrt.

Von einer mäßigen Anhöhe, einem Ausläufer des niederschlesischen Katzengebirges, südöstlich von Glogau grüßt die Kirche von Hochkirch die weite grüne Ebene. Den Namen verdankt das Dorf seinem Gotteshause, als dessen Pfarrer schon 1291 der Priester Woyslaus genannt wird. Als Schutzheilige der Kirche werden 1580 erwähnt die hl. Gottesmutter Maria, Johannes Baptista und die hl. Barbara. Rühmend erwähnt wird durch den Visitator Johannes Briger, Archidiakon von Glogau, daß im genannten Jahre 900 Personen unter einer Gestalt kommuniziert hätten (nicht, was der Papst damals erlaubt hatte, unter beiden Gestalten). Leider schlug schon 1598 am 30. Juli der Blitz in den Turm ein, und die Kirche brannte ganz aus. Damals verbrannten auch alle alten Schriften. Nur das Gnadenbild, ein sehr altes kunstvolles Schnitzwerk aus Holz, Maria mit erhobenen Händen in betender Stellung darstellend — wohl Maria im Ährenkleid als Tempeljungfrau — blieb erhalten. Merkwürdigerweise heißt es im Visitationsbericht von 1670: „Man weiß nicht, wann die Kirche gebaut worden ist, aber nach einem Gerücht gehört sie zu den ältesten Kirchen. Niemals war sie im Besitz der Häretiker. Nichts ist vorhanden über die Errichtung, nichts über die Einkünfte, alles ist verloren gegangen“.

Die erste zuverlässige Nachricht über die Wallfahrt nach Hochkirch findet sich ebenfalls im Visitationsbericht von 1670. Sie lautet: „Eine feierliche Prozession geht mit Erlaubnis des neuen Bischofs am Feste Mariä Geburt von der Totenbruderschaft bei den Franziskanern von Glogau aus, mit vielem Volk aus verschiedenen Orten, nach Hochkirch.“ Dabei wird bemerkt: „Dicitur alias hic locus olim fuisse multum miraculosus!“ Demnach kann man annehmen, daß schon im 16. Jahrhundert Hochkirch den Ruf einer besonderen Gnadenstätte hatte. Scharenweise strömten, nach dem Berichte von 1687, aus der Umgegend auch aus dem Liegnitzer und Wohlauer Fürstentum und dem benachbarten Polen die Gläubigen zum Feste Mariä Geburt herbei, sodaß Kirche und Kirchhof sie nicht fassen konnten. Die Zahl der Wallfahrer wird an dem genannten Tage auf viele Tausend angegeben. Im Jahre 1686 wurden etwa 2700 Beichtleute gezählt. Beim Amtsantritt des Pfarrers Roth 1678 waren es nur 1750. 1704: 6570 Kommunikanten. Gegenwärtig sind besondere Wallfahrtstage das Fest der Allerheiligsten Dreifaltigkeit und Mariä Geburt, an denen jährlich durchschnittlich 8000 Pilger den Gnadenort besuchen.

Eine wesentliche Umgestaltung erfuhr die Kirche durch den Landeshauptmann des Herzogtums Baron Abraham von Dyhern, der nach dem Zeugnisse der Visitation von 1679 die ganze Kirche nebst dem Hochaltar und dem Seitenaltar auf der Evangelienseite

erneuern ließ. Dieser großzügige katholische Magnat beschaffte außerdem eine Orgel, fundierte 1500 Taler die zur Besoldung des Organisten dienten und errichtete die 15 Rosenkranzkapellen von Glogau bis Hochkirch. Am 1. Juli 1724 wurde die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt vom Breslauer Weihbischof von Sommerfeld feierlich eingeweiht. Pfarrer Bittner baute einen neuen (nicht weniger als schönen) Turm an die Kirche.

Auf vielen Stufen steigt man zum Kirchenplateau empor, vorbei an einer steinernen Kreuzigungsgruppe und an barocken Heiligenfiguren. Links vor dem Gotteshause erblickt man die Olbergskapelle, die im Jahre 1755 errichtet wurde und ein vom Maler Förster aus Glogau, dem Vater des Fürstbischofs Heinrich von Breslau, gemaltes Bild Christus am Olberge aufweist. Die an der Außenseite mit Grabdenkmälern längst verstorbener Edelleute geschmückte Kirche wurde in neuerer Zeit unter Pfarrer Hubrich glänzend restauriert. Sie zählt 7 Altäre, unter denen der Hochaltar mit dem Gnadenbilde und der reich gehaltene Altar der 14 Nothelfer mit großen Figuren bemerkenswert ist. Ein Kunstwerk im Geiste des Rokoko gehalten ist die originelle Kanzel; sie stellt plastisch im unteren Teil die wunderbare Speisung der 5000, im oberen die Verklärung Christi dar. Das Gnadenbild ist eine hölzerne Statue und nach Pfarrer Majunke uralt. Maria ist ohne das göttliche Kind mit gefalteten Händen dargestellt. Die Figur ist bei den Bränden und Verwüstungen der Kirche stets gerettet worden und hat vor nicht langer Zeit eine neue Fassung erhalten. Echte Diamanten schmücken die das Haupt Mariens umgebende Krone. Vor dem Gnadenbilde stehen Engelsfiguren mit Leuchtern, rechts und links sieht man Darstellungen der hl. Anna und des hl. Joachims, der Eltern Mariens. Im Jahre 1811 erschienen am Feste Johannes des Täufers am Sonntage der hl. Dreifaltigkeit und zu Mariä Geburt 3—5000 Menschen, aus dem Herzogtum Warschau jährlich gegen 1000 Personen.

Die Kirche ist reich an herrlichen Paramenten. Unter den Gemälden an den Altären sind hervorzuheben ein Bild der heiligsten Dreifaltigkeit und am Barbaraaltar die hl. Barbara, wie sie einem reumütigen am Galgen hängenden Verbrecher, dem das hl. Sakrament gereicht wird, Versöhnung bei Gott erwirkt. Die kostbarste Reliquie besitzt die Wallfahrtskirche in einer echten Kreuzpartikel.

In den sechziger Jahren schenkte Herr von Köller mit seiner Gemahlin Hedwig geb. Gräfin Zieten den bei Hochkirch gelegenen Kreuzberg der Wallfahrtskirche, ließ Kapelle und Kreuzwegstationen erbauen und fundierte seine Stiftung. Ganz merkwürdig war das Auffinden einer Quelle auf dem Berge am 2. Juli 1872.

Das Pfarrarchiv enthält zahlreiche „Mitteilungen über wunderbare Heilungen und Gebetserhörungen“, die auf die Für-

sprache der Gnadenmutter geschehen sind. Der Kirchhof von Hochkirch weist die Gräber hervorragender Persönlichkeiten auf, des Pfarrers Aurelius Meinhold von Hochkirch, eines Konvertiten, des Sohnes von Pastor Wilhelm Meinhold aus Pommern, Verfassers der Bernsteinhexe; ferner das Grab des Pfarrers Dr. Paul Majunke, der als Redakteur der Germania in den Stürmen des Kulturkampfes, als Parlamentarier, Literat und Seelsorger in weiten Kreisen bekannt ist; das Grab des Konvertiten und hannoveranischen Staatsmannes Graf Hardenberg und des Freiherrn von Hügel, Direktors der österreichischen Staatsarchive, der die „rechte Hand“ des allmächtigen Fürsten Metternich genannt wurde. In der Kirche selbst ruht die erste Äbtissin des adligen Damenstifts Barschau, Gräfin Campanini, ehemals ein armes Mädchen namens Barberini, aus Neapel, das durch seine Tanzkunst beim Hofe Friedrichs II. und dessen Nachfolgers zu hohem Ansehen gelangte.

Jakobskirch bei Glogau. Wallfahrtskirche St. Jakobus.

Jakobskirch liegt wenig mehr als eine Meile westlich von Glogau auf dem Höhenzuge, der zunächst Raudten, Grögersdorf, Hochkirch berührend, sich durch die Dalkauer Berge den Neustädter, Grünberger und Krossener Erhebungen anschließt. Diese Hügelkette fällt bei Jakobskirch in steilen, romantischen Hängen zur Talniederung der Oder ab und gewährt hier den Genuß einer bezaubernden Fernsicht, indem das Auge gleichzeitig die weißen Segel der Oderkähne und die verschwommenen Konturen des Riesengebirges entdeckt.

Der Ort Jakobskirch ist seiner alten, dem Apostel Jakobus dem Älteren geweihten Pfarrkirche entlehnt, die erstmals in einer Urkunde des Kardinals Johannes zu St. M. am 14. Januar 1376 erwähnt wird, zweifellos aber schon lange vorher bestanden hat.

Nach einer urkundlich nicht zu belegenden Überlieferung, deren Kantor Heinrich 1864 in seiner Chronik von Jakobskirch gedenkt, soll Jakobskirch im 12. und 13. Jahrhundert „einer der berühmtesten Wallfahrtsorte in Schlesien gewesen und von Wallfahrern weit und breit (angeblich bis aus Frankreich!) wegen des jetzt daselbst befindlichen Jakobsbrunnens im Eichwalde besucht worden sein.“ „Dieser Quell war ehemals als Heilbrunnen berühmt, und das Gedränge von Wallfahrern soll so groß gewesen sein, daß das Dorf nicht imstande war sie alle aufzunehmen. Das Feld hinter dem Dorfe nach Andersdorf und Hünerey zu soll voller Fuhrwerke und Menschen gewesen sein“. Jedenfalls galt Jakobskirch schon im Mittelalter als Wallfahrtsort und wurde, wenn auch nicht im entferntesten wie das berühmte spanische Heiligtum von Santiago

(St. Jakobus), so doch von Schlesiern und von der engeren Umgebung fleißig besucht. Auch erfreute sich der Heilbrunnen des hl. Jakobus des Besuches von Wallfahrern. Dieser Brunnen, der 1841 als ein kräftiger ockerhaltiger Quell und in einer tiefen Schlucht am Fuße des hohen Opferberges als von dichten Waldungen umgeben bezeichnet wird, quillt heute noch.

Im 30 jährigen Kriege gingen der Jakobskirche viele Kostbarkeiten und Ablassbriefe verloren. Doch schmückten gläubige Wallfahrer und die Gemeinde Jakobsdorf das Innere wieder mit Silbergefäßen und Gemälden aus, unter denen das Altarbild vorzugsweise Beachtung verdient.

Das Hochaltarbild stellte die seligste Jungfrau Maria dar, zur Rechten St. Jakobus und zur Linken St. Barbara. Über dieser Darstellung sah man das Bild des hl. Johannes des Evangelisten und zu beiden Seiten des Altarbildes Reliquien in passenden Kästchen. Im Jahre 1716 wird der Jakobsquell erwähnt: „es war hier einst am Fuße des Kirchberges ein Quell, geheiligt dem hl. Jakobus, vor Jahren ruiniert, doch hat ihn Graf von Nimpf auf eigene Kosten reparieren lassen indem er ihn mit Quadratsteinen umhegte und mit einer Figur des hl. Jakobus schmückte. Der Visitator 1679 erwähnt eine Prozession, welche alljährlich am Jakobustage nach Jakobskirch kam. Ergänzt und erweitert wird dieser Bericht durch den Visitator von 1687. Es heißt da, daß am Feste des hl. Jakobus hier feierlicher Gottesdienst gehalten wurde und daß Prozessionen aus Klopschen, Gr. Logisch, Quilitz und Glogau, letztere von Dominikanern geführt, nach Jakobskirch kamen. Noch im Jahre 1735 war die Wallfahrt nach Jakobskirch berühmt. In einem Nachweis des Pfarrarchivs von Jakobskirch wird gesagt: „es ist ein großer Andrang von Beichtleuten am Feste des hl. Jakobus des Alteren. Schon von den Vorgängern sind apostolische Ablassbriefe vorhanden und es werden 20 Beichtväter benötigt.“

Auch heute noch gilt Jakobskirch als Wallfahrtsort, leider aber mehr noch als Wochenend-Ausflugsort. Von Glogau ist ein regelmäßiger Autobusverkehr eingerichtet, der die Ausflügler hierher bringt, die dann meistens auch die hiesige Kirche besuchen. Der große Eichenwald, dem hiesigen Rittergutsbesitzer Graf Rittberg gehörig, weist mit seinen Hügeln und Schluchten viele landschaftliche Reize auf. Hier befindet sich der der katholischen Kirchengemeinde gehörige Jakobsbrunnen. Das Wasser wird heute noch für heilkräftig gehalten und von einigen, der meist protestantischen Einwohner gegen Augenkrankheit gebraucht und gepriesen. Das St. Jakobusfest weist, wie Herr Pfarrer Gerlich berichtet, heut noch einen Massenbesuch auf. Es wird in der Kirche äußerst feierlich begangen. Allerdings werden keine 20 Beichtväter mehr benötigt, denn Wallfahrts-



Pfarrkirche in Jakobskirch um 1841.

prozessionen erscheinen nicht mehr. Dafür aber kommen von weither Schausteller, Wurstverkäufer, Pfefferküchler, Karussell- und Luftschaukelbesitzer, die mit ihren Buden und Vergnügungsinstrumenten die ganze Dorfstraße ausfüllen. Aus dem ehemaligen Wallfahrtsfest mit Prozessionen und eifrigem Sakramentenempfang ist eine Volksbelustigung geworden, der sich abends mit Tanz in allen Sälen Tausende von Menschen hingeben, und die mit Wallfahrt nicht das geringste zu tun hat.

Es wird beabsichtigt die alte Wallfahrt wieder neu erstehen zu lassen. Aus fast allen Gemeinden der Umgegend unternehmen in der warmen Jahreszeit katholische Vereine eine Fahrt — oder fast besser noch eine Wallfahrt — nach Jakobskirch. Das gilt besonders im Monat Mai, wo die Kirche am Sonntag Nachmittag und zur Maiandacht manchmal Hunderte von Besuchern aufweist. Es will dies immerhin etwas bedeuten, da noch vor einigen Jahrzehnten die Wallfahrt nach Jakobskirch fast ganz vergessen war und da die katholische Gemeinde des Dorfes Jakobskirch eine wahre Diasporagemeinde mit nur 45 Katholiken ist, der 204 Protestanten gegenüberstehen.

Die heutige Kirche ist etwa um das Jahr 1500 entstanden. Sie besteht aus Granitfindlingen und hat den Grundriß der spätmittelalterlichen Gotteshäuser des Fürstentums Glogau. Die Fenster sind rundbogig geschlossen. Nur das Ostfenster ist spitzbogig. Später wurde an die fensterlose Nordwand ein Chor mit einem steilen Dach angefügt, so daß es von Osten her betrachtet, den Anschein hat, als ob 2 Kirchen mit 2 Dächern dastünden. Eine wahre Fundgrube für den Adelforscher sind die an der Kirche aufgestellten Figuren, Grabsteine und Denkmäler von 14 Edelleuten. Das Bild der Kirche, welches die Silesia (Glogau 1841) von der Kirche bringt, gibt den malerischen Eindruck derselben wieder. Hier ist auch der alte Turm abgebildet, der am Eingang zum Kirchhofe stand und der in neuerer Zeit durch einen hohen gotischen Turm ersetzt wurde. An der Westseite desselben sieht man eine alte steinerne St. Josefsfigur. Von der Nordseite her erblickt das erfreute Auge den tiefliegenden, von Schluchten durchbrochenen Laubwald, in dem das Jakobusbrünnlein quillt.

Kaubitz. Zur schmerzhaften Muttergottes.

Dreiviertel Meile nördlich von Frankenstein ragt an der Straße nach Strehlen im Tale des Eberleinbaches der gewaltige Bau der Kaubitzer Dorfkirche auf, imponierend durch die majestätisch wirkende Front mit den zwei Kuppeltürmen und durch das massige Schiff mit dem Chor. Die Kirche ist 58 Meter lang, übertrifft also die Breslauer Magdalenenkirche um sieben Meter

und steht der Kathedrale nur um zehn Meter nach. Mächtige Strebepfeiler an der Südseite und die langgezogenen leider vermauerten Fenster an der Nordseite verstärken den Eindruck. Man ahnt, daß dem Gotteshause eine höhere Bedeutung zukommt als einer schlichten Dorfkirche. Wir stehen hier vor einer in alter Zeit weitbekannten Wallfahrtskirche, die heute wegen der Größe und der neuerdings aufgezogenen weiß leuchtenden Farbe von der Bevölkerung „der weiße Dom“ genannt wird. Ebenso imponierend wie das Äußere wirkt der Innenraum, dem Lutsch in den „Kunstdenkmälern Schlesiens“ eine „nicht abzuleugnende bedeutende Wirkung“ zuspricht. Die Kirche besteht aus dem einschiffigen, fünfjochigen nach drei Seiten des Achtecks geschlossenen Chor und einem siebenjochigen, ursprünglich dreischiffigen Langhause von gleicher Höhe. Der Chor verrät zweifellos durch die außen noch sichtbaren, vermauerten Fenster seine gotische Abkunft. Das Langhaus ist von den Barockmeistern des 18. Jahrh. zu einem mächtigen, zwei jochigen Raum umgestaltet worden, der mit Kugelgewölben überspannt wird. In den Ecken der zwei Kugelgewölbe sind die Statuen der vier Evangelisten und der vier großen abendländischen Kirchenväter zu sehen. Die Ausstattung der Kirche ist im schönsten Rokoko gehalten. Am Hochaltar über dem Tabernakel ist das Gnadenbild, eine Plastik der mater dolorosa, dahinter an der Wand ein Kolossalgemälde (Kreuzabnahme) der dreizehnten Kreuzwegstation, angeblich gemalt von Scheffler, flankiert von zwei, mit Votiven geschmückten Tafeln. Die Symbolik des Altares weist hin auf die sieben Schmerzen Mariens. Sechs Altäre, außer dem Hochaltar, mit Figuren und Bildern reich geschmückt, zeigen ebenso wie die acht Beichtstühle die feinste Rokokoarbeit. Schade nur, daß diese großartige Kirche im Innern der Bemalung entbehrt. Ein beachtenswertes Werk ist die Kanzel. Reizvoll wirken die zahlreichen Ornamente des Rokoko, die mit ihrer zarten Farbigkeit, weiß und gold, einen schönen Rahmen für die plastische Gestaltung abgeben. In neuerer Zeit ist in die Kirche aus der Vorhalle eine bedeutende Arbeit des Rokoko, „die Gottesmutter“ in lebhaft bewegtem Gewande, übertragen worden. In der Vorhalle ist ein interessantes Stück, ein St. Michael, der in der linken Hand die Seelenwage trägt; auf der einen hochgehenden Schale sieht man den Sünder; auf der anderen ein Gotteshaus, aus dem ein Drache herauskriecht.

Nach dem Alter des Gnadenbildes beurteilt, ist die Entstehung der Wallfahrt nach Kaubitz in das 15. Jahrh. zu versetzen. Auf dem Gute Wohnwitz (angeblich auf der heutigen Schneiderschen Besizung in Kaubitz) stand ein Gnadenbild, welches „unser lieben Frau zum Baum“ oder „zum grünen Baum“ oder „zur grünen Linde“ genannt wurde. Nach dem Visitations-



Nach einer Kupferstichplatte
im Erzbischöflichen Diözesanarchiv 1737.

protokoll von 1651 ließ Bischof Peter Nowag im Jahre 1447 eine Holzkirche gleichen Namens für das Bild erbauen und gab ihr die Weihe. Im Jahre 1495 am 8. Januar gab Bischof Johannes von Breslau urkundlich bekannt, daß die Kapelle der glorreichsten Jungfrau Maria beim Dorfe Kaubitz im Frankensteiner Distrikt, vom Volke „zum Baume“ genannt, großen Zulauf aus der Breslauer Diözese und auch aus anderen Bistümern hatte, sodaß aus gewissen Zeichen und Wundern der Wille der Gottesmutter zu ihrer besonderen Ehrung hierselbst hervorging. Da aber die bisherige Kapelle zu klein und eng war, hätten ihm Christopher Reibnitz, Praeceptor am Kleinchor der Breslauer Kathedrale und Richter der bischöflichen Kurie, und sein Bruder Dipprant Reibnitz, Erbherr von Kaubitz, die Absicht unterbreitet, eine Steinkirche neu zu erbauen und den Bischof um Genehmigung dazu gebeten. Der Bischof gestattete die Ausführung des Kirchenbaues in der Entfernung eines Steinwurfes. An die Gläubigen richtete der Bischof die Bitte, den Bau durch Gaben zu unterstützen und verlieh den Spendern einen Ablass. Diese steinerne Kirche von 1497 findet nochmals Erwähnung in einer Urkunde der Herzöge Albrecht Georg und Karl von Münsterberg im Jahre 1501. „Da der allmächtige ewige Gott durch das Bild seiner heiligen, gebenedeiten Mutter, der allerheiligsten Jungfrau Maria, auf dem Gute Wohnwitz, in der Kirche zu Unser lieben Frauen „zum Baum“ viele große unaussprechliche Wunderzeichen tut, so ist mit Hülfe frommer Leute, die dahin ihre Zuflucht nehmen und von Marien der Gebärerin des Allmächtigen Gottes Gnade und Hilfe erlangen, nun durch den Erbherrn von Wohnwitz, den Domherrn zum hl. Kreuz zu Breslau, Herrn Christoph Reibnitz eine „schöne“ Kirche gebaut und zum großen Teil vollendet („auffs meiste verbracht“). Nun wollte genannter Domherr auch an der Stelle, wo das Bild der allerheiligsten Jungfrau Marien in einer holtzigen (hölzernen) Kapelle ist, in der Gott seine göttliche Gewalt und Gnade erzeigt auch eine „zierliche und gemauerte Kapelle“ erbauen. Der Bauplan fand aber ein Hindernis, da der Scholze und etliche Bauern aus Hennersdorf (Heinersdorf) ihre Äcker nahe dabei hatten. Reibnitz habe deshalb die Herzöge von Münsterberg gebeten, die Grundstreitigkeit beseitigen zu helfen. Herzog Karl von Münsterberg war nun von seinen Brüdern beauftragt mit Verwilligung der Besitzerin von Heinersdorf, Herzogin Anna zu Troppau, Aebtissin zu Trebnitz, sich auf die Stelle, wo unsere liebe Frau „zum Baum“ gewesen, zu begeben und die Grenzen festzustellen. Beide Parteien vertrugen sich und „vergnügten“ sich gänzlich bis an den Berg.“ Der Herzog markierte die Grenze, indem er in eigener Person einen Pflug in seine Hände nahm und die Grenze zog. Georg von Bischofain, Latusky genannt, saß auf dem Pferde,

der den Pflug zog; der Scholz und die Bauern von Hennersdorf gingen vor dem Pferde gutwillig einher. Zum ewigen Gedächtnis wurde die Grenze mit fünf Steinen bezeichnet, darauf ein Adler gehauen war. Diesen Fleck Ackers gaben nun die Herzöge gutwillig der „allerheiligsten Jungfrau Marien Gottesgebärerin zu Ehren“ für den gedachten Bau, sodaß Christoph Reibnitz auf diesem Flecke nun das Gotteshaus erbauen konnte.

Hier ist von dem damals größtenteils bereits fertigen Steinbau, der von Reibnitz 1497 errichteten Kirche die Rede, außerdem aber noch von einer zierlichen und gemauerten Kapelle, die Christoph Reibnitz an jener Stelle, wo sich das Gnadenbild in einer hölzernen Kapelle befand, bauen wollte, zweifellos also von zwei Gotteshäusern, von denen das erstgenannte heute noch besteht, während das letztere, wenn überhaupt ausgeführt, eingegangen ist.

Der Bau der großen Kirche, der durch die Jahreszahl 1496 über der Sakristei und 1497 über einem Fenster des Presbyteriums verbürgt ist, geriet ins Stocken. Im Jahre 1594 ist die große Kirche zu Kaubitz, welche viele Jahre wüst gelegen, wieder halb gedeckt und repariert worden. Dies geschah in der protestantischen Zeit durch Herrn Wolfgang von Rothkirch und Tepliwoda. Am 3. August 1603 hielt Pastor Adam Förster die erste lutherische Predigt in der Kirche, von der ein Teil im Jahre vorher repariert worden war. Auf diese Zeit bezieht sich die Bemerkung im Visitationsbericht vom Jahre 1638 dieser Kirche: „Dieser Kirche steht ein häretischer Posaunenbläser vor, den im Jahre 1580 der Edelmann Adam Domantz eigenmächtig einführte und jetzt noch hält“. 1615 sagt der Visitor: „Einst war hier eine berühmte Wallfahrt, sie ging aber ein refrigescentis religione.“ Alle Bewohner waren protestantisch. Die Visitation vom Jahre 1666 stellte fest, daß kaum die halbe Kirche gemauert war und der hintere Teil, der als Begräbnisstätte dient, noch Steinhaufen aufwies. Im November 1736 wurde das Schiff der Kirche, das von zwei Breslauern Domherrn, darunter dem früheren Frankensteiner Pfarrer Anton von Zinneburg, neu erbaut worden war, vollendet. Die Türme indessen setzte man erst 1780 herauf. Ein Bild in der Sakristei vom Jahre 1762 zeigt die Kirche noch ohne Türme.

In jüngster Zeit erfolgten unter den Pfarrern Feicke und Dräther sehr umfangreiche Wiederherstellungsarbeiten an der Kirche, da das Mauerwerk Risse aufwies und der Putz stellenweise zerstört war. Auch die Türme mußten ausgebessert werden. Nach langen Verhandlungen wurden die erforderlichen Geldmittel (etwa 75 000 M.) mit mehrmaligen bedeutenden Unterstützungen der geistlichen Behörde aufgebracht. Das Mauerwerk

des Sockels wurde neu gefugt, die Mauer erhielt einen neuen Schlemmputz. Ein helles strahlendes Gelb zierte den ganzen Bau. Die Sandsteinkelchen der Gesimse wurden ausgebessert; die Dachhauben wiederhergestellt, das Dach an der Eingangshalle der Westseite mit Kupferblech gedeckt. „Die ehrwürdige Schönheit der Kirche wurde mit vieler Mühe gerettet. Nun strahlt sie wieder wie einst weithin über das Frankensteiner Land und zieht die Blicke aller Wanderer auf sich“ (Fritz Wiedermann).

Auf dem Hochaltar befindet sich das Gnadenbild, eine 20 cm hohe plastische Pietà des 15. Jahrh. von Holz mit neuer Fassung. Die Gottesmutter auf einer Bank sitzend, hält auf ihrem Schoß den Leichnam des göttlichen Sohnes. Das Antlitz Mariens verrät tiefen Schmerz. Der Heiland, verhältnismäßig gekürzt, hat sein Haupt auf der rechten Seite der Gottesmutter. Die Füße hängen senkrecht herab, ohne den Boden zu berühren. Teilnahmsvoll umfaßt die Gottesmutter mit der rechten Hand das Haupt des Herrn, mit ihrer Linken den linken Unterarm. Große Barockkronen, mit einem Kreuz bezeichnet, schmückten das Haupt der Mutter und des Sohnes. Am polygonalen Sockel ist eine aus Rom stammende Marienreliquie befestigt, die Kardinal Kopp im Jahre 1903 der Pfarrkirche mit der Genehmigung des Bildkusses überwies.

Über die merkwürdigen Schicksale des Gnadenbildes berichtet die Kirchengeschichte des Fürstentums Münsterberg und des Weichbildes von Frankenstein von Dr. Kopietz, S. 586 Folgendes: Während des 30 jährigen Krieges wurde nach Angabe des Pfarrers Grötzner von Protzan das Gnadenbild von einem schwedischen Soldaten in Gegenwart des lutherischen Kirchenvaters, eines Schräbsdorfer Einwohners, der dies später selbst bekannt hat, geraubt und nach Frankenstein in einem Sacke zu seinem protestantischen Quartierwirte gebracht. Da der Soldat abzurücken mußte, übergab er das Gnadenbild dem Wirte und versprach ihm reichen Lohn, wenn er es bis zu seiner Rückkehr verwahren würde. Er kam aber niemals wieder, und der Wirt, der inzwischen katholisch geworden war, verbreitete die Kunde von dem wertvollen Schatze, so daß die Leute von weit und breit herkamen, um es zu verehren. Von diesem Bürger ließ sich das Bild der damalige Fürstentums-Sekretär Ferdinand Ignaz Tanner von Löwenthal ausliefern, aus dessen Händen es an seine Tochter, die sich nach Böhmen an einen Herrn von Kolín verheiratete, überging, und von der es später durch die Fürstentumsregierung zurückgefordert wurde. Dieselbe überschickte es durch einen Juden nach Wartha an einen gewissen Tobias Merkel, und zwar in einem Sacke, von hier kam es zur Zeit des Erzpriesters Stephetius nach Frankenstein, von da durch den Pfarrer Wenzel nach Protzan und endlich auf Andrängen des prote-

stantischen Besitzers von Schräbsdorf, Freiherrn von Kappaun, nach Kaubitz zurück.

An den Marienfesten war früher der Andrang zum Gnadenbilde groß. Das Fest der Schmerzhafte Mutter Gottes wird heut noch unter großem Zulauf des Volkes am Freitag vor Palmarrum gefeiert. An diesem Tage ist der große Kirchenraum gefüllt. Die Zahl der jährlichen Wallfahrer beträgt etwa 2000. Im Jahre 1737 wurde ein Kirchenbuch mit dem Verzeichnis aller Gnadenerweisungen angelegt und fortgeführt bis zum Jahre 1764. Nicht weniger als 1850 Gebetserhörungen sind darin zu lesen. Als letzte Gebetserhörung trug Pfarrer Viktor Apoloni von Protzan-Kaubitz die Tatsache ein, daß er an schwerer Pleuritis erkrankt, in verschiedenen Bädern vergeblich Genesung gesucht habe, von allen Ärzten für einen Todeskandidaten gehalten wurde, daß er aber im Sommer 1887 Erhörung bei der Mutter Gottes von Kaubitz fand, sodaß er von da ab sein Amt voll und ganz verwalten konnte. Er fügt hinzu „Dies sei zum Dank der lieben Mutter Gottes von Kaubitz hier vermerkt.“ Kaubitz schied 1897 aus dem Filialverhältnis von Protzan und wurde selbständige Pfarrei. Gegenwärtig ist Hermann Dräther Pfarrer an diesem alten Wallfahrtsorte.

Klein Schnellendorf. Marienwallfahrt nach dem Schwedenberg.

Südöstlich von Klein Schnellendorf, in dessen Schlosse am 9. Oktober 1741 zwischen Friedrich II. und dem österreichischen Generalfeldmarschall Neipperg einer der merkwürdigsten Verträge der Weltgeschichte abgeschlossen wurde, liegt der sogenannte Schwedenberg, eine sehr mäßige Bodenerhebung, die eine umfassende prächtige Aussicht auf die langgestreckte blaue Bergkette des mährischen Gesenkes gewährt. Hier stand, wie Pfarrer Mroß von Friedland am 3. November 1801 dem Generalvikariat in Breslau berichtete, „von jeher“ eine Kapelle. Ein Altarbild trug die Jahreszahl 1758. Da die Holzkapelle im Laufe der Zeit baufällig geworden war, betrieb der Lehrer August Jensch in Klein Schnellendorf den Bau einer neuen, größeren Kapelle, die 1801 fertiggestellt wurde. Die fromme Gräfin Chorinsky, geborene Gräfin von Starhemberg-Herberstein, gab hierzu das Baumaterial. Die Gemeinde leistete die Hand- und Spanndienste. Die sonstigen Unkosten wurden durch freiwillige Gaben der Pilger, die sich aus der ganzen Umgegend meilenweit, namentlich aus dem polnischen Sprachgebiet, hier einfanden, bestritten. Ein besonderes Verdienst um das Zustandekommen des Baues erwarb sich außer dem Ortslehrer ein Leinweber. In der Kapelle befand sich eine Holzgruppe der Schmerzhafte Mutter Gottes. Sie war

kein Kunstwerk, ja, Pfarrer Mroß meinte, daß der Bildhauer „noch mehr die Holzaxt als den Meißel“ dabei gebraucht zu haben scheint, aber das Volk nahm an dem schlichten Bildwerke keinen Anstoß, bewies ihm vielmehr Verehrung und zierte es in kindlich frommer Weise mit Bändern, Blumen und Perlen. An den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage fanden hier Privatandachten statt. Die benachbarten Pfarrer waren hiermit nicht einverstanden. Pfarrer Mroß schrieb dem Geistlichen Amte, daß die aus entfernteren Dörfern pilgernden Leute infolge dieser Wallfahrt oft den Vormittagsgottesdienst versäumen mögen; seine Kirchkinder, die Klein Schnellendorfer nämlich, beschränkten ihren Sonn- und Feiertagsgottesdienst auf die Anhörung einer hl. Messe in der dortigen Schloßkapelle, hörten dort keine Predigt und vernachlässigten infolge der Andachten in der Schwedenkapelle die in der Pfarrkirche stattfindende Christenlehre. Die Klage des Friedländer Pfarrers hatte den Erfolg, daß höheren Ortes an den Pfarrer die Weisung erging, dem Lehrer die Schlüssel zur Kapelle abzunehmen und die Öffnung der Kapelle erst nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes in der Pfarrkirche zu gestatten. Später hatten die Klein Schnellendorfer auch nicht mehr Gelegenheit, in der Schloßkapelle dem Gottesdienst beizuwohnen, denn nach dem Tode der Gräfin Chorinsky nötigten die im Schlosse unter ihrem Besitznachfolger, dem nicht ganz normalen österreichischen Grafen Auersperg, eintretenden mißlichen Verhältnisse den Schloßkaplan Fremondière, seine Tätigkeit daselbst einzustellen; es fand dann nur noch am Sonntag nach St. Florian in der Schloßkapelle durch den Friedländer Pfarrer Gottesdienst statt.

Die 1801 errichtete Holzkapelle auf dem Schwedenberge drohte Anfang der vierziger Jahre einzustürzen. Sie wurde um 1844 ganz massiv aus den aufgesparten Opfergaben aufgebaut und mit Flachwerk gedeckt. 1849 wurden auf Anregung des Ortsscholzen Gerlich gemauerte Kreuzwegstationen auf der baumbestandenen Höhe aufgeführt, wobei die Gutsherrschaft mit gutem Beispiele voranging. Am 15. Juli 1849 erfolgte die feierliche Einweihung. Die Zahl der auswärtigen Wallfahrer nahm infolgedessen zu.

Der wackere Ortslehrer Joseph Strauß hielt es „am Abend seines Lebens und als 46 jähriger Schullehrer am Orte“ im Jahre 1849 für seine Pflicht, dem Geistlichen Amte über den Stand der Kapellensache Bericht zu erstatten. „Bisher habe der Scholze, ein Kapellenwärter und er die Verwaltung der Kapelleneinnahmen geführt, das Geistliche Amt möge nunmehr Anordnungen für die weitere Verwaltung treffen. Es sei nicht zu empfehlen, der Gemeinde die Verwaltung zu überlassen, wenigstens nicht in der Art, daß sie nach Willkür mit dem Kapellenvermögen schalten könne. Von den eingehenden Opfergaben könne in 30 oder 40

Jahren ein Kapital gebildet werden, aus dessen Zinsertrage einst ein Geistlicher hierselbst würde unterhalten werden können.“ Der Wunsch, einen eigenen Geistlichen am Orte zu haben, war allen Mitgliedern der Gemeinde Klein Schnellendorf aus dem Herzen gesprochen. Am 14. Oktober desselben Jahres versammelten sich fast sämtliche Stellenbesitzer und Einwohner im Schulhause und beschlossen, nach einer orientierenden Ansprache des Lehrers Strauß, einen Verein zu bilden, der mit Rücksicht auf die eine Meile betragende Entfernung des Ortes von der Pfarrkirche Friedland und die Beengtheit derselben, den Bau Kirche und die Anstellung eines Geistlichen am Orte, durch Aufbringung der nötigen Geldsummen anstreben sollte. Nach einer von Pfarrer Gleich aus Tillowitz an Ort und Stelle im Beisein des Friedländer Pfarrers Smolnitzky mit der Gemeinde gehaltenen Besprechung genehmigte das Geistliche Amt den Kirchbauverein. Dem hier ausgesprochenen Wunsche der Gemeinde, einen eigenen Geistlichen nach Klein Schnellendorf zu bekommen, war keine Erfüllung beschieden, dagegen haben sich die wackeren Leute im Dorfe selbst 1901 ein Begräbniskirchlein gebaut, in dem bei den vorkommenden Beerdigungen Gottesdienst stattfindet. 1849 gestattete die Geistliche Behörde die Abhaltung des jährlichen alten Floriangelöbnisamtes in der Kapelle auf dem Schwedenberge, und 1853 erlaubte der neugewählte Fürstbischof Dr. Heinrich Förster die Feier des Festes Mariä Himmelfahrt in der Bergkapelle für ein Jahr. Später wurde diese Erlaubnis für immer erteilt. Neuerdings wird auch das Fest der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus hier oben durch feierlichen Gottesdienst begangen. Zu diesen, namentlich den beiden letztgenannten Festen, strömen Tausende von Gläubigen auf dem Schwedenberge zusammen, aber auch sonst kommen gelegentlich Prozessionen aus der Umgebung auf den Berg, und wird dann auch von dem die Prozession begleitenden Priestern in der Wallfahrtskapelle das heilige Opfer gefeiert. Am 4. Mai, am Feste des hl. Florian, beginnen die Andachten mit der Prozession der Gemeinde Klein Schnellendorf. Die Gemeinde hält auch an jedem Sonn- und Festtage bis Allerheiligen hier ihren Nachmittagsgottesdienst mit Litanei, Kreuzwegandacht und Choralgesang, der aus der Umgegend zahlreich besucht wird. Am 25. Mai kommt eine Prozession aus Schmitsch, am 17. Juni aus Ernestinenberg, am Dreifaltigkeitssonntage aus Piechotschütz, am 29. Juni kommen die Gemeinden Grabine und Puschine, am 27. Juli noch einmal Piechotschütz, am 16. August zu Ehren des heiligen Rochus die Gemeinde Klein Schnellendorf, auch die Gemeinden Kohlsdorf, Lindewiese und andere pilgern hierher. Im Jahre 1912 sind 8000 Wallfahrer gezählt worden. Am Vormittag ist dann immer deutsche und polnische Predigt, darauf Hochamt und am Nach-

mittige Vesper- und Kreuzwegandacht. In den Mittagsstunden herrscht regelrechter Festplatztrubel, Gastwirte, Fleischer, Bäcker, Pfefferküchler und Kaufleute haben ihre Zelte aufgeschlagen und beglücken alt und jung mit ihren Herrlichkeiten.

Auf dem Schwedenberge, dem die alten rauschenden Kiefern und hochgewachsenen Lindenbäume ein stimmungsvolles Gepräge geben, befindet sich ein ganzer Komplex von kleinen Heiligtümern. Vor allem das Kirchlein der Schmerzhaften Mutter Gottes. Der schlichte Bau von 1844 erhielt schon unter Pfarrer Emil Hauptstock von Friedland (gest. 1907 als Pfarrer von Altzülz) einen Anbau und wurde unter Pfarrer Valentin Wojciech, dem jetzigen Weihbischof von Breslau, der sich durch seine seelsorgliche Wirksamkeit und Leutseligkeit sowie den Bau der neuen großen Dreifaltigkeitskirche in Friedland unvergeßlich gemacht hat, um das Presbyterium nebst Sakristei erweitert. Außer dem steinernen Hochaltar, auf dem sich eine moderne Pietà befindet, enthält das Kirchlein noch zwei Altäre, von denen der eine eine Statue des hl. Joseph, der andere die schon erwähnte, wohl dem 18. Jahrhundert entstammende durchaus nicht künstlerische, aber vom Volke schon wegen ihrer alten Beziehungen zu diesem Wallfahrtsorte in Ehren gehaltene Holzfigur der Mater Dolorosa trägt. Künstlerische Beachtung verdient eine in der Sakristei befindliche Holzplastik, die den ans Kreuz gehefteten Heiland im Schoße des Vaters darstellt, noch mehr eine in der benachbarten Marienkapelle aufgestellte mittelalterliche holzgeschnitzte Gruppe: „Maria mit dem göttlichen Kinde“. An den vier Seiten des Plateaus ragen die 1927 restaurierten schlichten massiven Kreuzwegstationen auf, während über das Plateau folgende Kapellen zerstreut sind: „Christus im Kerker“, „Kreuztragung“, „Mariä Verkündigung“, „St. Anna“, „Olberg“, „Marienkapelle“. Von einem Postament hinter der Sakristei schaut St. Johannes von Nepomuk auf die betenden Volksscharen hinab. Dort steht auch in Gestalt eines runden Turmes erbaute massive Kanzel. 1936 wurde der Hochaltar weiter ostwärts, wo die Sakristei steht, verlegt, diese aber neu angebaut.

Von den Rändern des Plateaus genießt man anmutige Fernsichten auf die fruchtbare, teilweise waldumsäumte, Ebene ringsum mit ihren zahlreichen Dörfern und ihren Kirchtürmen sowie auf den altersgrauen, aus dem Park herausblickenden Schloßturm von Klein Schnellendorf, der einst den jugendlichen Preußenkönig Friedrich II. in den Schloßhof einreiten sah, um mit dem österreichischen Generalissimus Neipperg und dem Engländer Hynford in einem verschwiegenen Zimmer des Schlosses über den Frieden zu verhandeln. Ostlich wird bei klarem Wetter der St. Annenberg, nördlich bisweilen sogar der Zobten sichtbar. Im Südwesten und Westen aber liegt vor uns in seiner Pracht ausge-

breitet das mährische Gesenke, aus dem besonders die Bischofskoppe und Silberkoppe hervortreten. Ja, bis zum Glatzer Schneeberge trägt uns der Blick.

Es ist ein schönes Bild, wenn am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt die frommen Waller aus allen Richtungen dem Wallfahrtskirchlein auf der sonst einsamen Feldhöhe zustreben, wenn dann der Priester von der Turmkanzel den unter den alten Waldbäumen andächtig lauschenden Volksscharen die ewigen Wahrheiten verkündet und beim erhebensten Teil des heiligen Opfers die tausendköpfige Menge in die Knie sinkt, um den auf den Altar herabsteigenden Heiland anbetend zu verehren. Es bringt immer Freude in den grauen Alltag, wenn es in der Familie heißt: „Wir gehen wieder zur Schmerzhaften Muttergottes auf den Schwedenberg“.

Kostenthal OS., St. Briccius.

Im Jahre 1594 wird an dem Wege von Kostenthal nach Koske eine kleine Holzkapelle erwähnt, neben der sich eine von den Umwohnern als heilkräftig bezeichnete Quelle befand. Sie wird in Verbindung gebracht mit dem hl. Briccius, einem Schüler und Nachfolger des hl. Martin von Tours, der um 443 gestorben ist. Diese Kapelle ist ein Seitenstück zu der Bricciuskapelle in der Nähe von Heiligenblut in Kärnthen, bei der in einer Höhe von 1612 m eine köstliche Quelle gegenüber dem prachtvollen 100 m hohen Wassersturz des Leiterbaches sprudelt. In Norddeutschland befindet sich nur noch ein Heiligtum zu Ehren des Heiligen und zwar in der Nähe von Belzig Prov. Brandenburg. Dort befindet sich das Sandsteinrelief eines Bischofs mit einem betenden Kinde, das auf die Legende des hl. Briccius hinweist. Böswillige Menschen hatten den frommen Bischof den Vater eines unehelichen Kindes genannt. Um seine Unschuld zu beweisen trug er glühende Kohlen in einem unversehrt gebliebenen Gewande zum Grabe des hl. Martin, und das Kind, das nicht sprechen konnte, bekannte auf wunderbare Weise die Unschuld des Briccius mit den Worten: tu non es pater meus! Die Beziehungen der Bricciusquelle bei Kostenthal zum hl. Briccius sind nicht geklärt. Vielleicht hat ein besonderer Verehrer des heiligen Briccius die erste Kapelle an der Quelle gestiftet.

Jedenfalls war infolge des großen Andranges von Pilgern zur genannten Quelle und Kapelle der Bau eines größeren Gotteshauses nach dem 30 jährigen Kriege notwendig geworden. Zwei im Erzbischöflichen Diözesanarchiv aufbewahrte Urkunden der Scholastici zu Kostenthal geben Aufschluß über den 1660 ausgeführten Bau der jetzigen Kirche. Am 10. Juli 1660 gestattet der Offizial und Generalvikar des Erzherzogs und Bischofs Leopold Wilhelm,

Sebastian Ignatius von Rostock, dem Martin Wolff, vom Besitzer der freien Scholtisei von Kostenthal, an einer auf seinem Grund und Boden daselbst fließenden Quelle, welcher eine — natürliche oder wunderbare — Heilkraft zumal gegen Augenübel zugeschrieben wird, auf eigene Kosten eine Gott, Mariä Geburt, der Auffindung des hl. Kreuzes und dem hl. Johannes dem Täufer geweihte Kapelle zu errichten. Vor derselben hat Wolff, um dem Andrange des Volkes zu genügen, einen freien Platz von 23 Ruten, von seinen zur Scholtisei gehörigen Hufen, abgetreten, welchen er durch einen Graben gegen das übrige Feld abgrenzen ließ. Von den 365 Talern Landesmünze, welche bisher als Almosen von den Besuchern bei der Quelle gespendet worden sind, sollen 200 Taler auf die Dotierung der Kapelle, der Rest aber auf Errichtung von Graben, Zaun, Altar usw. verwendet werden. Die Kapelle steht unter dem Pfarrer von Kostenthal, dem auch die Offertorien zukommen. Das Patronat steht dem Stifter und dessen Erben zu. Das Geld im Klingelbeutel und im Gotteskasten verbleibt der Kapelle; davon ist den Kirchenvätern und dem Scholaren jährlich ein Entgeld zu geben. Neben dieser auf Pergament geschriebenen lateinischen Urkunde, welche die Unterschrift des Offizials — und späteren Bischofs — sowie dessen Siegel in Holzkapsel an weiß-roten Fäden trägt, ist auch die Genehmigung des Domkapitels d. d. 1660 11. 6. vorhanden, welches seit 1622 in Kostenthal Erbherr von Kostenthal gewesen ist. Das Domkapitel gestattet darin dem Martin Wolff, der den Titel magister artium lib. et phil. trägt und Erbschulz von Kostenthal war, auf seinem Acker zu Kostenthal bei einem daselbst befindlichen Brunnen eine Kapelle mit genannter Widmung zu erbauen, und zu einem Versammlungsort vor dieser Kapelle ein Stück Feld von 23 Feldruten, zu je $7\frac{1}{2}$ kurzen Ellen gerechnet, von seinen zur Scholtisei gehörigen vier freien Hufen abzutreten, angefangen von dem kleinen Teich auf das Dorf zu. Dieses Instrument ist deutsch abgefaßt und trägt das kleine Kapitelssiegel in einer Holzkapsel an blau-seidener Schnur.

1661 war die Kirche vollendet und wurde 1674 vom Weihbischof Neander von Petersheide konsekriert. Es ist ein Irrtum, wenn in der 2. Auflage des Büchleins „St. Brixen, der Wallfahrtsort bei Kostenthal“ Seite 11 gesagt wird, der Fürstbischof Leopold Wilhelm von Breslau habe das Patronat über die Kapelle für sich und seine Nachfolger huldvollst angenommen. In der Urkunde vom 10. Juli heißt es ausdrücklich: Das Patronat kommt dem Stifter und dessen Erben zu.

Das tonnengewölbte Gotteshaus, ein Schrotholzbau, ist nicht bloß dem Titel sondern auch der Bauart nach eine Kreuzkirche. Es sind außer dem Orgelchor auch an der Nord- und Südseite Chöre vorhanden. Die Kirche hat heut noch, wie bei der ersten Visitation

vom Jahre 1679 drei Altäre. Der Hochaltar 1661 errichtet, war nach dem Bericht aus dem Jahre 1687 auf den Titel der Kreuzauffindung, Mariä Geburt und Johannes d. Täufers konsekriert, während die Seitenaltäre (auf der Evangelienseite) dem hl. Johannes und (Epistelseite) dem hl. Briccus geweiht waren. Den ursprünglichen Hochaltar schmückte ein Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, in kunstvollem Rahmen. Mit zahlreichen Motivgeschenken war das Bild behangen, die Zeugnis ablegten von dem Vertrauen, das die Gläubigen der Gottesmutter entgegen brachten. Der Johannesaltar zeigt die Taufe Jesu im Jordan, gemalt von Pietrowki 1896. Der Briccusaltar trägt ein Bild des hl. Briccus, gemalt von Bock 1896, und stellt den mit Pedum und Mitra geschmückten Bischof dar, wie er ein Kind zu seinen Füßen segnet, das ein Spruchband mit der Inschrift trägt: tu non es pater meus! Die Kirche besitzt eine Kanzel auf der Evangelienseite, aber, da sie keine Pfarrkirche ist, keinen Taufstein.

Während nach den Visitationsprotokollen von 1679 nur zweimal im Jahre und zwar am Feste Mariä Geburt (8. September) und am Feste der Geburt Johannes d. Täufers (24. Juni) feierlicher Gottesdienst bei St. Briccus gehalten wurde, sagt der Bericht vom Jahre 1687: Zu dieser Kirche findet von der Kostenthaler Pfarrkirche aus, nach der dort gelesenen hl. Messe, eine Prozession statt. Hier werden am 3. Pfingstfeiertage, am Dreifaltigkeitssonntage, am Kirchweihstage, am Feste der Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung und besonders an den Festen Johannes des Täufers, Mariä Geburt Gottesdienst gehalten. An den letzten zwei Festen findet ein außergewöhnlicher Zudrang des Volkes aus verschiedenen und entfernten Ortschaften statt. Poenitentien pflegt es gegen 1600 zu geben“.

Hinter dem Hochaltar sind Krücken von geheilten Lahmen befestigt. Bemerkenswert ist ein Ölbild, das bald nach der Stiftung der Kirche gemalt wurde und eine von einem Knaben geführte Frauensperson darstellt. Die Inschrift darauf besagt, daß Frau Anna Maria Landkutschin aus Olmütz, gebürtig auf dem Schlosse Lach in Mähren, infolge eines Donnerschlages gelähmt, stumm und lahm wurde, aber nach fast zweijährigem Aufenthalt beim hl. Brunnen St. Briccus 1664 die vollständige Gesundheit wiedererlangte.

Pietätvoll haben die Kinder und Erben des Stifters auf einem Dreifaltigkeitsbild das Andenken an denselben und seine Ehefrau Martha verewigt. Das betreffende Epitaph trägt das Datum 5. Juni 1689. Einige Bilder von kulturgeschichtlichem und historischem Werte sind aus der Kirche entfernt. So ein Bild von 1667, das einen Franziskaner das hl. Meßopfer darbringend, das Fegfeuer und Ritter auf Betstühlen in „mittelalterlicher Tracht“ darstellt. Ferner das Bild eines Zimmers in der Einsiedelei, in dem ein

Eremit tot im offenen Sarge liegt, darüber die Gottesmutter mit dem Jesuskinde, von der Lichtstrahlen auf den Leichnam fallen. Die Inschrift auf dem Bilde lautet:

g. p. zwanzig und sieben Jahr,
der Lauf meines Lebens war!

Um die Kirche zieht sich ein Friedhof, auf dem die Grabsteine von Angehörigen der Familien Wallhofen, Deloch, Walliczek und Erbscholtiseibesitzer von Kostenthal zu sehen sind.

Eine große Anziehungskraft übt auf die Besucher die Quelle des hl. Briccus aus, über der sich ein massives Brunnenhaus mit der früher erkennbaren Jahreszahl 1632 erhebt. 1891 war das Brunnenhaus verfallen; das Wasser gab einen faulen Geruch, so daß der Genuß desselben gesundheitliche Gefahren mit sich brachte. Im genannten Jahre und auch 1931 wurde der Brunnen gereinigt und das Brunnenhaus, in dem sich auch das Bild des hl. Briccus befindet, renoviert. Die Pilger trinken von dem Wasser, das sie in großen Eimern schöpfen, und in Flaschen gefüllt mit nach Hause nehmen.

Die kleine massive Kapelle neben dem Brunnen wurde auf Veranlassung des Ortspfarrers Molke durch die Familie Josef Orath in eine Krieger-Gedächtnishalle umgewandelt und in dieselbe eine Pietà gestellt zum Troste der Angehörigen gefallener Krieger. Diese Kapelle zeigt den Ort an, wo sich das erste hölzerne, vor 1594 erbaute kleine Gotteshaus befand. 1880 wurde es abgebrochen und an seine Stelle die eben erwähnte Kapelle erbaut, die seit 1916 Kriegergedächtnishalle ist. Das in der Niederung stehende hölzerne Missionskreuz schenkte E. von Woiowski-Biedau.

Die Romantik des von hohen Lindenbäumen umrahmten Feldkirchleins wird erhöht durch die Einsiedelei, die dem Glöckner und Beschützer des Heiligtums als Wohnung dient. Sie wurde in einem kleinen Garten vom ersten Eremiten beim hl. Briccus, Johannes Kosmann, erbaut. Als er im November 1819 in dem hohen Alter von 89 Jahren starb, wurde Hirsch sein Nachfolger. Auf ihn folgten Hanke, Gottschalk, Diebel, der stets den Ordenshabit des 3. Ordens vom hl. Franziskus trug, Schendzielorz, Michacz, Gogolin und Kaluza.

Die Pfarrer von Kostenthal ließen sich die Sorge für die Wallfahrtskirche stets angelegen sein. Um 1800 erhielt sie unter Pfarrer Fuß eine neue Bedachung, nachdem die Orgel 1794 instandgesetzt war. Unter Pfarrer Dolainski wurde der Turm neu gedeckt und 1880 das ganze Gebäude renoviert. Erzpriester Tschirner ließ 1890 u. a. die Kirche neu ausmalen und beschaffte neue Altarbilder.

Besonders verdient die Fürsorge des jetzigen Pfarrers von Kostenthal, Buschmann, vermerkt zu werden. Unter ihm hat sich

das Bild der Wallfahrtskirche und deren Umgebung sehr geändert. Die Einsiedelei wurde instandgesetzt und eine Halle, welche 150 Personen Unterkunft bietet, erbaut. Damit wurde eine Glasveranda für 75 Personen verbunden. Der Neubau erhielt den Namen Franziskushalle. Um die Wallfahrtskirche und Einsiedelei wurde der Acker in Größe von 10 Morgen gepachtet und daselbst ein hölzerner Kreuzweg aufgestellt. Am Kreuzweg wurden in 4 Reihen etwa 1000 Obstbäume gepflanzt, die jetzt schon eine Zierde des Wallfahrtsortes sind. Am Brunnlein steht eine 3—400 Jahre alte Linde mit einem Czenstochauer Muttergottesbild. Dieses wurde 1934 durch ein neues, auf Kupferplatte gemaltes Bild ersetzt. Als das Holzkreuz an der Kreuzkapelle durch einen Sturm umgelegt wurde, stiftete die Familie Behrla eine hölzerne Muttergottesstatue. Wertvolle Bilder und Figuren der Kirche ließ Pfarrer Buschmann neu staffieren, so u. a. eine Kreuzigungsgruppe aus der Zeit Willmanns.

Die Zahl der Pilger ist außerordentlich groß. Pfarrer Fuß sagt 1811, daß 4—5000 Menschen am Fest St. Johannes des Täufers und zu Mariä Geburt hier erscheinen und daß die Ruhe und Ordnung nur sehr selten gestört wird. Der Geistliche finde Gelegenheit, das Wort Gottes nach allen 4 Winden auszustreuen; 3—400 Menschen empfangen das hl. Bußsakrament bei den 3 bis 4 auswärtigen Geistlichen. Es sei gewiß, daß die Mehrheit der Kirchenbesucher nach St. Brixen kommen, um für ihre Seele Nahrung zu suchen. Besonders am Tage Johannes d. Täufers und zu Mariä Geburt vermöge die Kirche die Zahl der Gläubigen nicht zu fassen. Es erscheinen Prozessionen und einzelne Pilger aus den benachbarten Pfarrdörfern, wie auch aus den Kreisen Leobschütz und Neustadt. Besonders dankenswert ist die Einrichtung von hl. Exerzitien an dem Wallfahrtsorte, die sich reger Teilnahme erfreuen. Besondere Festtage der Wallfahrtskirche sind die Ablaßstage von SS. Trinitas, Johannes d. Täufers, Peter und Paul, Portiunkula, Mariä Geburt und hl. Briccus.

Krautenwalde Č. S. R. Wallfahrtskapelle U. L. Fr. „Maria La Salette“.

Wenn man auf der schon 1296 nachweisbaren Landstraße Jauernig-Landeck die prächtige von Fürstbischof Heinrich Förster an seinem Lebensende erbaute gotische Pfarrkirche von Krautenwalde passiert hat, erblickt man wenige Minuten später rechter Hand auf einer waldigen Höhe ein freundliches Idyll, das Wallfahrtskirchlein von La Salette. Ein von einem plätschernden Bächlein begleiteter Steig führt zur Höhe hinauf, wo sich die verhältnismäßig junge Gnadenstätte erhebt. Im Vorblick erhebt sich die schlichte massive Wallfahrtskapelle, die 10½ m lang und

7,70 m breit ist und vom Ortpfarrer Mokrisch durch einen Vorbau von Lärchenholz mit Sakristei und Kanzlei erweitert wurde. Der Hochaltar enthält das Bild der Erscheinungsgruppe von La Salette; außerdem sind zwei Nebenaltäre mit den Bildern des hl. Joseph und des hl. Antonius vorhanden. Verläßt man die Kapelle, so eröffnet sich dem Auge der Blick ins Tal herab und auf die jenseits der Straße aufsteigenden Waldberge.

Die Gründung der Wallfahrtskapelle geht zurück auf die Familie Eichinger. Veronika, die Gemahlin des Revierjägers der gräflichen Herrschaft Wildschütz-Krautenwalde, Franz Eichinger, wurde im Jahre 1845 von einem Gemütsleiden befallen, das schließlich in zeitweisen Irrsinn ausartete. Drei Jahre später las sie von der Erscheinung Mariens in La Salette, [Departement Isère, Frankreich], die von französischen Bischöfen bestätigt wurde, wonach Rom die Gnadenkirche in La Salette zur Basilika erhob. Auf Grund einer ihr angeblich widerfahrenen Erscheinung der Muttergottes faßte Frau Eichinger den Entschluß, der heiligen Jungfrau zu Ehren eine Kapelle zu erbauen, wenn sie wieder gesund würde. Die Schwermut wich von ihr am Dreifaltigkeitssonntage 1848 und zwar, wie der damalige Seelsorger Ernst Axmann im Pfarrbuche bezeugt, für immer. Franz Eichinger baute eine einfache Kapelle im Walde, und der Fürstbischöfliche Kommissarius Philipp Dittrich gab ihr am 10. Juni 1851 die kirchliche Weihe. Zahlreiche Prozessionen kamen. Es erfolgten merkwürdige Gebetserhörungen, und der Zudrang wurde so groß, daß sich die Notwendigkeit einer Vergrößerung der Kapelle ergab. Eichingers Schritte um Bewilligung des Neubaus bei der Geistlichen Behörde wurden anfangs ablehnend behandelt. Er wandte sich nun an den Fürstbischof Heinrich Förster selbst. Dieser forderte den Fürstb. Kommissarius Helm zu einem Gutachten auf, da die gegenwärtige Kapelle „ebenso geschmacklos als überladen, dagegen Bauholz und eine bedeutende Summe vorhanden sei“. Helm erklärte, daß der Lokalkirche in Krautenwalde infolge des geplanten Neubaus ein Nachteil für den pfarrlichen Gottesdienst erwachsen dürfte. Überdies auch würde der Wahn- und Aberglaube des Volkes, als wäre die in der Nähe befindliche Wasserquelle [an der heutigen Lourdesgrotte] auf wunderbare Kraft und Wirkung dieses natürlichen Wassers noch mehr befestigt werden. Hier sei bemerkt, daß neben der erwähnten Kapelle damals noch eine gleichartige Nebenkapelle zur Unterbringung von zahlreichen Bildern und Devotionalien bestand, die von Wallfahrern gespendet waren. Der Fürstbischof erteilte auf den Antrag des Lokalisten Anton Kunert die Genehmigung zum Bau, fügte aber die Bedingung bei, daß in der neuen Kapelle keine Votivtafeln und Bilder ohne Genehmigung des Ortsgeistlichen aufgehängt, daß keinerlei Anschriften von Gebetserhörun-

gen gemacht werden, bevor dieselben nicht persönlich vom Bischof approbiert sind, und daß Grund und Boden Eigentum der Kirche sei. Der Gutsherr von Wildschütz Franz Graf Schaffgotsch schenkte den Platz zur Kapelle, und Baumeister Schwarzer Jauernig begann am 1. Mai 1857 den Bau, wobei die Einwohner von Dorf Jauernig, Weißbach, Ober Gostitz, Leuthen und vor allem die von Krautenwalde einen rührenden Eifer in der Heranschaffung der Materialien und Handarbeit entfalteten. Gräfin Agatha Schaffgotsch besorgte das Altarbild, an welchem der Fürstbischof Heinrich mit eigener Hand die letzten verbessernden Pinselstriche vornahm. Die Erzherzoginnen Rainer und Maria Annuntiata spendeten eigenhändig gestickte Meßkleider. Am 13. September 1858 nahm der Fürstbischof selbst die Weihe der Kapelle vor und feierte in ihr das erste hl. Meßopfer. In einer Urkunde bestätigte der Oberhirt, daß er „die öffentliche zu Ehren des allmächtigen Gottes und der seligsten Jungfrau Maria im Gebiete des Dorfes Krautenwalde erbaute Kapelle geweiht habe“.

So hatte der Wunsch des Kommissarius Dittrich, den er bei der Einweihung der ersten Kapelle ausgesprochen, es möge eine größere Kapelle gebaut werden, damit die Wallfahrer bei regnerischer Witterung eine Unterkunft hätten, Erfüllung gefunden. Später wurde ein Kreuzweg errichtet, die bereits erwähnte Lourdesgrotte gebaut und die Wallfahrtskapelle renoviert. Für den Kapellenwärter, der die örtliche Aufsicht zu führen hatte, war schon 1867 eine eigene Wohnung neben der Kapelle gebaut worden. Die Güte des Rudolf Graf Schaffgotsch sorgte für den Unterhalt desselben. Infolge der Gebetserhörungen, für die übrigens nur menschliche Zuverlässigkeit beansprucht wird, nahm der Zuzug der Wallfahrer immer größeren Aufschwung; es kam vor, „daß das Dörflein für die Menge der Fremden zu klein wurde“. Seit der Grenzsperrung ist der Besuch der früher aus Deutschland stark war, jetzt auf das Inland beschränkt, und geschlossene Pilgerzüge gehören seit 1924 zu den Seltenheiten. Mit Vorliebe besuchte Fürstbischof Robert Herzog die Kapelle und hielt hier auch einmal eine Ansprache an die Wallfahrer. Pfarrer Mokrisch richtete die Allerseelenkapelle, die sich an das Wärrterhaus anschließt, zu einer Gedächtnisstätte der Familie Eichinger ein. In ihr werden außer dem ursprünglichen Motivbild, auf dem die Familie Eichinger dargestellt ist, Bilder der genannten Familie und sonstige Familienurkunden aufbewahrt. Pfarrer Johann Fuhrmann veröffentlichte zum 50 jährigen Bestehen der Kapelle 1908 ein Schriftchen „Die Wallfahrtskapelle Maria von Salette in Krautenwalde“. Pfarrer Mokrisch gab drei auf die Gnadenstätte bezügliche Gedenklblätter heraus.

Zu immerwährender Dankbarkeit müssen die Parochianen von Krautenwalde sich dem Fürstbischof Heinrich verpflichtet

fühlen, der nicht bloß die kleine Wallfahrtskapelle geweiht, sondern ihnen auch die herrliche gotische Pfarrkirche im Dorfe nach den Plänen des berühmten Oberbaurats Schmidt in Wien gebaut hat. Am 25. September 1881 erschien der kranke Oberhirt in Krautenwalde zu der Weihe des Turmknopfes und des Kreuzes und hielt anknüpfend an die Worte des Sonntags-evangeliums „Freund, rücke weiter hinauf!“ eine herrliche Ansprache — sein Schwanenlied. Einen Monat später ruhte er schon in der Bischofsgruft der Kathedrale zu Breslau.

Langewiese. Die Wallfahrtskirche St. Corporis Christi.

Die Wallfahrt nach Langewiese hat ihren Ursprung in einem sakrilegischen Frevel, der im Mittelalter von einem Bauern in Langewiese begangen wurde. Der Bericht eines Zeitgenossen dieser Untat, des Stadtschreibers Peter Eschenloer, in seiner Schrift: „Geschichten der Stadt Breslau oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit vom Jahre 1440—1479“ lautet: „In des Capistran Beiwesen geschahe zu Bressla eine erschreckliche Sache mit den Juden, die von etlichen bösen Leuten das h. Sakrament des Leichnams Christi hatten gekauft und in iren Synagogen nit allein zu Breslau, sondern zu Schweidnitz, Lemberg (Löwenberg), Liegnitz, jemmerlich geschmehet und gelestert, durchstochen, daß auch lebendig Blut daraus floß. Ein geringer Mann mit seinem Weibe ward gefangen, die es den Juden zugetragen und verkoft, und aus der Kirchen gestolen hatten, und sonderlich zu der Lawyssen (Langewiese); diese bekannten uf die Juden, die es inen abkoft hatten. Die Ratmanne meldeten es Capistrano. Der hieß alle Juden zu Bressla fahen, die bekanten alle diese Ding; zur Schweidnitz, Lewenberg desgleichen. Capistranus war selbst dabei, da der Nachrichter die Juden marterte; er selbst ihm Unterweisung gab, wie man sie martern solte. Mit der Tat ward ir Bekenntniß bestetiget, und viel verbrant; auch zu Schweidnitz und Lewenberg“.

Heyne schildert das Sakrileg in seinem Aufsatze „Über den hl. Johannes v. Capistrano und der kirchliche Ursprung des Corpus Christi-Festes zu Langewiese im Kreise Ols am 4. Sonntag nach Ostern“ ausführlich in folgender Weise: „Es war den Ratmannen der Stadt Breslau angezeigt worden, daß ein Bauer zu Langewiese sich durch die Juden habe bestechen lassen, aus dem Speisekelche in der dortigen Kirche nach einigen Angaben neun, nach anderen nur eine konsekrierte Hostie zu stehlen und sie ihnen zu verkaufen. Durch das ihm angebotene Geld verblendet habe der Bauer sich zur Ausführung dieses schrecklichen Verbrechens mißbrauchen lassen und ihnen als ein zweiter Judas den unter der Brotsgestalt verborgenen Gott-

menschen überliefert. Die Ältesten der Judenschaft hätten sodann mit ihren unsauberen Händen das hl. Sakrament in Empfang genommen, auf ein leinenes Tuch gelegt und unter lautem Hohn- gelächter rufend: „dies ist der Gott der Christen“ die hl. Hostie so lange mit Ruten gepeitscht und mit Nadeln gestochen, bis aus der mißhandelten Hostie eine so große Menge Blut geflossen wäre, daß die Leinwand damit größtenteils gefärbt wurde. Die Ratmannen meldeten dies dem Capistran, welcher als General- inquisitor bevollmächtigt war, die Untersuchung zur Feststellung des Tatbestandes einzuleiten. Der Bauer aus Langewiese wurde samt seinem Weibe eingezogen und auch die jüdischen Misse- täter wurden aufgegriffen. Die Tortur wurde nach damaliger Sitte angewendet, sie zum Geständnisse zu bringen“.

Heyne nennt die Mitteilung Eschenloers, daß Capistran selbst der Tortur beiwohnte und den Nachrichtern Unterwei- sung gab, wie man sie martern sollte, ein „sehr relatives Zeugnis“, das eigentlich nichts beweist, denn Eschenloer selbst sagte nicht, daß er mit Capistran bei der Folterung der Juden zugegen ge- wesen und von diesem gehört habe, wie er den Scharfrichter in der Anwendung des Marterwerkzeuges unterrichtet habe. Er spricht also hier nicht als Augen- und Ohrenzeuge, und es liegt die Vermutung sehr nahe, daß hussitisch gesinnte Feinde des hl. Mannes, deren er seiner Stellung gemäß nicht wenige haben mußte, dieses Gerücht in gehässiger Absicht haben verbreiten können, das der gutmütige Eschenloer in seiner Leichtgläubigkeit, von der er in seinem Werke mehrere Proben ablegt, als bare Wahrheit aufgenommen habe, zumal er wider Capistran wegen der Gründung der Kirche und des Klosters St. Bernardin etwas eingenommen gewesen zu sein scheint, obwohl er die Tatsache des Hostienraubes aus der Kirche zu Langewiese nicht bezweifelt.“
Übrigens nimmt auch Pastor Eugen Jacob den Bericht von der „Unterweisung“ Capistrans bei der Marter der Juden nicht unbe- zweifelt hin. Zwar spricht er über Capistran das Schuldig aus, meint aber: „Wenn er [Capistran] vielleicht auch nicht wie Eschenloer berichtet, dem Nachrichter „Unterweisung“ gegeben hat, wie er die Juden martern sollte“. Dr. M. Brann [jüdisch] hält in seiner „Geschichte der Juden in Schlesien 4. Teil“ alle Aussagen gegen die Juden für durch die Folter erpreßt und er- klärt die Angeschuldigten für unschuldig.

Am 22. Mai 1453 schrieb König Ladislaus folgende Antwort auf einen eingesandten Bericht betr. die Untat von Langewiese: „Er sei tief erschüttert von der erschrecklichen geschichte wegen, die an dem Allerheiligsten und Hochwürdigen Sakrament des leichnams unsers lieben herrn Jhesu Christi durch einen gepawrn von Langenwezen am nagsten zu der Olse sei geschehen“. Er dankt den Breslauern für die treue Hingebung mit der sie die

Sache verfolgt, billigt alles und schickt von der und anderer (unsern) merkwürdigen Sachen wegen zu ihnen den getreuen lieben Siegmund Potemprunner und Oswald Reicholf als vollmächtige Sendboten, damit sie über die gefangenen Juden richten und über ihr Gut entscheiden sollen. Anfang Juni beginnt die Untersuchung. Das Urteil erfolgte am 11. Juni. Es lautete dahin, daß der Bauer zu Langewiese nebst 41 Juden, die als beteiligt an dem Frevel infolge der Tortur bezichtigt waren, den Feuertod erleiden, alle übrigen Juden sofort aus der Stadt und dem Lande verwiesen werden sollten.

In der Kirche zu Langewiese befinden sich auf 2 grünen Fahnen, ferner auf einem Gemälde links vom Eingange und an der Kanzelbrüstung Darstellungen einer Begebenheit, die der Volksmund erzählte, die aber historisch nicht beglaubigt ist. Heyne schreibt bezüglich dieser angeblichen Begebenheit: „Ein Mädchen habe zur selben Zeit, als dieser Hostienraub entdeckt und bestraft wurde, das bei der hl. Kommunion in der Kirche zu Langewiese empfangene Sakrament nicht genossen, sondern unbemerkt in ein Tuch fallen lassen. Sie habe sich jedoch im Gewissen beunruhigt gefunden, und, um nicht entdeckt und bestraft zu werden, die heilige Hostie auf dem Felde unter einem Strauche und in der Nähe der Landstraße vergraben. Daraufhin sei ein auf der Reise begriffener polnischer Edelmann des Weges gekommen, habe aber nicht vorbeifahren können: denn auf der Stelle, wo das Sakrament verborgen lag, fielen die Pferde auf ihre Vorderfüße und verehrten knieend die heilige Eucharistie; durch nichts, selbst nicht durch Schläge wurden sie vermocht, ihre Stellung zu verlassen und weiter zu gehen. Der Edelmann stieg aus dem Wagen und erblickte zu seinem nicht geringen Erstaunen ein strahlendes Licht auf der Stätte, von der die Pferde nicht weichen wollten. Er ließ die Stelle untersuchen und fand die hl. Hostie noch unversehrt, umgeben von dem schimmernden Lichte wie von einer Strahlenkrone. Voll Andacht sank der Edelmann auf seine Knie und brachte dem Herrn der Welt das Opfer tiefer Anbetung und demutsvoller Ehrfurcht dar. Ehrfurchtsvoll wurde das hl. Sakrament in die Kirche zu Langewiese zurückgebracht, woselbst seitdem der Herr sich durch Wunder verherrlicht habe.“

Bald nach der eingangs erwähnten Untat wurde neben der Pfarrkirche St. Michael in Langewiese eine Kapelle zu Ehren des hl. Sakramentes erbaut; das Ziel zahlreicher Wallfahrer. Im Jahre 1460 5. II. verlieh Hieronymus Landi, Erzbischof von Kreta und apostolischer Nuntius in Polen, Schlesien und Preußen mit der Vollmacht eines legatus a latere allen denen, die an den in der erzbischöflichen Urkunde genannten Festen die Kapelle (Corpus Christi in Langewiese andächtig besuchen, reumütig

beichten, kommunizieren und zur Erhaltung der Kapelle hilfreiche Hand leisten, einen Ablass von 40 Tagen. In dieser Urkunde sagt der Legat von der im Bau begriffenen Fronleichnamskapelle: „in qua ut accepimus multa miracula facta fuerunt et fiunt in dies et ad quam propterea devotionis causa ingens pro tempore populi confluit multitudo“ d. h. „in der, wie wir erfahren haben, viel Wunder geschehen sind und bis auf unsere Tage geschehen, und zu welcher deshalb der Andacht wegen zur Zeit eine gewaltige Menschenmenge flutet“. Bischof Rudolf von Breslau vermehrte den Ablass um 40 Tage durch Urkunde vom 30. IV. 1478 und fügte jener Indulgenz von 100 Tagen, die Bischof Angelus von Präneſte mit 5 Kardinalpriestern der Kirche Corpus Christi verliehen hatte, noch einen Ablass von 40 Tagen hinzu.

Die Kapelle war von Holz und wurde bald nach 1597, da sie inzwischen verfallen war, wiederhergestellt. Hieronymus Seidel aus Neisse, Präzentor der Mansionare in der Krypta der Kreuzkirche, nennt als Wohltäter bei der Wiederherstellung den Weihbischof Adam Weißkopf, den Abt von St. Vinzenz Johannes Quesnitz, die Äbtissin Christina Glinski, den Kanonikus Adam Kessel beim hl. Kreuz in Breslau, den Kustos an der Kathedrale Christoph von Gerstmann und die Besitzerin von Domatschine, Katharina Kottulinski.

1638 erwähnt der Visitor in Langewiese diese Kapelle Corpus Christi, „in der einst Wunder geschehen, weshalb damals und jetzt eine Wallfahrt stattfindet.“ Damals war die Mehrzahl der Parochianen lutherisch. Da 1651 die wenigen Katholiken infolge ihrer Armut einen Pfarrer nicht ernähren konnten, sandten die Mansionarien der Kollegiatkirche zum hl. Kreuz in Breslau, denen das Patronat über Langewiese zustand, jeden Monat einen Priester aus ihrem Gremium zur Abhaltung des Gottesdienstes nach Langewiese. Nach dem Visitationsprotokoll von 1666 war die Kirche Corpus Christi von Holz, mit Lehm und Kalk überzogen und zur Hälfte repariert. Der alte Teil der Decke war bemalt, der neue Teil harzte noch der Ausschmückung. Auf dem alten Hochaltar befand sich ein Bild „die Emmausjünger“. Hinter dem Altar war der Tabernakel mit dem Allerheiligsten. Auf dem anderen Altar stand die Figur der seligsten Jungfrau mit dem Jesulein. Beide Altäre waren konsekriert. Wegen des Wunders kamen am 4. Sonntag nach Ostern Prozessionen nach Langewiese, sodaß „ein großes Zusammenströmen des Volkes stattfand“. Die Wände der dunklen Kirche bedeckten Darstellungen aus der Passion. Nach dem Protokoll von 1677 waren die Konsekrationszeichen nicht zu sehen, doch galten beide Altäre als konsekriert. Eine alte Inschrift auf der steinernen Gedenktafel an der Evangelienseite erzählt, daß Kaspar Kaminsky, Kanonikus an der Kollegiatkirche in Glogau und Breslau, Vizekantor an der

Kreuzkirche, testamentarisch 1694 ein Kapital von einigen Tausend für einen Neubau der Michaelispfarrkirche, der Vizedechant und Mansionar, Kanonikus der Kollegiatkirche Ratibor und Breslau Johannes Franz Beer das Kapital vermehrt und das heutige massive Gotteshaus errichtet hat. Dies geschah nach den Visitationsakten von Langewiese i. J. 1715. Über dem Portal der Kirche liest man neben der Jahreszahl 1722 die Einladung des Heilandes in deutscher und polnischer Sprache:

Komyt her zu Mir Alle,
Die ihr mit mühe und arbeit beladen seydt.
und Ich wil Euch erqvicken.

Das Fronleichnamskirchlein bestand noch 1777, befand sich aber „in schlechten Umständen“. Im Frühjahr 1778 wurde zwischen Pfarrkirche und Schule ein neues Kapelchen gebaut, welches noch durch die Jahreszahl 1595 auf dem Wetterhahn an die alte seit Jahrhunderten vom Volke verehrte Stätte erinnert.

Ende des 19. Jahrhunderts wurde König Albert von Sachsen Besitzer des Schlosses Sibyllenort, das zur Pfarrei Langewiese eingemeindet ist. Im Jahre 1884 wohnte er mit seiner Gemahlin, Königin Karola, zum ersten Male dem Feste am Sonntag Cantate in der Pfarrkirche von Langewiese bei. Seine Gemahlin, eine Konvertitin, der letzte Abstammling Gustav Wasas in Schweden, hat sich in Langewiese und Domatschine durch fromme Stiftungen ein dauerndes Denkmal gesetzt. Sie stiftete eine Kapelle auf dem Kirchhof, eine Lourdesgrotte in der Kirche, eine eichene Wandverkleidung um den Hochaltar, einen Kreuzweg, eine Figur des heiligsten Herzens Jesu und des hl. Joseph und ein wundervolles rotes Meßgewand, auf dem 2 königliche Wappen eingestickt sind. Durch die vielen königlichen Spenden wurden die Parochiamen freilich sehr verwöhnt, so daß sie auch späterhin für die notwendigsten Kirchenbedürfnisse nicht aufkommen wollten und dem eifrigen Ortspfarrer Ernst zumuteten, von der Herrschaft, die längst nicht mehr den alten Reichtum besaß, die notwendigen Gelder zu erbitten. Auch König Friedrich August erschien in den Jahren, in denen er nach der Revolution 1918 in Sibyllenort wohnte, immer zum Feste mit seinem Hofprediger, Prälat Müller, zum Hochamt und zur Predigt in Langewiese und wohnte der Sakramentsprozession bei, indem er mit einer Kerze hinter dem Allerheiligsten schritt. Sein Sohn, Markgraf Christian von Meissen, wohnte 1934 am Feste dem Hauptgottesdienste und der Prozession bei. Sein Bruder, Kronprinz P. Georg S. J., vertrat zwei Mal durch 4 Wochen den damaligen Pfarrer Weiß und hielt einmal ein Triduum.

Gegenwärtig zählt man jährlich gegen 1000 Wallfahrer und ungefähr 900 Kommunionen und gegen 500 Beichten. Geschlossene Prozessionen kommen am Tage vorher aus Märzdorf, Krs. Ohlau, hierher, am Sonntag Cantate aus Trebnitz, Kunersdorf und Breslau. Die Breslauer gehen von der Michaeliskirche früh um 4 Uhr weg und wohnen um 6 Uhr einer hl. Messe in Hundsfeld bei. Hier schließen sich ihnen mit Kreuz und Fahnen die Hundsfelder Wallfahrer an. Gegen 8 Uhr sind sie in Langewiese und kehren gegen 4 Uhr nachmittags zurück. Leider wird das kirchliche Fest vielfach beeinträchtigt durch übermäßig weltlichen, ungebührlichen Trubel, so daß der Ortspfarrer gegen unsaubere Darstellungen Protest bei der weltlichen Behörde einlegen mußte und schon den Plan erwog, ob nicht Eminenz um Aufhebung des Wallfahrtsfestes gebeten werden solle.

Nikolaus Anton Malter spricht auf der von ihm 1715 in der Wallfahrtskirche errichteten Gedenktafel den Wunsch aus:

Viator priusquam abeas

*Deum eucharisticum in memoriam suorum mirabilium
humiliter hic adora*

*Eundemque pro benefactoribus et cultoribus hujus loci
tam vivis quam defunctis
suppliciter exora.*

Neustadt OS. Mater dolorosa auf dem Kapellenberge.

Das stimmungsvolle Kirchlein zur Schmerzhafte Muttergottes und das sich anschließende Priesterhaus auf dem Kapellenberge bei Neustadt erfreuen sich einer Lage, die nach Partsch eines Lustschlosses würdig ist. Nach Norden und Osten schweift der Blick über eine weite wellige Ebene, aus der die Türme von Neustadt, Zülz, Oberglogau, Hotzenplotz und zahlreiche Dörfer mit ihren Kirchen und Schlössern hinaufgrüßen, bis zu den Rochusbergen bei Neisse, den dunklen Forsten bei Schelitz und dem jenseits der Oder verblauenden St. Annaberge. Nach der anderen Seite erfreut sich das Auge an dem edel geformten Schwung der Sudetenberge, die man fast bis Wartha hin verfolgen kann. Ganz besonders fesselt uns die in einen grünen Waldmantel gehüllte Bischofskoppe, die in ernster Hoheit über dem tief im Grunde träumenden Dörflein Kotzem emporsteigt.

Das Kirchlein ist der Schmerzhafte Mutter Gottes geweiht. Der aus der Zeit der Stiftung derselben — 1753 — stammende Hochaltar zeigt unter dem Crucifixus die altehrwürdige Barockskulptur der Mater dolorosa. Die mit entsprechenden Darstellungen versehenen Holzschildchen zu den Seiten des Crucifixus bezeichnen mit Einschluß des Gnadenbildes die 7 Schmerzen

Mariä. Das Gnadenbild ist verziert mit einer Halskette; neben ihm stehen 2 kleine Tafeln mit je 10 oder 12 Weihgeschenken aus alter Zeit. Bei der Säkularisation wurden 30 silberne und sonstige metallene Stücke und viele Votivgegenstände, z. B. Herzen und Füße von Silber und Silbertafeln mit Darstellungen von Augen im Werte von rund 111 rthl., für den Staat mit Beschlag belegt und 1866 79 Votivgeschenke, darunter 18 Silbertafeln mit Darstellungen menschlicher Augen und 12 silberne Herzen mit Erlaubnis des Bischöflichen Amtes zu 2 silbernen Kelchen umgeschmolzen.

Bezeichnend für die Verehrung, die der Schmerzhafte Mutter Gottes auf dem Kapellenberge [eigentlich Kappelsberg nach einem zeitweiligen Besitzer Kappel benannt] ist ein Bericht, den P. Bonaventura Menzel 1837, in jener Zeit, da das kirchliche Leben in unser Diözese darniederlag, dem geistlichen Amte erstattete: „An den Wochen und besonders Sonntagen besteigen Städter und Dorfbewohner den Berg und besuchen die Kapelle. Fast zu jeder Stunde gibt es fromme Beter hier an den Stufen des Altares, weil sie wissen, daß das Sanctissimum daselbst befindlich ist, und empfehlen sich dann der Schmerzhafte Mutter Gottes, deren Bild unter dem Kreuze sichtbar ist. Daß das Volk auf dem Berge große Andacht im Gebete zu Gott habe und die seligste Mutter der Schmerzen mit rechtem Vertrauen auf ihre Fürbitte verehere, beweisen die Tränen, die da fließen, wenn sie auf ihren Knien um den Altar rutschen oder gar, wie ich häufiger gesehen, den ganzen schroffen Berg auf ihren Knien hinanklimmen, um sich recht zu mortifizieren.“

Das Fest der Mater dolorosa wurde 1755 zum ersten Mal mit einem vollkommenen Ablaß hochfeierlich begangen. 300 Personen empfingen das hl. Bußsakrament. P. Pius Bock erwirkte vom Fürstbischof Kardinal Kopp die Erlaubnis, in dem Kirchlein an den 10 Tagen vor Aschermittwoch sowie an jedem Freitage nach dem gemeinsamen Kreuzweg eine Andacht zu Ehren der Schmerzhafte Mutter Gottes mit Aussetzung des Allerheiligsten und sakramentalem Segen zu halten. Auch künstlerisch wirkte sich die Verehrung der Mater dolorosa aus, indem P. Pius die sieben Schmerzenstationen der hl. Jungfrau auf dem gärtnerisch reich verzierten Bergplateau in gelungener Weise plastisch darstellen ließ.

Von den 3 Hauptfesten, die das Kirchlein feiert, Skapulierfest, Unsere liebe Frau von der immerwährenden Hilfe und das Fest der Schmerzhafte Mutter Gottes, wird das letztgenannte immer besonders feierlich begangen. Auf dem Vorplatz der festlich geschmückten Kirche wird eine Art Kanzel und ein Altar aufgerichtet. Nach feierlichem Gottesdienst am Vormittage, findet nachmittags bei günstigem Wetter die Predigt im Freien statt.

Daran schließt sich eine Sakramentsprozession in dem angrenzenden Wäldchen, sakramentaler Segen am Außenaltar und der Besuch der genannten 7 marianischen Schmerzensstationen. Am 3. Septembersonntage 1922 nahmen gegen 2000 Personen an dieser Feier teil. Der Andrang zu den Beichtstühlen an diesem Tage ist groß. Auch 1935 wird *magnus populi concursus* an diesem Wallfahrtstage verzeichnet. 300—400 hl. Kommunionen wurden gespendet. Nachmittags weilten über 1000 Menschen hier.

In der Nähe des Berges findet sich das Waldkloster der Franziskaner St. Josef. Die Prozessionen, die im Sommer aus der deutsch- und polnisch-sprechenden näheren und weiteren Umgebung nach dem Klösterchen ziehen, besuchen in der Regel auch den hl. Berg.

Das gegenwärtige Kirchlein ist nicht die erste gottesdienstliche Stätte auf dem Berge. Im Jahre 1729 hatte Adam Rupprich aus Neustadt auf dem Kapellenberge eine Einsiedelei gebaut, nachdem er von einer Wallfahrt nach Rom zurückgekehrt war und die Aufnahme in den III. Orden des hl. Franziskus erlangt hatte. Ein edler Neustädter Patrizier, Ratsherr Paul Ernst Weidinger, übernahm zum Teil die Sorge für die leibliche Seite des Erdendaseins durch eine fromme Stiftung. Im Jahre 1744 wurde eine hölzerne Kapelle neben der Eremitage eingerichtet und hier bisweilen die hl. Messe gelesen. Bald entstand eine kleine Klausnergemeinde auf dem Berge, in der allerdings so wenig Einigkeit herrschte, daß geistliche Aufsicht notwendig erschien. Die Gemeinschaft der Eremiten löste sich schließlich auf, und der heilige Berg wurde am 25. Dezember 1751 den Kapuzinern in Neustadt übergeben. Fürstbischof Schaffgotsch besichtigte bei einem Firmungsbesuche auch die Eremitage und äußerte bei der Besichtigung der Eremitenzellen, es sei alles „ziemlich kapuzinerisch“ eingerichtet.

Die heutige Kirche war damals durch die Bemühungen des Kommerzienrates Paul Ernst Weidinger junior bereits gebaut. Am 14. April 1752, dem Feste der Mater dolorosa, fand die erste hl. Messe in der neuen Kirche statt und am 19. September 1753 weihte sie Pfarrer Vietz von Neustadt zu Ehren der Schmerzhafte Muttergottes und des hl. Onophrius ein. Ungefähr der gleichen Zeit entstammte auch das massive Klostergebäude mit dem spitzen Dache, das bis zum Jahre 1860 gestanden hat. Nach der Säkularisation, durch welche die Kapuziner aus ihr vertrieben wurden, kaufte das Generalvikariat Breslau diese Gebäude und richtete dort das Demeritenhaus ein. Seit dieser Zeit ist auch die Kirche im dem Besitze des Fürstbischofs von Breslau. Außer dem Hochaltar, an dessen Antependium das letzte Abendmahl in Relief dargestellt ist, besitzt die Kirche noch 4 Altäre, den Herz Jesu-Altar, den Bruderschafts-Altar (Skapulier),

den Antonius-Altar und den Altar der hl. Philumena, dessen Predella die 14 plastisch dargestellten hl. Nothelfer zeigt. Der Bruderschafts-Altar enthält das von Fräulein von Oer in Dresden gemalte kostbare Bild der Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe. Die schlichte Kanzel trägt die Inschrift: „Nos autem praedicamus Christum crucifixum“. Zwei bunte Glasfenster an der Nord- und Südwand, Christus auf dem Ölberge und Maria Himmelfahrt darstellend, erhöhen den freundlichen Eindruck des Kirchleins.

Als Seelsorger wirkten an der Kirche die Inspektoren der Demeritenanstalt Johann Franz Polke, Christoph Genelli, der spätere Jesuit und Biograph des hl. Ignatius von Loyola, seit 1834 der Konvertit Brewing, ehemaliger protestantischer Bürgermeister von Schievelbein, den Clemens Brentano wegen seiner Gelehrsamkeit schätzte, von 1837—1862 P. Bonaventura Menzel, der letzte schlesische Kapuzinerpriester, der den Fürstbischof Diepenbrock und Heinrich Förster auf dem Kapellenberge empfangt, und Erzpriester Spöttel, der Erbauer des jetzigen Priesterhauses. Seit dem Jahre 1869 waren Priester aus dem Franziskanerorden an dem Gnadekirchlein und der damit verbundenen Anstalt tätig, seit 1869 allerdings mit mehrjähriger Unterbrechung durch den Kulturkampf, der aszetische, ästhetisch feingebildete Rheinländer P. Pius Bock, „der 2. Schöpfer des Kapellenberges“, P. Philipp Reimann, P. Kommissarius Fabian Gielnik, P. Definitor Hilarius Scholz, P. Franziskus Czech, P. Fabian Gielnik nochmals, P. Otho Kaudewitz und gegenwärtig Direktor Theophil Hanke, unter dem die Kirche sachgemäß renoviert wurde.

Olbersdorf Ć. S. R. Marienwallfahrt auf den Riemerberg.

Stadt Olbersdorf liegt an der südöstlichen Grenze des Erzbistums in einer reizenden von Waldbergen umschlossenen und von der Goldoppa durchflossenen Bucht. Sie war früher nach Troplowitz in der benachbarten Olmützer Diözese eingepfarrt, erhielt 1610 ein Kirchlein zu Ehren der Heimsuchung Mariä und kam nach 1623 als filia an die Heinzendorfer Pfarrkirche der Breslauer Diözese.

Der Besitzer der Herrschaft Olbersdorf Johann Christoph von Waldstein schloß sich dem im Jahre 1619 zum Herrscher von Böhmen gewählten kalvinistischen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz an und verlor nach der Schlacht am weißen Berge durch kaiserliches Konfiskationsprotokoll die Herrschaft Olbersdorf. Der Kaiser übergab sie 1623 am 14. 8. seinem Bruder, dem Erzherzog Karl, Fürstbischof von Breslau, dem Hochmeister des deutschen Ordens. Dieser überließ sie 1625 dem Jesuitenkollegium Neiß. Die Jesuiten erbauten im Jahre 1651 auf dem Gipfel des nahen

Riemerberges eine Wallfahrtskirche, und brachten ein Marienbild dahin „in Begleitung von 3000 Menschen, zu welchem noch keine vergebliche Gelübde von Notleidenden und Bedrängten geschehen“. Das Marienbild war eine Kopie des Gnadenbildes von Foja und Scherpenhübel, das die Jesuiten aus Belgien nach Prag gebracht und zur Verehrung daselbst aufgestellt hatten. Das heut auf dem Hochaltar der Pfarrkirche von Olbersdorf in einem Kästchen stehende Gnadenbild ist nach dem Bericht von Ortspfarrer Kirchner eine kleine Marienstatue, auf deren rechtem Arm das Jesuskind ruht. Die Statue ist ca. 24 cm hoch. An den Füßen derselben ruht eine vergoldete Kugel. Das Gnadenbild auf dem Riemerberge zog zahlreiche Wallfahrer herbei, so daß jährlich „16 000 bis 20 000 Personen“ hier kommunizierten. Dem Bedürfnisse Rechnung tragend rissen die Jesuiten die kleine Kirche nieder und erbauten 1753 ein neues massives Gotteshaus, zu dem viele steinerne Stufen hinaufführten. Die Kirche lag über 700 m hoch. Man konnte von ihr aus nicht bloß die anderthalb Meilen entfernte Burgbergkirche bei Jägerndorf sondern auch das Neißer Jesuitenkolleg sehen. Das Schiff der Kirche samt dem Presbyterium und der Vorhalle hatte eine Länge von 41,72 m, eine Breite von rund 17 und eine Höhe von 15 m. Sie hatte 5 Eingänge und war mit einer vielstufigen, i. J. 1760 errichteten Treppe zum Haupteingange versehen. Schon 1743 vertauschten die preußischen Jesuiten mit den österreichischen Jesuiten ihre Herrschaften, so daß die Neißer Jesuiten Schillerdorf, die Troppauer Olbersdorf erhielten. Nur 30 Jahre blieb Olbersdorf im Besitz der österreichischen Jesuiten, denn 1773 wurde der Orden in Österreich aufgehoben und sein Besitz beschlagnahmt. Im Jahre 1782 wurde unter Josef II. die Aufhebung der Wallfahrtskirche auf dem Riemerberge dekretiert und die Kirche zum Abbruch verkauft. Pfarrer Josef Bartsch in Olbersdorf las auf dem Riemerberge am 26. Juli 1784 unter dem Beileid vieler Besucher die letzte hl. Messe und nach Beendigung derselben nahm der Erzpriester von Zuckmantel Karl Müller den traurigen Akt der Entweihung vor. Bei der Versteigerung erkaufte der Erbrichter Jäschke in Neudörfel für 56 Flor. und 45 Kreuzer die Kirche. Das Gnadenbild wurde nach Olbersdorf überführt. Die Gerätschaften wurden den Kirchen von Waldstein und Olbersdorf zugewiesen und der Erlös der Votivgeschenke (600 Gulden) zur Herstellung einer Orgel verwendet. Die Kirche wurde abgebrochen.

So fand denn die Muttergottes nach ihrer Entthronung ein Asyl im Tale von Olbersdorf. Hier war die Pfarrkirche im Jahre 1746 während einer Wallfahrt auf dem Riemerberge vom Feuer verzehrt worden. Pfarrer Herwig hatte den Bau der neuen Kirche begonnen und Pfarrer Kromer denselben vollendet. Pfarrer Kro-

mer gab alles hin, um das Werk zu vollenden. „Zunächst verwendete er sein eigenes Vermögen von 5000 Gulden für den Kirchbau, als es erschöpft war, verließ er jeden Montag zu Fuß sein Pfarrhaus und reiste in der Umgegend umher, klopfte an die Hütte der Armen wie an die der Reichen und sammelte Beiträge für seine Kirche. Jeden Sonnabend kehrte er zurück, um die Arbeiter auszuzahlen und weitere Anordnungen zum Bau zu treffen. Weder Sturm noch Regen, weder Berg noch steiniger Pfad entmutigten ihn; das Geschenk der Armen belebte ihn, die frostige Antwort der Bemittelten ertrug er mit Sanftmut. Durch den Ertrag der Sammelreisen gelang es ihm endlich, den Bau soweit zu vollenden, daß nur noch das Dach fehlte. Er überlegte, woher er die Mittel für den Dachstuhl nehmen sollte. Sein Gefühl sagte ihm, daß er die Mildtätigkeit der meist armen Bewohner der Umgegend bereits genugsam erprobt hatte. Da führte ihn der Herr nach Gotschdorf, wo er vom Besitzer, dem Baron Skrbensky zu Tische geladen wurde. Seine Physiognomie verrät während der Mahlzeit Sorge; er ißt wenig. Über die Ursache befragt, antwortete er: „Ich habe mir ein Weib genommen, das so arm ist, daß es nicht einmal eine Haube hat. Der Kummer darüber verleidet mir die Eßlust“. (Eine Haube war damals unerläßliches Erfordernis für jede Neuvermählte.) Der Baron, die Anspielung verstehend, tröstete ihn mit den Worten: „Essen Sie nur, Herr Pfarrer, ich werde Ihnen einen Fleck zur Haube geben“. Die Baronin aber fügte rasch bei: „Und ich das übrige“. Bald nachher ließ der Baron die zum Dache erforderlichen Hölzer und Schindeln anfahren und die schöne große Kirche, vom Volke „Kromers Haubenkirche“ genannt, wurde vollendet (Schles. Kirchenblatt 1868). Die Ausföhrung der Inneneinrichtung erlebte der Baumeister nicht mehr. Er starb schon am 31. Januar 1756 und wurde in der Kirche begraben, wo eine Marmortafel heute noch das Andenken des edlen Priesters, der noch größere Opfer als der oberschlesische Pfarrer Fietzek für seinen Kirchbau in Piekar gebracht hat, aufrecht erhält. 1766 konsekrierte Fürstbischof Schaffgotsch die Kirche

Am Portal stehen Statuen der Muttergottes, des hl. Karl Borromäus und St. Johannes von Nepomuk. Über dem Tabernakel befindet sich das alte Gnadenbild vom Riemerberge.

Aber auch die Stätte, wo das Gnadenbild einst gestanden, ist nicht vergessen. Faustin Eus bemerkt bei der Beschreibung von Olbersdorf im Jahre 1837: „Eine vielbesuchte Anhöhe ist der Riemerberg mit einem Kreuzweg und einer Marienkapelle, zu der jährlich einige Male gewallfahrt wird“. In der Kapelle befindet sich ein altes vom Volk verehrtes Bild „Maria mit dem Jesuskind“. Das Bild zeigt auch die Darstellung einer Kirche mit angrenzenden Gebäuden und einer mit Bäumen bepflanzten Anhöhe. Die alte

Wallfahrtskirche aber liegt in Schutt und Trümmern. Neben zwei kleinen Bergseen, den „Meeraugen von Olbersdorf“, sind mächtige Steinhaufen und Mauerüberreste zu sehen. An verschiedenen Stellen ragen die Grundmauern bis an die Oberfläche, in der Hauptsache sind sie aber mit Schutt und Steingeröll verdeckt. Das ehemalige Innere des Gotteshauses ist mit Bäumen und Gesträuch bewachsen. „Man wird“, sagt Franz Heisig, „beim Anblick des Platzes, der einst zum Dienste und zur Verherrlichung des Schöpfers bestimmt war, zu Wehmut und Trauer gestimmt. Man kann es kaum fassen, daß es Unverstand zuwege bringen konnte, ein so prächtiges Gotteshaus zu zerstören und unberechenbaren Schaden zu verursachen“. Man möchte jetzt gern — nicht bloß aus idealen, sondern auch aus geschäftlichen Gründen — die fast eingegangene Wallfahrt wieder in Aufschwung bringen. Ein Komitee Olbersdorfer Bürger beschäftigte sich bereits mit dem Gedanken einer Wiederaufrichtung der Wallfahrtskirche. Ob die Bemühungen einen Erfolg zeitigen werden?

Oppeln. Mater admirabilis in der Pfarrkirche zum hl. Kreuz.

Herzog Wladislaus von Oppeln hatte das berühmte Gnadenbild von Czenstochau, die „Schwarze Madonna“, ursprünglich für seine Oppelner Burgkapelle bestimmt. Es war aber nicht nach Oppeln gekommen, sondern in das 1382 von ihm gestiftete Paulinerkloster Czenstochau. Der Rektor des Oppelner Jesuitenkollegs Schwertfer versuchte es für Oppeln zurückzugewinnen. Da dies nicht gelang, lies er eine Kopie für die Dreifaltigkeitskirche des Kollegiums anfertigen, das Czenstochauer Gnadenbild damit berühren und stellte dieselbe am 2. Juli 1673 unter großer Feierlichkeit in seiner Oppelner Kirche auf. Viele Votivgaben bezeugten das Vertrauen der Gläubigen zu dem Marienbilde. Freilich sollte es bald in den Hintergrund treten, da ein anderes Gnadenbild die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Pfarrer Roczkowski in Piekar fand in einem Winkel seines hölzernen Gotteshauses ein Marienbild, das durch seine Schönheit den Pfarrer, seine Gemeinde und die Jesuiten in Tarnowitz entzückte. Auch auf Schwertfer machte es bei seinem Besuch in Piekar einen tiefen Eindruck. Er wußte es im Einverständnis und auf Veranlassung des Pfarrers durchzusetzen, daß die Pfarrei Deutsch Piekar im Bistum Krakau dem Jesuitenkolleg in Oppeln inkorporiert wurde. Als im Jahre 1680 die große Pest ausbrach und Kaiser Leopold mit seinem Hofe nach Prag floh, brachte Schwertfer das Bild auf Wunsch des Kaisers Leopold, der zu U. L. Fr. von Piekar ein besonderes Vertrauen hegte, nach Prag. Das Bild wurde in die Hofburg auf dem Hradschin gebracht, wo der Kaiser und sein Hof es verehrten. Der Erzbischof, der Magistrat der Altstadt, die Or-

densgesellschaften in Prag wetteiferten in der Verehrung des Bildes. Eine Prozession mit dem Gnadenbilde wurde durch ganz Prag angeordnet. Das Gnadenbild wurde in verschiedenen Klöstern ausgestellt und im Triumph auf einem sechsspännigen Wagen abends um 6 Uhr unter Fackelbeleuchtung nach St. Ignatius in der Neustadt gefahren. Das Bild wurde mit Geschenken überhäuft. Der Kaiser schenkte 16 Saphire, die Kaiserin ein Diamanthalbsband, die Kaiserinwitwe Edelsteine, die Erzherzogin Maria Anna 3 kostbare Ohrgehänge. Etwa nach 4 Wochen brachte Schwertfer, den Kaiser Leopold „seinen heiligen Pater“ nannte, das Bild nach Piekar zurück. Im Jahre 1682 wurde das Bild infolge der Türkengefahr nach Oppeln in die Jesuitenkirche gebracht. Die Gläubigen hatten in der Kirche keinen Platz mehr. Nach einigen Wochen kam es wieder nach Piekar zurück. Zahlreiche Wallfahrer von nah und fern strömten herbei. Die Arbeit der Jesuiten auf der Kanzel und im Beichtstuhle wuchs. Im Jahre 1703 erschienen 44 von Priestern geleitete feierliche Prozessionen u. a. von Czarnowanz und Ratibor. Da die Jesuiten damals keine Meßstipendien annahmen, waren 2 und 3 Priester dauernd nötig, um die von den Pilgern gewünschten Messen zu lesen. Im ersten Jahre zählte man schon 47 Exvotos (Weihegeschenke) für Krankenheilungen, die ans Wunderbare grenzten. Von berühmten Wallfahrern seien erwähnt der Fürst Lubomirski, Prinz Jakob Sobieski von Polen, die Weihbischöfe von Krakau und Breslau, Fürstbischof Schaffgotsch von Breslau, der Kurfürst von Sachsen. 1697 legte König Friedrich August, erwählter König von Polen, in Piekar das katholische Glaubensbekenntnis ab. Im Jahre 1702 trat das Bild eine neue Wanderung nach Oppeln an aus Furcht vor den Schweden, mit denen die Polen Krieg führten. Und seitdem ist es bis zum heutigen Tage in Oppeln geblieben. Im Jahre 1713 erschien ein kaiserliches Dekret, in dem endgültig die Rückgabe des Bildes nach Piekar verfügt wurde, aber obwohl Graf Henckel sich für die Rückgabe energisch einsetzte und die Bauern von Piekar revoltierten, — das Bild blieb aus schwerwiegenden Gründen in Oppeln. Wenn nämlich das Gnadenbild Oppeln verließ, hörte der Zustrom von Wallfahrern auf und der Bau der Jesuitenkirche, der im Jahre 1714 begonnen wurde, hätte nicht zu Ende geführt werden können. Am 27. März 1716 erließ das Breslauer Oberamt abermals den Befehl zur Rückgabe, aber umsonst. Hoffmann sagt in seinem Werke „Die Jesuiten in Oppeln“, die Gönner der Oppelner Jesuiten waren stärker als die Instanzen des Beuthener Grafen. Als im Jahre 1739 ein Brand fast die ganze Stadt in Asche legte, nahmen die Oppelner ihre Zuflucht zu Unserer Lieben Frau von Piekar und verlangten, das Bild solle in die Stadt gebracht werden. Das Bild wurde durch die brennende und

abgebrannte Stadt in die Kollegiatkirche zum hl. Kreuz geführt und in die Jesuitenkirche zurückgeleitet. Im Jahre 1740 bedrohte eine Wassernot Oppeln. Wieder wurde eine Prozession mit dem Gnadenbilde zur Kollegialkirche veranstaltet, und von dieser Stunde an ging das Wasser zurück.

Ein Wertmesser für die Verehrung der Muttergottes von Piekar in Oppeln sind die Prozessionen 1705: 33 Prozessionen mit Priestern, ohne Priester 60; 1719: 53 Prozessionen, von denen manche 3000 Wallfahrer zählten. Die Frage, ob der Besitz des Bildes nicht für die Jesuiten eine Goldgrube war, wird von Hoffmann verneint: „Das Geld, das von den Wallfahrern einkam, hat vielleicht nicht hingereicht, die Ausgaben zu decken, welche die Wallfahrt verursachte, z. B. die Bewirtung der Priester zu decken; die Kosten, um der Romantik eine schöne Kirchenruine zu hinterlassen, sind zum allergrößten Teil nicht von Wallfahrern gekommen, sondern Taler für Taler erbettelt, verdient und erspart worden“. Die kostbarsten Motivgeschenke hat das königl. preuß. Schuleninstitut versilbert.

1773 wurde die Gesellschaft Jesu in Schlesien aufgehoben. Das Oppelner Kollegium bestand durch die Gunst Friedrichs II. mit Einverständnis des Papstes weiter fort unter dem Titel: Königl. preußisches Schuleninstitut. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kamen noch Prozessionen aus der Gegend von Oberglogau, besonders aus der Pfarrei Komornik, Lonschnik und Kl. Strehlitz, ferner aus der Pfarrei Falkowitz Krs. Oppeln zu Christi Himmelfahrt oder am Dreifaltigkeitssonntage zu dem Gnadenbilde. (Diöz.-Archiv I D 8 f und Ortsakten Oppeln 4).

Im Jahre 1802 beantragte die katholische Bürgerschaft von Oppeln bei der königlichen Kammer die Überführung des Bildes in die Pfarrkirche. Der Fürstbischof befahl dem Kollegiatkapitel am 25. Oktober und 8. Dezember 1802, sowie am 6. Januar 1803, das Bild aufzunehmen und auf einem Nebenaltar aufzustellen. Die Überführung unterblieb aber. Im Jahre 1810 bat der Dechant Larisch, die Überführung baldigst vornehmen zu lassen. Die Regierung war laut Schreiben vom 8. Mai 1811 geneigt, das Bild abzugeben. Nachdem die Jesuitenkirche wegen Baufälligkeit geschlossen worden war, kam das Bild in die Dominikanerkirche (Bergelkirche), sodann, als man letztere Kirche als Lazarett für die Russen brauchte, in ein bei der alten Gymnasialkirche befindliches Gewölbe und schließlich in einen Lesesaal des Gymnasiums, wohin auch das Volk strömte. Stadtpfarrer Paul schrieb die Schuld an der Verzögerung der Überführung dem Rektor des Gymnasiums Flögel zu, gegen den er sich ziemlich gereizt zeigte. Flögel erklärte sich am 6. November 1813 bereit nach erfolgter Autorisierung durch die Regierung, der das Schuleninstitut unterstand, das Bild abzugeben. Nachdem diese eingetroffen war,

erfolgte am 17. 12. 1813 die Übergabe an die Pfarrkirche. Ubrigens hatte auch Pfarrer Suchan von Piekar bereits 1802 und jetzt wieder 1813 einen Vorstoß gegen die Verwahrung des Bildes in Oppeln unternommen — ohne Erfolg. Das Generalvikariat erklärte nämlich, daß Piekar ja bereits ein ähnliches Bild besitze, und daß bei der versuchten Verlegung des Bildes nach Piekar große Widersprüche von der Gemeinde Oppeln und der ganzen Gegend zu befürchten seien, da diese ja den vieljährigen Besitz des Bildes anführen könne.

Vier „ganz honette Bürger“ von Oppeln trugen am 17. Dezember 1813 das Bild aus der Sakristei der ehemaligen Dominikanerkirche, wohin es zwei Tage vorher Rektor Flögel hatte hinbringen lassen, auf einer Trage „mit vieler Mühe und öfterem Ausruhen“ ohne jede Feierlichkeit in die Pfarrkirche. Pfarrer Paul bemerkt, „Gedachtes Bild befindet sich hinter Glas hinter einem sehr großen schweren Rahmen, der mit silbernem Laubwerk verziert und von der Rückseite zu verschließen ist. Auf dem Bilde selbst befindet sich eine silberne Verkleidung und 21 silberne Sterne, die 2 Kronen sind nur von Kupfer und vergoldet, die 3 kleinen Perlenschnüre, sowie die Steine auf dem Bilde und dem Rahmen sind unecht“. Am 18. Dezember stellte Pfarrer Paul das Bild in der Marienkapelle auf.

Daß Pfarrer Paul sich um das Bild so bemühte, erscheint merkwürdig, da er in einem Schreiben vom 12. 12. 1811 an das Generalvikariat erklärt: „Es wäre nichts notwendiger als daß diesem Rektor (Flögel) genanntes Bild abgenommen und entweder in eine andere Kirche versetzt oder von der hohen geistlichen Behörde nach Vorschritt der Mainzer Synode vom Jahre 1549 ganz eingezogen würde. Die Ursache zu einer solchen Einziehung sind vorhanden. Das Volk hängt nämlich mit Aberglauben an diesem Bilde und traut demselben göttliche Kraft zu“. Aber etwaiger mit dem Bilde getriebener Mißbrauch rechtfertigt nicht die Einziehung des Bildes, da durch Belehrung des Volkes der Mißbrauch beseitigt werden konnte. Daß Rektor Flögel das Bild nur schweren Herzens herausgab, ist erklärlich. So stellt auch „Curatus loci“ Paul dem letzten Vertreter des Ordens, der fast anderhalb Jahrhundert das Bild betreut und die Verehrung hoch gebracht hat, kein schlechtes Zeugnis aus, wenn er 1811 schreibt: „Das Volk aus der ganzen Gegend und aus weiter entlegenen Orten komme wegen dieses Bildes allein zahlreich hierher, so muß und kann die Kirche, wo sich dies Bild befindet, als eine Wallfahrtskirche immer angesehen werden, wenn auch Herr Flögel sie nicht unter diese Kategorie versetzt wissen will. Derselbe möchte vor dem Publiko nicht gern als ein Mann erscheinen, der Wallfahrten begünstigte, weil dies seinen Ruf als Gelehrter und Aufgeklärter verdunkeln würde: bei seinem Be-

nehmen hinsichtlich dieses Bildes, bei der Andachtsliebe, die er zu demselben trägt und bei dem Eifer für die Beibehaltung dieses Bildes ist er aber ein Beförderer der Andacht zu diesem Bilde und macht dadurch die Gymnasialkirche zur Wallfahrtskirche. . . Will man die Pfarrkirche in größere Aufnahme bringen und das Volk zum Besuch des pfarrlichen Gottesdienstes bewegen, so darf dieses Bild nur in die Pfarrkirche transferiert werden, denn wo das Bild ist, dahin läuft dann auch alles“.

Im Jahre 1852 ließ Erzpriester Gleich durch Laverdure im südlichen Seitenschiff der Pfarrkirche, der ehemals Oppersdorffschen und nachmaligen Skapulierkapelle, einen gotischen Marmoralter errichten, der durch die von Julius Bonaventura Pohl geleitete Marienbruderschaft des lebendigen Rosenkranzes gestiftet worden war und übergab ihn am 17. Juli desselben Jahres seiner Bestimmung. Im Jahre 1856 wurde dieser Marienaltar mit dem Gnadenbilde auf Anregung des Kanonikus Fietzek von Piekar zum privilegierten Altar erhoben. Ein schöner Zug wird von der Verehrung Fietzeks für das Gnadenbild berichtet. Fietzek benutzt, nachdem er in Breslau eine geschäftliche Angelegenheit erledigt hatte, den Güterzug, kommt in der 12. Mittagstunde in Oppeln an, bekleidet sich auf dem Flure der Kaplanei mit dem Talar und eilt sofort zum Marienaltar, um das hl. Meßopfer zu feiern.

Das Gnadenbild, von dem Frau Anna Weckert im Jahre 1895 ein Andachtsbildchen anfertigen ließ, stellt die Muttergottes dar, die auf dem linken Arm das bekleidete Jesuskind hält, während die rechte einen Apfel umschließt. Das Jesuskind blickt seiner Mutter mit liebevoller Teilnahme ins Gesicht, ihr zuwinkend. Früher waren auf dem Gesichte Mariens mehrfache Striche zu sehen, die über die rechte Wange und die Nase gezogen waren. Infolge früherer Restaurierung sind diese Stellen verschwunden. Das Bild, welches nach den Ansätzen der Scharniere zu urteilen von einem Flügelaltar her stammt, ist mit Rahmen 129 cm hoch und 92 cm breit. Charakteristisch sind die nach der Mode der Entstehungszeit sehr in die Länge gezogenen Finger. Das Antlitz Mariens und des göttlichen Kindes sind von bestrickendem Liebreiz. Bezüglich der Farbgebung sei bemerkt, der Mantel Mariens ist dunkelblaugrün, die Umschläge krapprot, das Untergewand gelb mit gotischem Muster, das Jesuskind, bei dem die Faltenbildung Beachtung verdient, trägt ein dunkelbraungraues Gewand. Seine Haare sind dunkelblond mit hellen Strichen. Über das Alter des Bildes macht mir Erich Wiese folgende dankenswerte Mitteilung: „Die Oppelner Gnadenmadonna ist der Malweise nach und auch nach der Art der Einzelformen (Hände, Falten) ein bezeichnendes Werk der Zeit um 1500—1510. Sie geht aber auf ein frühes, byzantinisch bedingtes

Werk zurück, wohl über böhmische Zwischenstufen, ebenso wie das Marienbild in Kosel. Daher der enge Zusammenhang mit diesem. Aber die Koseler Madonna liegt eine Stufe weiter zurück; sie ist spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden und technisch der „Madonna des Preczlaw v. Pogarell“ eng verwandt.“ Provinzialrestaurator Lukas Mrzyglod (Neisse) hat im Sommer 1936 das Gnadenbild trefflich restauriert. Es ist auf dem vom Prälaten Kubis aus Hirschberg erworbenen Barockaltar in der Marienkapelle, der an die Stelle des gotischen Marienaltars trat, aufgestellt.

Am Sonntag nach dem Skapulierfeste kommen noch kleine Prozessionen aus benachbarten Dörfern zum Gnadenbilde. Wird auch die Beteiligung an diesen Prozessionen von Jahr zu Jahr geringer, so kann man doch täglich zu allen Stunden Besucher des Gnadenbildes in der Kreuzkirche antreffen.

Oswitz. Marienkapelle auf dem hl. Berge.

An der Peripherie von Breslau liegen in freundlicher landschaftlicher Umgebung zwei stimmungsvolle Marienheiligtümer, südöstlich im Park zu Grüneiche das Kirchlein der Redemptoristen, nordwestlich auf waldgrüner Höhe die Wallfahrtskapelle von Oswitz. Während das erstgenannte Heiligtum allerneuesten Datums ist, konnte die heutige Oswitzer Wallfahrtskapelle bereits eine Säkularfeier begehen, da am 30. September 1924 ein Jahrhundert seit ihrer Einweihung vergangen war. Mit dieser Säkularfeier verband die katholische Kuratialgemeinde die Doppelsäkularfeier des Gnadenortes.

Nachweisbar befand sich schon um das Jahr 1700 auf dem Oswitzer „heiligen Berge (Swiętagora)“, den das Volk auch Grotheberg (grad = Burg) nannte, an einer uralten Eiche das heut noch in der Kapelle aufbewahrte Schnitzwerk der Gottesmutter mit dem Jesuskinde. Dieses schlichte, künstlerisch nicht bedeutsame Bildwerk erlangte 1724 dadurch eine gewisse Berühmtheit in der ganzen Umgegend, daß ein Breslauer Bürger, der erblindete und gelähmte ehemalige Sänger Balzer bei dem St. Matthiasstift der Kreuzherren, der sich im Vertrauen auf die mildreiche Fürsprache der Gottesmutter zu diesem Bilde tragen ließ, dort plötzlich die Gesundheit wiedererlangte, so daß er sehend und seiner Glieder mächtig, in die Stadt zurückkehren konnte. Nach einer handschriftlichen Notiz aus dem „beglückten, vollkommenen Diarium“, die ein späterer Besitzer von Oswitz, Buchhändler Johann Gottlieb Korn, 1817 dem General-Vikariat-Amte mitteilte, hat Balzer noch bis zum 1. August 1727 gelebt. Das Marienbild auf der stillen Waldhöhe wurde seit 1724 ein vielbegehrtes Wallfahrtsziel. Der Stiftskanzler der Breslauer

Klarissen, denen das Dorf infolge einer Schenkung des Herzogs Heinrich III. von Breslau, eines Enkels der heiligen Hedwig, seit 1257 gehörte, ließ, jedenfalls im Auftrage der damaligen Äbtissin Aloisia von Proskau, nach erfolgter Untersuchung jener wunderbaren Heilung mit Genehmigung der Geistlichen Behörde, im Jahre 1725 eine Kapelle daselbst erbauen. Das Titelbild der 1824 von Büsching herausgegebenen Broschüre „Der heilige Berg und dessen Umgebung in Oswitz“ zeigt die aus Fachwerk erbaute sechseckige Kapelle, mit dem in eine rettigförmige Spitze auslaufenden Holzdach in seiner laubgrünen Umgebung im Schatten einer riesigen knorrigen Eiche. Infolge des beschränkten Raumes im Heiligtume selbst war vor der Kapelle eine hölzerne Pergola für die frommen Beter errichtet, die sich hier zahlreich, manchmal auch in ganzen Prozessionen einfanden. Es ist interessant, aus dem Jugendtagebuche Josef von Eichendorffs zu erfahren, daß am 14. April 1803 auch der damals 15 jährige Dichter mit seiner gerade zum Besuch in Breslau weilenden Mutter und mit seinem älteren Bruder Wilhelm, sowie den Familien Salicé und Contessa die heilige Kapelle und den Weinberg in Oswitz besuchten. Die vielen in der Kapelle aufbewahrten Votivgeschenke bekundeten, daß das Vertrauen, das Bittflehende in die Fürsprache Mariens setzten, nicht getäuscht wurde.

Als 1810 das Dominium Oswitz, nachdem es 553 Jahre lang im Besitze der Klarissen gewesen, durch die Säkularisation in das Eigentum des Staates überging, befürchtete Pfarrer Hoppe von St. Michael, zu dessen Sprengel Oswitz damals gehörte, daß die „hochlöbliche königliche Administration ad St. Claram“, vielleicht ohne Vorwissen der Hauptsäkularisationskommission, die sehr auffällige Kapelle kassieren und an ihre Stelle etwa ein „Kaffeehaus“ errichten könnte. Zum Glück erfüllte sich diese Befürchtung nicht, da ein edelgesinnter Protestant, der Buchhändler Johann Gottlieb Korn, das Gut nebst allem Zubehör, für einen billigen Preis kaufte. Dieser ließ Treppen auf den Berg und Wege auf demselben anlegen, pflanzte neue Bäume auf ihm an und verschönerte ihn, wie er dem Geistlichen Amte meldete, „mit den Statuen der hl. Mutter Maria, der hl. Dorothea und des hl. Franziskus, den Kreuzwegbildern aus dem Clarenkloster und dem schönen Kreuz der Franziskaner“. „Alles dies“, schreibt er dem Geistlichem Amte, „ist von mir mit Vergnügen geschehen und es gereicht mir zur besonderen Beruhigung, daß sich die allgemeine Zufriedenheit mit diesen Verschönerungen durch die immer mehr zunehmenden Besuche des religiösen Publikums äußert“. Er trug auch der Geistlichen Behörde, schon damals (1817), seinen Wunsch vor, neben der Kapelle eine neue, und zwar massive, in einem edlen Stile aufzubauen. Da das alte Heiligtum schon recht morsch war, gab die Behörde gern hierzu

die Erlaubnis. Korn übernahm sämtliche Kosten und bestimmte das bereits vorhandene Baukapital zur Errichtung eines Armenhauses in Oswitz. Johann Gottlieb Korn beauftragte den Baurat Langhans mit der Ausarbeitung eines Baumrisses, der am 9. Dezember 1819 eingereicht wurde. Durch Vorstellungen der Geistlichen Behörde veranlaßt, fertigte Langhans einen einfacheren, weniger kostspieligen Aufriß an. Korn gab die Absicht kund, die über dem Portal in Aussicht genommenen Figuren nicht aus Stein, sondern in Töpferarbeit herstellen zu lassen.

Im März 1822 begann man mit dem Grundgraben, und am 25. April erfolgte die Grundsteinlegung. Im Herbst 1824 stand die Kapelle vollendet da. Am 28. September erfolgte die Weihe. Früh 9 Uhr bewegte sich vom Dorfe aus bei schönstem Herbstwetter, vom Pfarrer Thielmann aus Schweinern [Weidenhof] geführt, ein Festzug, in dem sich der Patron Johann Gottlieb Korn mit seiner Familie befand, auf den Berg zu und wurde von der bei der Kapelle aufgestellten Musikkapelle mit festlichen Weisen begrüßt. Der Patron öffnete die Pforte des neuen Heiligtums. Die Weihe vollzog Domherr von Montmarin, während Domherr Daniel Krüger von der im Freien aufgeschlagenen Kanzel die Festpredigt hielt. Auf das Hochamt folgte das von der unabsehbaren Volksmenge gesungene Tedeum, worauf der Patron mit seiner Familie den Öpfergang zum Altare eröffnete. Die Musik leitete bei dieser denkwürdigen Feier der berühmte Domkapellmeister Schnabel.

Die Kapelle war schon kurz vor ihrer Weihe vom König Friedrich Wilhelm III. und bald darauf vom Fürstbischof Emanuel von Schimonski besichtigt worden. Sie ist ein achteckiger Ziegelbau, nach den Plänen von Langhans ausgeführt. Die Lünette über dem äußeren Portal ist mit einem aus gebranntem Ton hergestellten Bildwerk „Maria mit dem göttlichen Kinde“, von zwei Engeln flankiert, geziert. Unter dem Dachsim erblickt man in zierlichen Blenden die zwölf Apostel nach den Originalen des Sebaldusgrabmals in Nürnberg, von den Professoren Rauch und Tieck mit einigen Veränderungen modelliert. Das Innere hatte Korn „mit 18 zum Teil aus den aufgehobenen Klöstern erworbenen Gemälden von Willmann, Fuchs, Frank, Sauerland, Felder, Krause und einigen italienischen Meistern“ geschmückt. Auch hatte er u. a. ein Elfenbeinkreuz und Altarleuchter beschafft. Auf dem Hochaltar steht in einem gotisch geschnitzten, vergoldeten Schrein das hochverehrte alte Bildnis „Maria mit dem Jesuskinde“. Unter der Kapelle befindet sich die Korn'sche Familiengruft. An die Kapelle schließt sich ein Kreuzweg an. 1886 erfolgte ein Anbau auf der Nordseite. 1917 erhielt die Kapelle in der Person des bisherigen Administrators von Schosnitz, Josef Regul, einen eigenen Geistlichen. Ein weiterer Schritt in der Entwicklung der Ka-

pellengemeinde war die durch Kardinal Bertram laut Urkunde vom 29. Dezember 1919 vollzogene Erhebung der Kapelle zur Kuratialekirche. Die katholischen Bewohner des Gemeinde- und Gutsbezirkes Oswitz schieden aus dem Pfarrverband der St. Bonifatiuspfarrgemeinde aus und bildeten fortan eine selbständige Kuratialegemeinde.

Durch Kaufvertrag vom 10. 10. 1930 wurde das ehemalige Gasthaus Tivoli zwischen der Oswitzer und Gärtnerstraße erworben und zur Kirche, zum Pfarrhause und Gemeindesaal umgebaut. Das neue Gotteshaus wurde am 18. 11. 1931 konsekriert. Am 9. Juli 1931 erhob Kardinal Bertram die Kuratie Breslau-Oswitz mit Wirkung vom 1. 1. 1932 zur Pfarrei. Die Wallfahrtskapelle auf dem heiligen Berge darf mit Genehmigung des Generalvikariats vom 21. 4. 1932 das Allerheiligste während des Sommerhalbjahres aufbewahren, damit den vielen von auswärts eintreffenden Wallfahrtsprozessionen jeweils nach feierlichen Einholung der sakramentale Segen erteilt werden kann. Jede Woche wird einmal in der Wallfahrtskirche eine heilige Messe gelesen, ebenso an den Hauptwallfahrtstagen, nämlich Christi Himmelfahrt, am dritten Pfingstfeiertage, am Feste Peter und Paul und an den fundierten Tagen Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung ein Hochamt gehalten. Auch wird, nach dem Berichte des ersten Pfarrers von Oswitz, Arthur Ober, die äußere Feier des Fronleichnamfestes, der günstigen Örtlichkeit wegen, bei der Wallfahrtskirche begangen.

Profen. Zur Schmerzhaften Muttergottes.

Eine Pfarrkirche wird in Profen erstmals 1335 erwähnt. Die heutige 1792 erbaute und 1844 ganz umgestaltete Kirche enthält ein Gnadenbild „Septem dolorum B. M. V.“ Die Verehrung des Gnadenbildes ist nachweisbar seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Bei der Visitation in dem Jahre 1671 wurde bemerkt, daß die Holzfigur der Mutter Gottes in der Länge kaum eine halbe Elle erreicht, und daß sie einen unschönen Anblick gewährt, aber von sehr vielen Menschen wegen der vor demselben erlangten Gnaden für ein großes Gnadenbild gehalten wird. Die Figur wurde, so wird 1677 gesagt, vor wenigen Jahren von einem lutherischen Edelmann v. Tschirnhaus in seinem Dorfe Häslicht auf einem Baume gefunden und in seinem Hause unbeachtet verwahrt. Derselbe wurde aber von schwarzen Gedanken so geplagt, daß er bei Tag und Nacht keine Ruhe fand, bis er die Statue aus dem unbeachteten Winkel herausbrachte und sie dem bevollmächtigten Hauptmann der Fürstentümer Jauer und Schweidnitz, von Nostitz, schenkte. Dieser ließ ein Gehäuse für das Gnadenbild anfertigen und stellte es auf den Nebenaltar an

der linken Seite der Kirche auf, „damit ein solcher Schatz allen Gläubigen besser zugänglich sei.“ Am Feste Mariä Heimsuchung 1676 erschien zum ersten Male eine feierliche Prozession aus dem benachbarten Jauer, nachdem Nostitz und die Jesuiten von Jauer vom geistlichen Amt die Erlaubnis nachgesucht hatten. Der Erzpriester von Jauer hielt das Hochamt, ein Jesuit aus Jauer predigte. An der Prozession nahmen u. a. Franziskaner aus Jauer und die Karmeliter aus Striegau teil. Bei der Prozession nach Profen 1677 wurden über 400 Kommunikanten gezählt. An diesem Tage konnte ein vollkommener Ablaß gewonnen werden. 1718 stand das Gnadenbild in der Mitte auf dem Hochaltar und war mit verschiedenen Weihgeschenken geschmückt. Graf Wenzel Nostitz hatte für den Sonnabend eine Litanei fundiert zu Ehren der sieben Schmerzen Mariens.

Büsching erwähnt in seiner „Geschäftsreise durch Schlesien“ die im Jahre 1813 erschien, den berühmten Schloßgarten in Profen, der durch Terrassen, einen großen Teich, Gewächshaus, Orangerie, schöne Blumen, schattige Baumgänge sich auszeichnete. Auch imponierte ihm das Altarbild Mariä Heimsuchung und die „Taufe Christi“ im Profener Gotteshause; von dem Gnadenbild aber, das 1677 „ad aspectum deformis“ bezeichnet wird, lesen wir nichts.

Pürschen. Marienwallfahrt.

Zur Pfarrei Rietschütz im Kreise Glogau gehört die ehemalige Pfarrkirche Pürschen im sogenannten „Schwarzen Winkel“, etwa eine Meile östlich von der Bahnstation Gramschütz entfernt. Schon zur Zeit der heil. Hedwig bestand daselbst ein Gotteshaus zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria. 1259 wird es als bereits bestehend erwähnt. In diesem Jahre schenkte Herzog Konrad von Glogau das einem gewissen Peter konfiszierte Erbe in Persin (Pürschen) der dortigen Marienkirche zur Unterhaltung eines ewigen Lichtes, erlaubte aber dem Peter und dessen Erben, es für 55 Mark damaliger Münze, welche der Herzog den von jenem Peter Beschädigten ausgezahlt hat, wiederzukaufen. Für das Kaufgeld sollte dann ein anderes Gut zur Erhaltung des Lichtes gekauft werden. Der Herzog versprach dazu noch 4 Ochsen und 20 Scheffel halb Winter- und halb Sommersaat.

Die heutige Kirche ist ein spät mittelalterlicher Ziegelrohbau mit der gewöhnlichen Abstufung vom Langhaus zum Chore einerseits, zum Westturm andererseits. Zum Turm sind hauptsächlich Findlinge und Raseneisensteine verwendet. Acht Grabsteine von drei Rittern, drei Frauen, zwei Mägdlein aus der Zeit von 1566 bis zum 30 jährigen Kriege erinnern heute noch daran, daß die Kirche vorübergehend im Besitze von Protestanten war.

Schon vor 1607 hatte ein lutherischer Pastor die Pfarrei inne. Pastor Johannes Brenzelius zu Pürschen hatte den Herrn von Kottwitz auf Krehlau am Osterdienstage am 17. April 1607 auf dem Pfarrhofe zu Pürschen erschossen. Kottwitz starb am 20. April an der Wunde. Brenzelius flüchtete und wurde in die Acht erklärt, da er sich an den drei bestimmten Terminen dem Gericht nicht stellte. Am 21. 1. 1654 wurde die Kirche wieder katholisch. Die Reduktionskommission berichtet, daß Hans von Unruhe Patron der Kirche war. Die Frau des Prädikanten wollte ihren Mann verleugnen, mußte aber, da er von der Kommission hinter einem Hause stehend gesehen war, cum rubore (vor Scham errötend) denselben herbeiholen. Die Kirche war nur halb gedeckt und ausgebrannt, besaß auch keinen Altar. Durch die Kommission wurde die lutherische Lehre verboten und die Kirche dem Dompropst Fromhold zu Glogau zugewiesen. Die Kirche erhielt am 1. 12. 1669 die kirchliche Weihe. Der Visitationsbericht von 1670 sagt: „einst war, wie berichtet wird, an dem Feste der Heimsuchung Mariä (2. Juli) nach diesem Orte eine große Wallfahrt“. Seit der Reformation vereinsamte die Kirche. Das ewige Licht erlosch und die große Wallfahrt hörte auf. Interessant ist der Bericht in dem Visitationsprotokolle des 17. Jahrhunderts, wonach ein Kardinal von Sack bei dem Besuch seiner Verwandten und der Kirche hier gestorben und auch hier am Hochaltar an der Evangelienseite begraben sei. Die Familie von Sack wird 1496 bis in das 17. Jahrhundert hinein auf Pürschen sitzend von Sinapius in den „Schlesischen Kuriositäten“ erwähnt. Da nun der Bericht über den Tod und das Begräbnis des im Chore beerdigten und aus Pürschen stammenden Kardinals von Sack so bestimmt erwähnt wird, ist wohl anzunehmen, daß ein kirchlicher Würdenträger (wenn auch nicht Kardinal), der mit den Sacks verwandt war, in Pürschen das Zeitliche gesegnet habe. Im Jahre 1687 befand sich auf dem Hochaltar eine alte Plastik der seligsten Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde. Es heißt von derselben, sie sei „valde ad devotionem commovens, quae alicui personae noctu comparuisse dicitur“. Um 1687 war Besitzer von Drogelwitz Paschasius von Osterberg. Er hatte seinen lutherischen Untertanen befohlen, das in der Mitte des Dorfes errichtete Kreuzbild mit Hutabnehmen zu grüßen, in die Pürschener Kirche zu gehen und bei dem Pfarrer daselbst ihre Kinder taufen zu lassen. Die beiden letzten Verfügungen sind allerdings kaum befolgt worden.

Bei der Visitation im Herbst 1704 ist bemerkt, daß die Kirche keine dos (Ausstattung) besitze, und daß die Reparaturen der Kirche von den Parochianen besorgt werden. Es war nur ein Altar vorhanden, auf dem das Sanctissimum aus Furcht vor den Dieben, die am 15. September eingebrochen waren, nicht aufbewahrt

wurde. Die Diebe hatten einen silbernen vergoldeten Kelch, Decken, Alben, Velen, ein Korporale und kostbare Korallen weggenommen. Das unscheinbare Pfarrhaus, das nur eine Stube besaß, in dem jedoch kein Pfarrer gewohnt hatte, bewohnte jetzt ein Katholik, der die Widmut gepachtet hatte. Das Dorf hatte nur einen einzigen Katholiken, die zu Pürschen eingepfarrten Dörfer Drogelwitz 6, Wetschitz 1, Milchau 1 und Putschlau einen Katholiken.

Im Jahre 1722 visitierte Kanonikus Vesper, Pfarrer von St. Nikolai in Breslau, die Kirche. Er sagt: der Hochaltar ist errichtet zu Ehren der Heimsuchung Mariä. Auf ihm befindet sich die Statue der seligsten Jungfrau, die in ihren Armen das Jesulein hält. Die Statue wird für ein Gnadenbild gehalten, zu welchem viele gelöbnishalber wallfahrten, um verschiedene Gnaden durch die Fürsprache Mariens zu erhalten. Zahlreiche dort angebrachte silberne Tafeln, von denen ein Inventar vorhanden ist, bewiesen dieses, u. a. ein Gemälde mit der Darstellung einer Frau, die mit verletztem Fuße vor der Statue der allerseligsten Jungfrau sitzt und, da ihr kein Mensch helfen konnte, ihre Zuflucht zu der seligsten Gottesmutter hierselbst nahm und nach erfolgter Erhörung in folgenden Versen ihre Dankbarkeit kundtat:

Ach ich aermste elende
Weiß nicht wohin ich mich wende,
Wann ich doch sollte wiesßen
Thun doch täglich meine Thränen fließen.
Wende Du dich auf Pürschen
Undt falle der Muttergottes zu Füßen
Dort wirdt sie die erste Gnad an Dir
Laßen verspriessen
Und als ich mich dorthin gewandt
Hab ich die Gnad der Muttergottes erkant
Und als ich bin dahin gegangen
Hab ich völlige Hülff empfangen
Davor sei Gott und Mariae Dank
Von welchen ich diese Gnadt erlangt.

Um diese Zeit erlangte der Pfarrer für das Titularfest einen vollkommenen Ablass. Das zog viele Gläubige aus den angrenzenden Distrikten herbei. Im Jahre 1722 wurden am Feste Mariä Heimsuchung und während der Oktav 3700 Besucher gezählt. Der Gottesdienst wurde in dieser Kirche öfters als in Rietschütz wegen der bedeutend größeren Anzahl der Katholiken gefeiert. Im Jahre 1811 erschienen nach dem Berichte des Pfarrers am Sonntage nach Mariä Heimsuchung etwa 1800 Menschen, darunter 200 aus dem Herzogtum Warschau.

1811 erhoben die Protestanten Ansprüche auf die Kirche

und erneuerten diese Ansprüche um das Jahr 1818 mit der Begründung, daß die Kirche angeblich von Protestanten erbaut sei, ferner, daß nur sehr wenige katholische eingepfarrte Orte zu ihr gehörten, und weil es den lutherischen Greisen und Kindern zu unbequem sei, die Kirche von Rostersdorf zu besuchen. Pfarrer Bartsch widerlegte die Gründe. Er wies darauf hin, daß die Kirche schon in einer Urkunde vom 14. Januar 1376 erwähnt würde, daß die Kirche allerdings vorübergehend im Besitze von Protestanten gewesen, von ihnen aber zum Besten der Kirche nichts geschehen sei, und daß Dompropst Fromhold in Glogau bis 1689 die Kirche aus eigenen Mitteln und aus zwangsmäßig beigetriebenen Beiträgen der Dörfer und Gemeinden instandgesetzt habe. Er wies auch darauf hin, daß nach der Statistik des Jahres 1818 die Pfarrei Pürschen 25 ansässige Wirte und überhaupt 203 katholische Individuen zähle. Er betonte, daß alljährlich am Feste Mariä Heimsuchung 5—6000 Wallfahrer sich in Pürschen einfänden, sodaß sie keineswegs wegen zu geringer Frequenz als überflüssig betrachtet werden könne. Der Antrag der Protestanten wurde abgelehnt.

Weihbischof Schimonsky hielt 1823 hier Generalvisitation. Im Protokoll lesen wir, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch Pfarrer Laube von Rietschütz und Pfarrer Eitner von Gramschütz das uralte massive Gotteshaus für 1800 Reichstaler neu verziert wurde, und daß sich auf der Epistelseite ein Altar des hl. Johannes von Nepomuk und auf der Evangelienseite einer des hl. Karl Borromäus befand. Die Pfarrei zählte nur 24 katholische Wirte und etwa 226 Seelen überhaupt.

Im Jahre 1805 betrug die Zahl der Wallfahrer gegen 8000, im Jahre 1823 5—6000. Während des Kulturkampfes sank die Zahl beträchtlich, da wegen des Priestermangels die Wallfahrer nicht betreut werden konnten. Ein Wendepunkt trat ein, als Pfarrer Maximilian Jüttner die Pfarreien Rietschütz und Pürschen übernahm. Jüttner, ein großer Verehrer der seligsten Jungfrau, wollte das alte Gnadenbild der Gottesmutter, das aus dem Mittelalter stammt und 1851 nicht weniger als 77 Votive zählt, restaurieren lassen, erhielt aber vom Geistlichen Amte dazu nicht die Genehmigung, da die gebührende Verehrung durch Neustaffierung beeinträchtigt wurde. Zum Feste Mariä Heimsuchung 1887 und an den beiden Sonntagen (vor und nachher) erschienen gegen 200 Wallfahrer, aber die Zahl derselben wuchs im folgenden Jahre auf 500, da Jüttner während der ganzen Oktav durch Redemptoristenpatres eine Mission abhalten ließ. Seitdem ist jedes Jahr die Wallfahrtswoche mit einer Mission verbunden, zu der aus der ganzen Umgegend die Leute herbeiströmen. Zahlreiche Gebetsanhörungen wurden verzeichnet. Während der 23-jährigen eifrigen Wirksamkeit Jüttners wurde öfters wegen der

großen Beteiligung auf dem großen, schönen Kirchhofe gepredigt. Im Jahre 1895 hielten die Redemptoristen Pater Meister und Egger aus Philippsdorf in aufopferungsvoller Mühe eine Mission. Ein Zeitungsbericht sagt: Hier hat sich gezeigt, daß in unserer niederschlesischen Diaspora doch noch viel katholische Frömmigkeit vorhanden ist, und man hat gesehen, wie selbst rauh aussehenden Männern die Tränen rollten. Die Beteiligung an den Predigten und am Sakramentenempfang war sehr stark. Am letzten Tage wurden mehr als 400 hl. Kommunionen ausgeteilt. Pfarrer Jüttner hat aber in seinem bekannten Seeleneifer auch den in der Umgegend lebenden polnischen Arbeitern die Segnungen der hl. Mission verschafft, dank der Mitwirkung des Pfarrers Schubert aus Schabenau. Im folgenden Jahre hielt der hervorragende Kanzelredner Meister eine eucharistische Mission.

In neuerer Zeit wird die Mission von den Redemptoristen in Glogau gehalten. Die Zahl der hl. Kommunionen erhöhte sich durchschnittlich auf 1200—1300. Die Dauer der Wallfahrt ist vom 2.—3. Juli oder, wenn der 2. Juli kein Sonntag ist, die ganze folgende Woche von Sonntag bis Sonntag.

Prozessionen kommen noch zwei, die erste aus Olschen, Krs. Steinau, die zweite aus Hochkirch.

Bzüglich der Olschener Prozession, die am Vorabende des Festes eintrifft, wird berichtet, daß sie eine Gelöbnißprozession sei. Olschen und Umgegend habe immer unter Hagelwetter zu leiden gehabt. Seitdem Bittprozessionen zur Mutter Gottes von Pürschen gelobt waren, sei Olschen von Hagel verschont geblieben. Viele Jahre habe man die Prozessionen innegahlten, da habe man selbige ausgesetzt, und schon seien wieder Wetter-schäden hereingebrochen. Da habe man sich seines alten Versprechens erinnert, die Prozession wieder aufgenommen und treu innegehalten mit dem Erfolge, daß Olschen unter Hagelschäden nicht mehr zu leiden habe. Die Olschener Prozession besteht über 200 Jahre.

Früher kam noch eine kleine Prozession aus Krehlau-Mönchmotschelnitz, dann auch aus Seitsch. Die zweite Prozession (Hochkirch) kommt Mittwoch in der Festwoche.

An den beiden Festsonntagen ist Jahrmarktsbetrieb, der heut sich auf Devotionalien, Lebensmittel, einige Schnittwaren beschränkt, während man früher (vor einem Menschenalter) Gelegenheit hatte, sich vom Kopf bis Fuß einkleiden zu können.

Der heißeste Wunsch des gegenwärtigen Pfarrverwalters von Rietschütz-Pürschen, geht dahin, daß die Wallfahrt in Pürschen sich heben möchte; „denn die Mutter Gottes ist in hiesiger Diaspora, die weder leben noch sterben kann, der festeste Stützpunkt und in allen Beschwernissen der beste und heiligste Trost für mich und die Gemeinde.“

Ratibor-Altendorf. Matka Boza.

Südwestlich von Ratibor schauen zwei grüne Barocktürme in das weite Odertal. Es sind die Türme der Marienkirche, vom Volke „Matka Boza“ genannt, des ältesten Marienwallfahrtsortes in Oberschlesien. Ein Ratiborer Bürger ließ in den Stürmen der Hussitenkriege 1432 — wie es heißt — aus dankbarer Gesinnung gegen Gott und die Fürsprache der allerseligsten Jungfrau Maria für Rettung aus Lebensgefahr auf dem Felde auf Troppau zu eine Marienkirche aus Schrotholz erbauen. Sie wird urkundlich in einer Urkunde des Herzogs Wenzeslaus vom 15. Juni 1445 erwähnt. Es ist darin die Lage eines Gartens bezeichnet durch die Worte: „wenn man von der Stadt durch den Neugarten geht zu Unserer lieben Frauen-Kirche auf dem Felde gelegen oder gegen Troppau“.

Der Kustos Valentin Caulonius, Prälat Kustos, erhielt, da die von Holz erbaute Feldkirche auffällig geworden war, vom Bischof Karl am 10. August 1617 die Erlaubnis, in der wiederhergestellten, aber noch nicht konsekrierten Kirche an einem Tragaltar zu zelebrieren. Gegen Ende des 17. Jahrh. begegnet uns als Pfarrer von Altendorf Simon Franz Ottik, Prälat und apostolischer Protonator. Er baute eine neue Sakristei und ein hölzernes Oratorium. Auch legte er ein Verzeichnis der zahlreichen auf die Fürsprache der Mutter Gottes erlangten Gebets-erhörungen an. Der Archidiakon Martin Stephetius gab bei der Visitation der Kirche 1687/88 eine Beschreibung der Kirche, der wir Folgendes entnehmen: Die Kirche, auf dem Grund von Ratibor, aber in der Parochie Altendorf gelegen, ist konsekriert auf den Titel der allerseligsten Jungfrau. Auf dem Hochaltar befindet sich ein besonders verehrtes Bild der Gottes Mutter, zu dem fünfmal im Jahre viel Volk hinströmt. Fünfmal im Jahre wird dort Gottesdienst gehalten, am Mittwoch in der Oster- und Pfingstoktav, an den Festen Mariä Heimsuchung (2. Juli) an den Sonntagen nach Himmelfahrt (nach dem 15. August) und Mariä Geburt. In ihr waren drei Altäre St. Maria, Leiden Christi und St. Anna. Die hohe Verehrung der Gottes-Mutter wird bezeugt durch zahlreiche Votivgegenstände, silberne Kronen, Strahlen, Tafeln, Ketten, Ringe, Sterne, Augen, Herzen, Münzen. Im Innern gab es zehn Dokumente, welche die infolge Gelübdes *in hac capella gratiarum* erlangten Gnaden bezeugten.

Das größte Verdienst um die Feldkirche erwarb sich Pfarrer Laurentius Franz Klentzka, eines Schusters Sohn aus Ratibor. Er ließ am 19. Juli 1723 die Holzkirche abbrechen und legte den Grundstein zu der neuen massiven Kirche, die heute noch steht. Die alte Holzkirche wurde nach Pawlau verkauft, dort aufgestellt und 1913, da ein Neubau erstand, abgerissen. Sie hatte einen an das Langhaus sich anschließenden eingezogenen Chor,

der nach drei Seiten des Achtecks geschlossen war. Die Deckenbalken hingen soweit über, daß das Dach des Langhauses auch über dem Chor weiterlaufen konnte. Der Westturm ging oben in das Achteck über und trug ebenso wie der Chor einen mannigfaltig gebrochenen Barockhelm. Interessant war das Flugdach am Westturm. Eine Abbildung der höchst malerisch wirkenden Kirche befindet sich im Rübzahl 1873, S. 172. Auf dem Blatt gegenüber finden wir auch eine Zeichnung der von Norden her aufgenommenen neuen Matka Boza-Kirche mit ihren zwei Barockhelmen und dem Patriarchenkreuz darüber.

Den Neubau bestritt Pfarrer Klentzka aus dem Erlös der verkauften Holzkirche, aus der Kirchkasse, aus Almosen und einer eigenen Spende. Als Wohltäter der Kirche werden besonders genannt Elisabeth von Rogoiski, Elisabeth Gräfin von Gaschin, Anton Graf von Pino, Franz Graf von Tenczin, Johannes Bernhard Graf von Praschna, Graf von Verdugo, der Abt von Rauden, die Stände der Fürstentümer von Ratibor und eine Reihe bürgerlicher Personen. Der Bau war 1727 vollendet und hatte 3880 Taler gekostet. Der 25. September 1736 war der Bischofstag, an dem der Breslauer Weihbischof Elias Daniel von Sommerfeld die Kirche konsekrierte und die beiden Glocken weihte. Der eifrige Erbauer des neuen Gotteshauses starb am 9. Mai 1748 nach fast vierzigjähriger Wirksamkeit in Altendorf und fand sein Grab verdienstermaßen in der Gruft der Wallfahrtskirche.

Die neue noch stehende Kirche wird von Lutsch in seinem Werke: Die Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Oppeln, S. 318 als Bauwerk „an sich wenig bedeutend“ genannt. Sie besitzt freilich „omnem pulchritudinem ab intus“, und zwar durch das Gnadenbild der Gottesmutter, welches dem Czenstochauer Bilde ähnlich ist. Die Mutter Gottes trägt in der Linken das göttliche Kind, der Gesichtsausdruck ist ernst, lieblich und sympathisch. Ein Sternenmantel bedeckt den oberen Teil des Hauptes und fällt über dem Oberkörper. Die Gottesmutter selbst und das göttliche Kind trägt eine Barockkrone. Das Gemälde hat den Typus der sog. Lukasbilder.

Im Jahre 1840 erhielten die Türme der Wallfahrtskirche ihre heutige Form. Fünf Jahre später wurde eine neue Orgel angeschafft und 1849 der Fußboden neu gepflastert. Erzpriester Prälat Strzybny von Altendorf nahm eine völlige Wiederherstellung der Gnadenkirche vor, indem er das Schindeldach durch Schieferplatten ersetzen, die Türme mit Blech eindecken und grün streichen, neue Fenster und Türen einsetzen und die Wände neu verputzen ließ. Von den vier Seitenaltären wurde der Altar St. Josef, der hl. Maria Magdalena und des hl. Blutes mit neuen Bildern „die Maler Lammich, Ratibor malte, neu geschmückt und nebst dem vierten Altar neu staffiert. 1870 ein

neuer Hochaltar aus den Almosen der Parochianen von Altendorf und der Wallfahrer errichtet, 1874 wurde aus der Stiftung der Jakob und Franziska Gurschen Eheleute aus Studzienna das Haus neben der Kirche für die in der Kirche amtierenden Geistlichen gebaut. Pfarrer Ernst Breßler ließ 1899 einen Dachreiter aufsetzen und das Innere der Kirche durch Kunstmaler Richter 1906 ausmalen. In neuester Zeit hat Pfarrer Prälat Ulitzka seine tatkräftige Liebe nicht nur gegenüber seiner St. Nikolauspfarrkirche sondern auch gegenüber der berühmten Gnadenkirche betätigt. Durch Ankauf von Grundstücken um die Kirche und Bepflanzung derselben erhielt die Gnadenkirche einen ästhetisch wertvollen grünen Rahmen. Der neue Feldaltar, ein Werk des Bildhauers Mrowetz, mit dem schönen Bilde wurde vom Kunstmaler Rudolf Schmalzel in München für 7500 RM beschafft und das Inventar der Kirchenfabrik durch Anschaffung zweier Monstranzen, eines neuen Kelches, eines Taufgerätes, Rauchfasses und von Levitengewändern bereichert. Von den zwei Glocken St. Urban und St. Barbara, die nach der Einschmelzung der alten Glocken aus der Altendorfer Kirche hierher kamen, war die zweite unter Pfarrer Klenzka umgegossen worden. Zum zweiten Male ließ Prälat Ulitzka dieselbe umgießen. Sie hat das Gewicht von 370 kg und den Ton b.

Die Gnadenkirche ist ein Ziegelbau und geputzt. Der engere Chor ist nach drei Seiten des Achtecks geschlossen. An der Südseite befindet sich eine Sakristei. Zwischen den Strebepfeilern an der Nordseite wird der große Feldaltar aufgestellt, zu dem einige Stufen heraufführen. Das Altarbild ist ein Freskogemälde, darstellend die Anbetung des Jesukindes durch die Hirten und andere Personen, unter denen man die knieende Gestalt des zeitigen Erzbischofs Kardinal Bertram und des Prälaten Ulitzka erkennt. Das Dach wird noch durch einen Dachreiter belebt. An der Ost- und Westseite der Kirche grüßt je ein Muttergottesbild. Der innere Raum ist mit einer Stiehkappentonne überwölbt. Lutsch nennt ihn „nüchtern“, doch wird man dieses Urteil nach dem jetzigen Zustande nicht mehr unterschreiben. Das Gewölbe zeigt den Namenszug Mariens und die Darstellungen der Empfängnis und Krönung Mariens mit der Inschrift: *optimam partem sibi Maria elegit, quae non auferetur ab ea in aeternum.*

Der barocke Hochaltar zeigt über dem Tabernakel das bereits erwähnte Gnadenbild, das an Festtagen ein goldenes Gewand erhält. Über dem Bilde wird von Engeln eine goldene Krone gehalten. Ganz oben befindet sich das Bild der hl. Anna, der Mutter Mariens. Von den Seitenaltären zeigen die durch prachtvollen vergoldeten plastischen Rokokorahmen ausgezeichneten Altäre, der Kreuzaltar und der Altar des hl. Blutes, den Rokokostil, die beiden Altäre der hl. Magdalena und der St. Josefaltar stimmen in ihrer Haltung mit den Altarsäulen und dem

Aufbau über dem Altar überein. An Votivegegenständen waren 1726 schon einhundertseibzig Nummern vorhanden. Sie mehrten sich stetig infolge der Gnadenerweise und wurden teils eingeschmolzen, teils werden sie im Pfarrhause von Altendorf aufbewahrt.

Eindrucksvoll und nicht ohne Poesie sind die Prozessionen, die seit alter Zeit zur Gnadenkirche kommen. Regelmäßig erscheinen Prozessionen aus Ratibor an einem Freitag im Mai (seit 1698), — um die Zeit der Säkularisation ungefähr 200 Personen mit der Geistlichkeit, nämlich 3 Prälaten und 6 Vikaren, — aus Ostrog zur Erinnerung an die Choleraepidemie von 1681. von St. Nikolaus im Monat Mai und Votivprozessionen aus verschiedenen Gemeinden um Ratibor. Eine heimatgeschichtliche Bedeutung hatte die Reiterprozession aus Studzienna, die jetzt leider nicht mehr erscheint. Den Höhepunkt der Festlichkeiten bilden die Ablaßtage, die stets am Sonntage nach Mariä Heimsuchung, Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt gehalten werden. Sie bringen den Priestern, die zum Feste herbeigekommen sind, hl. Arbeit, ihnen und allen Gläubigen seelische Erhebung und Begeisterung für die Himmelskönigin. Hyckel erzählt in seinem Büchlein über die Gnadenkirche: „ Auf allen Wegen, zu Fuß und zu Wagen, strömen alle die Verehrer der Gottesmutter von Nah und Fern herbei. Das Gotteshaus erstrahlt im hellen Kerzenglanze. Leuchtende Blumen und Kränze umwinden die Altäre und das Gnadenbild prangt im Schmucke des Festesgewandes. Bald ist die Halle überfüllt von Betern, die dem Gottesdienst von früh an folgen. Da für den stetig sich steigenden Andrang zum Hochamt das Gotteshaus nicht ausreicht, versammeln sich die Tausende draußen auf dem Rasen, der sich wie ein weicher grüner Teppich um die Kirche breitet. Der schöne auf der Nordseite aufgestellte Feldaltar ist ihr Mittelpunkt. Andachtsvoll folgen sie der hl. Handlung, die stets mit Assistenz gehalten wird. Ihre Herzen neigen sich demütig und vertrauend vor der Gebenedeiten und dem süßen Kindlein auf ihrem Schoß und ihre Gebete schwingen sich mit dem Lerchenjubel ringsum auf den Feldern zu dem Herrn in die Höhe, dessen Segen und Gnade auf ihnen sichtbar waltet. Weihevoll klingen die Glöckchen vom Altare, innig tönen die Worte des Priesters, erhebend schallt der Bittgesang über das grüne strahlende Land in den hellen Tag, der wie ein gütiges, gewährendes Lächeln des Allgütigen ist, der das Fleckchen zu Trost, Erhebung und Freude der Gläubigen und zum Ruhme der Gottesmutter so reich begnadet hat“.

In neuerer Zeit haben zwei Fürstbischöfe die Gnadenkirche besucht. Am 24. April 1888 spendete Fürstbischof Kopp dreitausend Gläubigen aus dem Orte und der Umgegend die hl. Firmung. 1932 kam Fürsterzbischof Kardinal Bertram aus Anlaß

des fünfihundertjährihen Jubiläums der Gnadenkirche nach Altendorf, um im Auftrage des Heiligen Vaters das Gnadenbild in der Matka Boza-Kirche zu krönen. Prälat Ulitzka hatte den Kardinal um Vermittlung beim hl. Stuhle gebeten und geschrieben: „daß das oberschlesische Volk sich noch immer — seit der Anwesenheit des apostolischen Legaten Ratti, des jetzigen Papstes, in Oberschlesien — in besonderer Weise mit dem Heiligen Vater verbunden fühle und eine überaus große Freude empfinden würde, wenn Seine Heiligkeit in irgend einer Form seine väterliche Teilnahme an der Fünfhundertjahrfeier unseres einzigen Oberschlesischen Marienheiligiums bekunden wollte. Papst Pius XI. ging auf diese Intention ein und gestattete auf die Fürsprache des Kardinals die Krönung des Gnadenbildes, das vom ganzen Volke seit mehreren hundert Jahren verehrt wurde, mit einer goldenen Krone. Der Kardinal, der schon am Sonnabend in Altendorf angekommen war, wurde am Sonntag, 28. August an der Gnadenkirche empfangen. Es erfolgte die Überführung des Gnadenbildes aus der Kirche auf den an der Nordseite der Kirche aufgestellten Hochaltar. Dort erfolgte die Weihe der Krone und die Krönung des Gnadenbildes. Daran schloß sich das Pontifikalamt am gleichen Altare und die deutsche Ansprache. Der Kardinal verkündete auch den von der apostolischen Poenitentiarie unterm 19. Juli verliehenen Ablass. Die Ansprache Sr. Eminenz wurde durch Lautsprecher den Tausenden der Teilnehmer übertragen. Die polnische Ansprache hielt P. Gabriel S. V. D.

Im Jahre 1934 wurden die dicken Kirchenmauern mittels Durchsägung trockengelegt, sodaß die Renovation und die Ausmalung vorgenommen werden und der Außenaltar fertiggestellt werden konnte.

Seit 1932 dient die Votivkirche „Matka Boza“ als Seelsorgskirche für die in der Nähe entstandenen Siedelungen. Die Besucher der Kirche setzen sich zusammen aus den Katholiken, die in der Nähe dieser Kirche wohnen, vor allem aus den auf dem Ottitzer-Schloß Terrain angesiedelten und den in den Wohnbaracken an der Bergstraße wohnenden Katholiken. Die Stadt Ratibor beabsichtigt in dem betreffenden Siedlungsgebiet eine Schule für siebenhundert Kinder zu errichten, deshalb wurde in dieser Kirche ein eigener Seelsorgsbezirk eingerichtet, der von der Altendorfer Pfarrkirche aus betreut wird. Alle Tage wird hier das hl. Meßopfer dargebracht, an Sonn- und Feiertagen finden zwei Hochämter und zwei Predigten statt und nachmittags um 4 Uhr ist Vesperandacht. Die Kirche, die mehr als tausend Besucher fassen kann, ist bei beiden Gottesdiensten überfüllt. Es ist, da die stark bevölkerten Siedlungen weit von der Matka Boza-Kirche entfernt liegen, die Errichtung einer Kirche oder Kapelle angestrebt.

Rosenberg OS. St. Anna.

Nördlich von Rosenberg liegt eine der hl. Anna geweihte Schrotholzkirche am Walde. Über ihren Ursprung berichtet der Erzpriester Lorenz Joannston von Namslau als Visitator im Jahre 1679 Folgendes:

„Vor mehr als dreihundert Jahren kam ein Mädchen aus Rosenberg namens Anna in Gefahr durch in diesen Wäldern sich aufhaltende Räuber. Da sie die Aussichtslosigkeit der Flucht einsah, rief sie den Schutz der hl. Anna an und verbarg sich unter einer Kiefer. Auf wunderbare Weise wurde sie den Räubern unsichtbar und kehrte gerettet nach Hause zurück. Diese Kiefer steht noch hinter dem Hochaltar in der Kirche, ihrer Äste und Zweige beraubt. Fromme Leute schnitten Stücke von dem Baume ab und gebrauchten sie als Heilmittel gegen Zahnweh. Viele wunderbare Begebenheiten geschahen an diesem Orte. Doch sind nur wenige verzeichnet. Am Feste der hl. Anna findet ein großer Zusammenlauf der Gläubigen statt, sodaß bisweilen zehntausend Menschen zusammenströmen und gegen sechstausend Menschen wegen des vollkommenen Ablasses zu beichten pflegen. Der Hochaltar besitzt eine sehr alte vergoldete Skulptur, die „hl. Jungfrau mit dem Jesulein und St. Anna“.

Die Annakirche besteht aus zwei dem Stile nach verschiedenen Bauteilen, die durch einen 11 Meter langen Gang zu einer malerisch reich gruppierten Anlage von Bauteilen verbunden sind. An ein kleines aus Chor und Langhaus bestehende Kirchlein, das vielleicht schon 1518 erbaut wurde, schließt sich „ein größerer Zentralbau, von dessen sechs Seiten die eine die Verbindung zum älteren Bau hinbildet, während an die fünf übrigen Seiten sich Kapellen anschließen, deren Anfangswände lotrecht zur Seite des Sechsecks stehen; diese Kapellen bilden im Grundriß ein ziemlich regelmäßiges Fünfeck.“ Der Chor des älteren Kirchleins ist von niedrigen Umgängen umzogen und hat den üblichen Polygonalen Schluß. Am Westende des Langhauses erhebt sich ein Dachreiter. Die Sakristei mit der wie in Ponischowitz von außen zugänglichen Loge hat laut Inschrift im Jahre 1707 ein besonderes Dach. Das Dach des Kirchleins ist wie bei den Kirchen des Mittelalters sehr steil.

Der Stamm der Kiefer, die Joannston erwähnt, ist jetzt zum Schutz vor weiterer Abholzung mit Brettern verschalt.

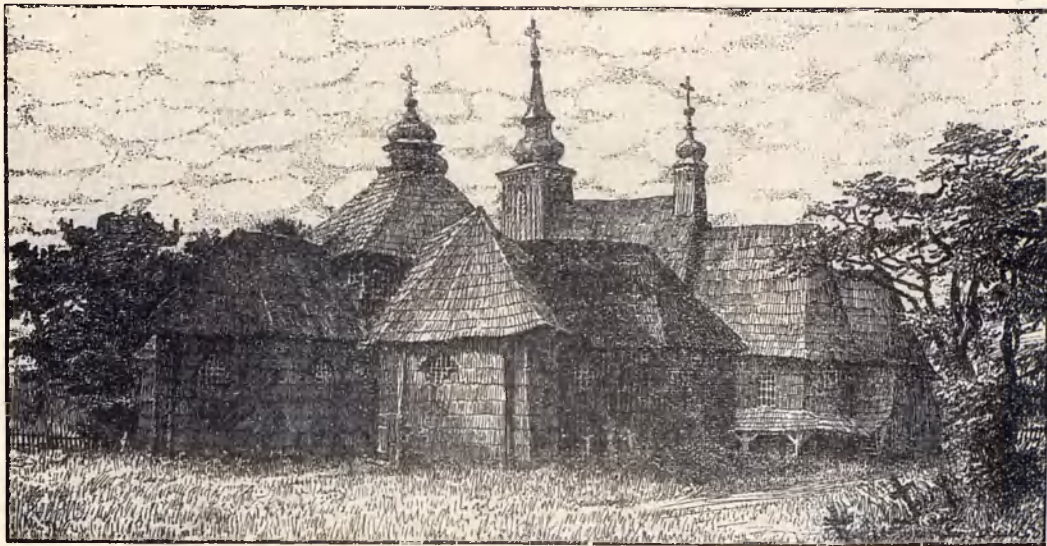
Auf dem Hochaltar steht in einem gläsernen Schrein ein vielverehrtes Schnitzwerk St. Anna mit Maria und Jesuskind, wohl von 1518. Überaus lieblich wirkt der spätgotische Altarschrein, der wahrscheinlich aus der Zeit des Kirchbaues (i. J. 1518) her stammt. Man sieht im Mittelfelde oben Gottvater, darunter hinter einer Brüstung die hl. Sippe bestehend aus neun erwachsenen Per-

sonen und einem Knaben, davor Maria mit dem Kinde, St. Anna und die auf Sippendarstellung auftretende Maria Kleopha mit vier Kindern. (Jakobus d. Jüngere, Joseph d. Gerechte, Simon und Juda).

In den Seitenflügeln des Klappaltars ist die Besuchung der seligsten Jungfrau bei Elisabeth, die Anbetung der hl. Drei Könige, die Verkündigung und Geburt Christi in Schnitzerei dargestellt. Tschauder vermerkt in seinem wertvollen Aufsätze über die St. Anna-Kirche (Heimatkalender Rosenberg 1926), daß mit den neun erwachsenen Personen die Stifter und Familienangehörigen derselben gemeint seien. Aber in Wirklichkeit sind es die Mitglieder der hl. Sippe oder die nähere Verwandtschaft Mariens wie auf zahlreichen anderen Altären des Mittelalters. Die Seitenaltäre sind dem hl. Valentin und dem hl. Joseph geweiht. Auf dem Triumphbalken stehen wie gewöhnlich die Figuren des gekreuzigten Heilandes, Mariae und Johannes.

Der Zentralbau ist angeblich 1660 von dem Propst des Rosenberger Konventes der Regulierten lateranensischen Kanoniker Andreas Pechenius errichtet worden, um den Raummangel an größeren Festen abzuwenden. Als Baumeister wird Martin Snopek aus Gleiwitz genannt. Tschauder bemerkt, daß der Zentralbau mit seinen fünf Kapellen mit einer Rose (Stiel und fünf Blumenblättern) verglichen werden kann. „Das innere Sechseck ist durch eine eingewölbte Decke abgeschlossen und darüber erhebt sich eine phantastische Kuppel. Die Decken der Kapelle sind tonnengewölbt. An jeder Seite des Zentralbaues bleibt hoch oben links und rechts vom Dach der zugehörigen Kapelle Raum für je ein Fenster, das sich nach einer Empore öffnet. Diese läuft um den ganzen Zentralbau und ruht auf sechs Holzstielen, die auf der Diele des Sechsecks in dessen Winkel stehen und öffnet sich sowohl nach einer der Kapelle als nach innen. Jede Kapelle hat einen Altar und zwar 1. St. Anna mit Maria und dem Jesuskinde (Anna Selbdritt), 2. das hl. Kreuz, 3. die vierzehn hl. Nothelfer, 4. Maria Himmelfahrt, 5. Mutter Gottes von Czenstochau.“ Statt der sechsten Kapelle ist die schon genannte Verbindungshalle da, die an der Ostseite eine Pietà, d. h. die Schmerzhaftige Mutter Gottes mit dem Leichnam Jesu, enthält. Die Halle ist ohne Bänke und besitzt zwei Kanzeln, eine an der südöstlichen, die andere an der nordwestlichen Ecke. Die in der Verbindungshalle stehenden Zuhörer sehen bei dieser Anordnung den Prediger in jedem Falle an der Evangelienseite vor sich.

Vierzehn Leidensstationen umgeben den Friedhof um die Kirche. Hochfeierlich wird das Fest der hl. Anna am 26. Juli oder am folgenden Sonntage begangen. Außerdem findet hier Gottesdienst statt am Feste Mariä Opferung, am Bußtage, an den Festen der hl. Barbara, des hl. Sebastian, des hl. Valentin, des



St. Anna bei Rosenberg OS.
(nach Georg Rasel)

hl. Josef und am Kirchweihstage am zweiten Sonntage nach Ostern.

1811 beziffert das Generalvikariat die Zahl der Pilger, die am Sonntag nach dem 26. Juli und 16. August nach St. Anna kommen auf ca. je 2000 Inländer und 260 Ausländer; bei der Kirche wurde ein großer Trödelmarkt gehalten. Die Zahl der Pilger beträgt gegenwärtig etwa 15 000, während früher etwa 20 000 bis 30 000 gezählt wurden.

Schmiedeberg. St Anna.

Aus dem Visitationsbericht von Schmiedeberg 1677 ist zu ersehen, daß auf einer Anhöhe bei Schmiedeberg — gegenüber dem jetzigen Bahnhof Mittel-Schmiedeberg — ehemals eine Kapelle der hl. Anna gestanden hat. „In großer Zahl stiegen die Pilger zum Heiligtume empor. Es geht das Gerücht, daß der Zustrom von Pilgern dahin höchst bedeutend gewesen ist. Jetzt sieht man dort noch Mauerreste, die von einem Dach bedeckt sind. (olim celeberrimum eo fuisse peregrinantium accursum et adventantium devotionem)“. Die Kapelle war der hl. Anna geweiht und bestand sicher um 1500, da die Verehrung der hl. Anna um diese Zeit von Sachsen her sich in Schlesien eingebürgert hat. In der Reformationszeit ging die Verehrung der Heiligen sehr zurück, *ut exigua cum exiguis ruderibus restet memoria*. Naso erzählt 1667 von dem alten Gemäuer eines Kirchleins auf einem hohen Felsen bei Schmiedeberg, „wo vormals eine ansehnliche Wallfahrt gewesen sein soll“.

Erst im Jahre 1727 konnte die Kapelle ihre Auferstehung feiern. Christophor Klein, der durch 31 Jahre in Schmiedeberg das herrschaftliche Hauptmannsamt bekleidete, ein Mann, kräftig durch Wort und Tat und unerschrockener Verteidiger des katholischen Glaubens, verlangte sehnlichst den Wiederaufbau der Kapelle zu erleben. Wenige Tage vor seinem Tode testierte er zu diesem Zweck ein Kapital von 100 Rtlr., das vorläufig bei der Kirche hinterlegt werden sollte. Der Grundherr Graf Franz Josef von Czernin unternahm den Bau. Baumeister war Caspar Jentsch aus Hirschberg. Die Kapelle hat die Gestalt einer Rundkirche und ist 8,70 m hoch. Am 7. September 1727 führte Pfarrer Brückner nach den feierlichen Vespern eine Prozession auf den Berg herauf und erteilte der Kapelle die kirchliche Benediktion. Am folgenden Tage fand feierlicher Gottesdienst in der Kapelle statt mit Predigt über das Psalmenwort: *„Sapientia sibi aedificavit domum“*. Das feierliche Ereignis wurde kundgetan durch Böllerschüsse und durch ein Feuerwerk nach den 2. Vespern. Während zeigte sich die Liebe der Familie Habereyn zur St. Annakapelle. Kaufmann Johann Habereyn stiftete die Glocke für das Türmlein.

Das Meßglöcklein stiftete sein Sohn „ein Knabe und dermahlen Ministrant“.

Der Hochaltar ist eine Stiftung der Äbtissin Scholastika Geier aus dem Kloster der Benediktinerinnen in Liegnitz, einer Tochter des Schmiedeberger Kantors Geier. In der Annakapelle hingen 1792 sehr viele Votivgeschenke, z. B. silberne Herzen, Halsbänder von Perlen und Granaten usw. Dieselben wurden 1808 auf Betreiben des Erzpriesters Kieslich in Schönau verkauft. Im siebenjährigen Kriege wurde die Kapelle verwüstet und am 18. Juli 1763 rekonziliert. Im 19. Jahrhundert mieteten die fürstlichen Familien Radziwill und Czartorysky auf Ruhberg bei Schmiedeberg die Annakapelle und die unterste Turmkapelle der Pfarrkirche, um dort ihre Verstorbenen bis zur Fertigstellung der Familiengruft in Antonin (Posen) aufzubewahren. Ein Bild, Elisabeth Radziwill in der Annakapelle aufgebahrt, befindet sich in einer Schmiedeberger Familie. Auch heut steht die Kapelle unter staatlichem Denkmalschutz, nachdem sie z. T. mit Mitteln der Provinz renoviert ist.

Seidorf. St Annakapelle.

Von einer durch ihre Aussicht berühmten Anhöhe bei Seidorf im Rsgb. grüßt aus dem Waldesgrün die Kapelle St. Anna den Wanderer. Es ist, sagt Aßmann, ein Ort, den der Sitz einer Heiligen adelt, deren kleiner Tempel nichts weniger als ein melancholisches Ansehen hat, sondern heiter einladend das frohe Gewühl im ganzen paradiesischen Umkreise dieser göttlich schönen Landschaft beherrscht. Ludwig Richter hat ein Bild dieses Heiligtums gemalt. Ein wenig unterhalb des Kirchleins sprudelt ein frischer, goldklarer Quell eiskalten Wassers „früher im Rufe eines Säuerlings mit der merkwürdigen Eigenschaft durchs Stehenlassen immer saurer zu werden“. Nach der Quelle wurde auch früher die Kapelle „zum hl. Born“ genannt. Eine Urkunde des Herzogs Bolko von Schweidnitz erwähnt sie erstmals 1366. Am St. Michaelstage dieses Jahres verschreibt nämlich der Herzog „zu der capellen des Heyligen bornes, der do gelegen ist und lytt off dem gebirge by dem dorffe Zuedorff genant unseres wickpildes zu hirschperg“ einen jährlichen Zins von 3 Mark damaliger Münze zum Unterhalt des Gotteshauses. Nach Nentwig (Die St. Annakapelle bei Seidorf 1898) können die Brüder Melko und Conrad Liebthaler von Giersdorf nicht als erste Gründer der Kapelle angesehen werden. Diese Ritter haben 1481 höchstens ein verfallenes Haus erneuert oder ein unbenutztes gottesdienstlichen Übungen wieder zugeführt. Dagegen wird man sich der Ansicht Nentwigs kaum anschließen, daß die Kapelle „nach unbeglaubigter Überlieferung“ Wallfahrtszwecken gedient habe:

denn der Archidiakon Johann Maximilian Strauß sagt in dem Visitationsprotokoll von 1677 unter „Seidorf“: „Ungefähr eine halbe Meile von hier entfernt sieht man die Trümmer einer Kirche auf hohem Berge; einst soll eine berühmte Wallfahrt hierher stattgefunden haben und aus dem benachbarten Böhmen der Zustrom von Wallfahrern ein gewaltiger gewesen sein. Jetzt ist nichts davon da außer der Erinnerung“. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts scheint die Kapelle der hl. Anna geweiht gewesen zu sein, da die Verehrung der hl. Ahnfrau des Herrn um diese Zeit allgemein sich ausbreitete. In der Reformationszeit fiel die ganze Gegend der neuen Lehre anheim, sodaß das Kirchlein immer mehr verfiel. Im Jahre 1687 berichtet der Visitor bei Seidorf: „Es gibt hier keine einzige Seele, die den wahren Glauben bekennt. Vor zehn Jahren wurde in den Visitationsakten von gewissen Trümmern, die auf dem Berge bei Seidorf zu sehen seien, berichtet ;bis auf unsere Tage kam die Kunde, daß ein häufiger Zustrom von Menschen eine berühmte Wallfahrt (celebris peregrinatio) daselbst gewesen sei. Jetzt verrät kaum noch ein Zeichen, daß eine Kirche da gestanden habe. Bei diesen Türmen entspringt eine Quelle, die man in der Nachbarschaft für heilbringend ausgibt, als ob dies Wasser heilsam wäre für verschiedene Krankheiten. Wenn man richtig urteilt, so hat die Irrlehre eine neue Bosheit ausgedacht. Unter dem Vorwande, die Gesundheit wieder zu erlangen, wird der Tod der Seele durch die Buschprediger im Walde den Ankömmlingen zu einem unnützen und schattenhaften Abendmahl böswilligerweise gereicht. Durch diesen Zustrom wird das Volk vom wahren Gotteswort vollständig abgelenkt. Die Abstellung dieses Übels muß die Sorge des Seelenhirten sein (d. h. der Zisterzienser von Warmbrunn)“. Noch zweimal im selben Jahr wird bei der Visitation von Schreiberhau und Seifershau die Tätigkeit der Buschprediger erwähnt. Orte ihrer Wirksamkeit waren: 1. Die Pederhauen unter der Schneekoppe, 2. Seidorf beym Heylbrunnen, 3. der Mönchswald bei Schreiberhau, 4. die Kummerhütte bei Hirschberg, 5. die sog. Reidorfer Berge. Dann heißt es, daß ein heilkräftiger Quell auf dem Berge bei Seidorf von den Leuten in gewaltiger Zahl unter dem Vorwande leiblicher Heilung aufgesucht wird und dort Seelengift durch den Prediger aus der Lausitz gereicht wird.

Nach dem Bau der Laurentiuskapelle auf der Schneekoppe 1668 beschloß Christoph Leopold von Schaffgotsch 1718 auch den Bau der St. Annakapelle beim Seidorfer Brunnen. Auf den Rudera des alten Kirchleins wurde am 12. September 1718 der Grundstein zu dem neuen „sauberen Kapelichen“ gelegt. Am 4. 4. 1719 erfolgte die Einweihung. Früh bald nach 6 Uhr bewegte sich eine große Prozession mit 4 Geistlichen unter Pauken und

Trompetenschall von der Seidorfer Kirche mit dem Seidorfer Altarbilde (anstelle des neuen noch nicht fertig gewordenen Altarbildes) zum Bergkirchlein. In der Kapelle wurde Predigt und feierliches Hochamt gehalten und der ambrosianische Lobgesang angestimmt. Es gab gegen 100 Kommunikanten. In der Annakapelle wurde eine blecherne Gedenktafel aufgehängt, welche den Stifter nebst seiner Verwandtschaft, den Abt von Grüssau und den Klerus nennt. Ursprünglich wurden jährlich 24 hl. Messen in der Annakapelle gelesen, jeden Monat zwei. Später wurden dieselben in der Zahl beschränkt und in die Warmbrunner Kirche verlegt. Gegenwärtig findet regelmäßig am Sonntage nach dem St. Annatage (26. Juli) von Hermsdorf aus in der Kapelle Gottesdienst mit Predigt, Hochamt und Segen statt.

Die Kapelle hat elliptischen Grundriß und eine Stichkappentonne. Der Bau wurde von Baumeister Caspar Jentsch aus Hirschberg ausgeführt. Das auf Kupferplatte gemalte Altarbild Anna Selbdritt stammt von Hieronymus Kettenacker. Die Seitenaltäre sind dem hl. Johannes von Nepomuk und St. Hedwig mit St. Maria Margareta Alacoque geweiht. Mittelalterlich ist die Plastik Anna Selbdritt rechts am Eingang. Eine andere zeigt den Barockstil.

Sind auch die Zisterzienser seit der Säkularisation 1810 nicht mehr Betreuer des Heiligtums, so bringen doch noch jetzt gerne Priester, die zur Erholung in der nahen Försterei weilen, im Kirchlein das hl. Meßopfer dar, und am St. Annafeste reicht das Kirchlein nicht aus, die Andächtigen zu fassen.

Steinau OS. Marienwallfahrt.

In dem Städtchen Steinau, das schon 1226 einen Pfarrer in der Person des Priesters Gerhard besaß und infolge einer Schenkung des Grafen Zbroslaus, Kastellans von Oppeln, vorübergehend der Breslauer Kathedrale gehörte, befand sich eine Marienstatue, die sich lange Zeit großer Verehrung seitens der Gläubigen erfreute. Prälat Fibiger gedenkt dieser Statue in seiner 1704 erschienenen „Silesiographia renovata Henelii“. Er nennt sie „sehr alt“ und bemerkt, daß sie seit dreihundert Jahren an diesem Orte verehrt werde. Fibiger teilt auch einige auf die Steinauer Muttergottesstatue bezügliche Legenden mit: In Kriegszeiten sei versucht worden, sie nach Neisse in Sicherheit zu bringen, die Pferde aber waren an der Steinauer Grenze auch durch Schläge nicht weiterzubringen; als man aber das liebe Kleinod nach der Steinauer Kirche zurückbringen ließ, zeigten sie sich sofort willfährig. Ferner: Wenn ein großer Sünder in die Steinauer Kirche eintrete, verliere es seine schöne rote Gesichtsfarbe und erbleiche, wenn aber ein Sünder nach vollbrachter Beicht ein-

trete, erhalte es seine frühere Farbe wieder. Der Jesuitenpater Johannes Schestak, dem Fibiger den Bericht über Steinau verdankt fügt hinzu, ob diese immer und bei allen der Fall ist, könne er nicht sagen. Dem frommen Gebet vor dieser Statue schrieb man besondere Heilkraft bei Fieberzuständen zu. Der Visitationsbericht von 1706 bemerkt: in der Marienkapelle zu Steinau sei eine hölzerne Statue der Mutter Gottes, „*quae dicitur olim fuisse miraculosa*“.

In den Stürmen des dreißigjährigen Krieges ging der Kult des Bildes zurück. Die darauf folgende Friedenszeit aber brachte wieder Wallfahrer hierher. Der Archidiakon Weihbischof Neander visitierte 1666 die Steinauer Pfarrei und notierte, daß seit 1663 für zehn Jahre ein vollkommener Ablass bewilligt sei für die Besucher der an der Evangelienseite der Kirche angebauten renovierten Kapelle, in der sich das wunderbare Bild befinde. Der beliebten Andachtsstätte wurde der 5. April 1741 verhängnisvoll. Als Friedrich II. mit seinem Heere von Neustadt her durch Steinau zog, plünderten die Soldaten die Pfarrkirche aus, zerschlugen die Altäre, erbrachen den Tabernakelschrein, raubten das Ciborium, schütteten die konsekrierten Hostien aus und trugen alle Bilder und Sitzbänke hinaus ins freie Feld, um in der bitterkalten Nacht die Wachtfeuer zu speisen. Auch die Marienkapelle entging der Schändung nicht. Die Marienstatue wurde aus dem Glaskasten, der sie schützend umgab, herausgenommen und in frivoler Weise über dem Taufstein verbrannt. Nur das Haupt blieb erhalten und wurde nach dem Abzuge der Soldaten von den Leuten in der Kirche aufgefunden. Nach Beendigung des ersten schlesischen Krieges ließ ein edelmütiger Parochian von Friedland, der Wirtschaftsinspektor Stiegelmayer in Kleinschnellendorf, eine neue Statue nach dem Muster der früheren schnitzen und das aus dem Brande gerettete Haupt heraufsetzen. Am Sonntag vor dem Titularfest Mariä Heimsuchung 1744 holte die ganze Steinauer Gemeinde unter Führung des Kaplans Baar unter Lobgesängen und vielen Freudentränen ihre „alte Mutter und Schutzfrau“, wie Pfarrer Trautmann in seinem Bericht sagt, von Schnellendorf in die einigermäßen wieder hergestellte Marienkapelle zu Steinau, wo zum Schluß das Tedeum gesungen wurde.

Bei der Erweiterung der Kirche durch den verdienten Erzpriester Pietsch, späteren Priesterhausdirektor in Neisse, erhielt das Bildnis an der inneren südlichen Wand einen Platz angewiesen.

Stoschendorf. Maria Trost.

Der neun Kilometer vom Bahnhof Heidersdorf entfernte Ort Stoschendorf im Kreise Reichenbach besaß nachweislich 1376 eine Pfarrkirche. Das heutige Kirchengebäude ist wohl im 16. Jahrh. errichtet worden und der hl. Dreieinigkeit geweiht. Kurz vor der preussischen Besitzergreifung wurde das Gotteshaus Wallfahrtskirche. Das Gnadenbild ist eine plastische steinerne Darstellung der Gottesmutter mit einem holzgeschnitzten Jesuskind auf dem linken Arm. Es stand um das Jahr 1714 in einem dem kaiserlichen Oberst Freiherrn von Glaubitz, Besitzer von Stoschendorf, gehörigen Kretscham auf der Albrechtstraße zu Breslau und zwar in einem Winkel des Kellers. Eines Tages wurde ein Kretschmerbursche in den Keller gesandt, um ein Getränk zu holen. Er reichte den Krug der Gottesmutter mit spöttischen Worten. Kaum hatte er die Lästerung ausgesprochen, da wurde er durch einen heftigen Schlag besinnungslos zu Boden gestreckt. Sein langes Ausbleiben erregte Besorgnis. Ein anderer Geselle wurde herunter geschickt und fand ihn in bewußtlosem Zustande. Als der Verunglückte mit vieler Mühe zur Besinnung gebracht worden war, gestand er sein frevelhaftes Spiel und das ihm widerfahrne Begebnis. Freifrau von Glaubitz ließ das Bild nun herauftragen, reinigen und in einer Nische des Hauses aufstellen. Sie hing eine Lampe davor auf und hielt es in hohen Ehren, zumal da sie, wie erzählt wird, mehrere Gebetserhörungen gewürdigt worden war.

Seit dieser Zeit begann die öffentliche Verehrung. Am 11. August 1737 schenkte Elisabeth Maximiliana Freifrau von Glaubitz nach dem Tode ihres Gemahls das Bild ihrer Patronatskirche Stoschendorf. Prozessionen mit Geistlichen kamen nun um das Bild zu verehren, nach Stoschendorf und, obwohl die Prozessionen beim Verkaufe dieses Gutes im Jahre 1741 vorübergehend aufhörten, kamen doch die Gläubigen ohne Priester hierher. Von der Verehrung des Bildes zeugten viele Votivgeschenke, deren es bis 1862 schon 106 gab. Im 19. Jahrh. wurde eine Vorhalle an die Kirche angebaut und statt einer flachen Rohrdecke nach einiger Erhöhung der Seitenwände eine offene Balkendecke hergestellt.

Pfarrer Bonaventura Menzel, der nach Aufhebung des Kazuinerordens in Schlesien Pfarrer in Langeifersdorf war, klagt über wiederholte Diebstähle, die in der Kirche zu Stoschendorf begangen worden. Unter Pfarrer Seidel seien nicht nur silberne Votivtafeln, Denkmünzen, ein Ziborium, die Altarbekleidung, sondern auch die sehr schönen mit Steinen besetzten Silberkronen von der Muttergottesfigur und dem Jesuskinde, ebenso die silberne Weltkugel gestohlen worden. Menzel bat das Geist-

liche Amt um Genehmigung, den Teil eines Legates zur Anschaffung neuer silberner Kronen zu verwenden. Auch in der Nacht zum 25. März 1864 drangen Diebe in die Gnadenkirche ein und entwendeten dem ehrwürdigen Bilde ein hellblauseidenes Kleid mit weißen Silberketten und Spitzen, sowie einen blauen Florschaal mit goldenen Sternen. Im Jahre 1859 berichtete Pfarrer Putze dem Geistlichen Amte, daß sich an den beiden Hauptfesten Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt bis an 2000 Menschen in Stoschendorf einfänden und daß viele Mühseligkeiten, Beschwerden und Gebrechen abgelegt worden seien; an Mariä Geburt seien 1200 Kommunikanten gezählt worden.

Am 8. Dezember 1844 hätte Pfarrer Putze in der Stoschendorfer Kirche beinahe den Tod gefunden. Kaum hatte er nach der Predigt die Kanzel verlassen, da stürzte der obere Teil der Kanzel unter furchtbarem Krach zusammen und zertrümmerte alles um sich her.

Ein furchtbares Unglück trug sich in der Wallfahrtskirche 1834 am 14. September zu. Eine Menge Wallfahrer hatte sich schon am 13. September in Stoschendorf eingefunden. Ein großer Teil brachte die Nacht betend und singend in der Kirche zu. Infolge Niederbrennens einer Kerze am Hochaltar gegen 1 Uhr früh geriet ein in der Nähe aufgestelltes Blumenbukett in Brand. Da hörte man den Ruf: „Man sprengt die Kirche in die Luft“. Es entstand eine Panik; man läutete die Glocke, die Verwirrung war beispiellos. Alles drängte dem Ausgange zu. Hierbei wurden zwei Frauen erdrückt. Elf Personen erlitten Verletzungen. Zwei Personen wurden wegen großer Verletzungen bald nach dem Krankenhaus Bethanien in Reichenbach überführt. Der alte Kirchenvorsteher Rockstroh war mit dem Sohne des Widmuts-pächters Rieger Zeuge des Unglücks. Allerdings waren sie bei der allgemeinen Panik machtlos. Der Altar blieb unversehrt, insbesondere der Tabernakel mit dem Sanctissimum. Von dem Gnadenbilde verbrannte das Gewand. Pfarrer Leckelt berichtete dem Fürstbischof den beklagenswerten Vorfall. Er bezahlte die Begräbniskosten der beiden Getöteten, ebenso die Verpflegung und die Behandlung der Verunglückten, die er besuchte und tröstete. Eine Folge des Unglücks war u. a. die amtliche Weisung, in der Zukunft das Übernachten der Wallfahrer in der Kirche nicht mehr zu dulden und die Kirche an den vorge-nannten Festen abends um 10 Uhr zu schließen.

Die aus Stein gefertigte Figur stellte im spätest-gotischen Stil ursprünglich die hl. Barbara dar, die in ihrer linken Hand einen Turm trug, später erhielt sie ein barockes hölzernes Jesuskind. Das Gnadenbild ist auf dem Hauptaltar des Kirchleins aufgestellt. 1811 kamen Pilger in einzelnen Abteilungen und eine Prozession von 300 Teilnehmern mit Gesang und Musik und zwar

am Dreifaltigkeitsfeste und Mariä Geburt. Kommunikanten gab es 1000—1500 und 5 bis 7 Priester zur Aushilfe. Das Bild hatte früher einige Zeit in Lauterbach gestanden.

Wallfahrtstage mit feierlichem Gottesdienste sind Mariä Heimsuchung am 2. Juli (etwa 100 Besucher), Mariä Himmelfahrt (15. August) und der folgende Sonntag (150 und 300 Besucher) und Mariä Geburt am 8. September und der folgende Sonntag (200 und 600 Besucher). Prozessionen kommen nach Stoschendorf: seit 1837 zu Mariä Heimsuchung eine Votivprozession aus Heidersdorf mit Geistlichen, Gelöbnisprozession aus Gr. Wierau zu Mariä Geburt (8. September) ebenfalls mit Geistlichem, am Sonntag nach Mariä Geburt aus Bockau, Ingramsdorf und Umgegend, aus Strehlitz, Krs. Schweidnitz, und Thomaskirch, Krs. Ohlau.

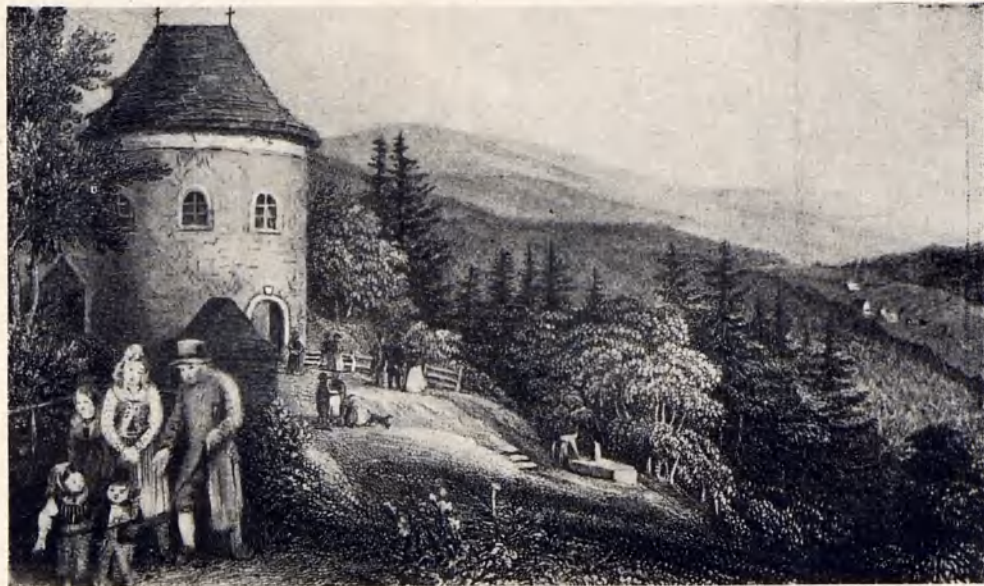
Die Zahl der hl. Kommunionen ist am stärksten am Sonntag nach Mariä Geburt mit 400—500 hl. Kommunionen.

Striegau. Marienwallfahrt zu Unserer Lieben Frau.

Ephraim Ignatz Naso erzählt in seiner phantasievollen Art von der Striegauer Wallfahrt in seinem 1667 erschienenen Buche *Phönix redivivus ducatum Svidnicensis et Jaroviensis*, Seite 140 ff folgendes:

„Eh und zuvor die Stadt Strigau mit Mauern umschlossen war ist die Kirche zu unser Lieben Frauen (allwo vor Alters wegen eines annoch gegenwärtigen wunder-wirkenden Bildes eine grosse Walfahrt gewesen) durch das reiche Almosen fromer freygebiger Catholischer Christen im Jahr 1114 auß Steinen erbauet mit einem starken Gewölbe beschlossen und nach Anleitung deß heiligen Bildes zu unser Lieben Frauen genennet worden.

Als nun im Jahr 1241, die grausame Tattern das Land Schlesien überfallen und jederman in grosser Furcht und Schrecken gestanden haben die frome und eifrige Christen (wie auß den alten Schrifftten zu bezeugen) das Bild der seligsten Mutter Gottes (welches in der rechten Länge und Gestalt einer schönen Jungfrauen auß Stein gehauen auf dem lincken Arme das Kindlein JESUS und in der rechten Hand einen vergoldeten Zepter träget) umb Sicherheit wegen als ihren höchsten Schatz und Kleinod in der Kirche nicht ferne von dem hohen Altar eingemauert und verwahret: Darüber dann die gott-selige Christen theils durch die erschreckliche Tyranney der Tattern erbärmlich umbkommen theils auch so umb dieses Bildnüß (wohin man dasselbe beschlossen) Wissenschaft getragen ihr Leben natürlich beendiget; daß man nachgehender Zeit keine gewisse Nachricht erlangen können ob die Tattern das wunder-thätige Bildnüß verunehret und



St. Annakapelle in Seidorf (Riesengeb.)
(nach Ludwig Richter)

zerschlagen oder ob es in die Erde vergraben seyn möchte: biß endlich im Jahr 1303. (nach deme die Stadt Striegau allbereit mit Mauern umschränkct war) eine grosse Pest in Polen entstanden und GOTT daselbst einem frommen Geistlichen durch ein Gesichte angezeigt daß wann die Walfährtner auß Polen das heilige Bild zu Strigau in Schlesien antreffen und finden möchten als dann die grausame Pest (welche viel tausend Christen verzehret hatte) gleich einem Rauch verschwinden solte.

Welches von GOTT eröffnete Gesichte gedachter frome Geistliche seiner anvertrauten Gemein erkläret worauf die Walfährtner auß Polen in volck-reicher Menge nacher Striegau kommen und das Bild so lange mit heissen Thränen eifrigem Gebete und bußfertigem Gemütte gesucht, biß an dem Orte wo es eingemauert gestanden, ein schöner ungewöhnlicher Stern am hellen Tage über der Kirchen erschienen der auch (nach Inhalt der Überschrift) durch ein gantzes Jahr, Tag und Nacht daselbst unwandelbar verblieben und von viel tausend Personen mit höchster Verwunderung gesehen worden.

Da nun die Polnische Christen besagten Ort innwendig in der Kirche an der Haupt-Mauer (darinnen es noch biß auf heutigen Tag von Geist- und Weltlichen fuß-fällig verehret wird) aufgebrochen und das angezeigte Bildnüß (welches durch 62. Jahre daselbst verborgen gestanden) angetroffen, haben die Christliche Wall-Brüder sich darüber hoch erfreuet, ihr Gelübde abgelegt, und mit Frolocken sich zurücke gewendet nacher Polen, daselbst sie erfahren. daß gleich zur selbigen Stunde, als sie das heilige Bild zu Strigau in Schlesien durch Anleitung deß erschienenen Sterns angetroffen, die gewaltige Pest in Polen nachgelassen und die Verheerung deß Landes beschlossen habe.

Daß nun der gnädige GOTT dieser Polnischen Christen zu seiner allerwehrtesten Jungfräulichen Mutter gewendete Andacht ihme wol belieben lassen, zeigt uns die durch inbrünstige Seuffzer erbetene und auf Vorbitt der Glor-würdigsten Jungfrauen von GOTT erworbene und dem Königreich Polen verleiene Gnade welche noch zu stets-wehrendem Gedächtnüß der schuldigen Danckbarkeit, in denen Polnischen Geschichts Schreibern sol zu befinden seyn.

In Imaginem thaumaturgam, D. Virginis Mariae.
Monstrat stella Magis nati incunabula Christi,
Laetitia Regum pectora stella replet.
Monstrat stella Dei Matris simulacra Polonis,
Laetitia illorum pectora stella replet;
Filius, & Mater stella duce proditur, una
Nascitur hinc fausta proditione salus.

„Wunderbar führte der Stern die Weisen zur Krippe
des Heilands;
Könige jubelten auf, freudevoll schlug ihre Brust.
Ebenso zeigte ein Stern den Polen der himmlischen Mutter
Bildniß, — füllte mit Freud' — ihre gläubige Brust.
Mutter und Sohn den Stern zum meldenden Herold erkiesen;
Jedesmal bringet er Heil Denen, die ihm gefolgt.

Nachdem im Jahr 1632. die Chur-Sächsische, Branden-
burgische Schwedische und andere Völker im Lande hin und
wieder alles verhereten und verzehreten daß die arme Geistliche
auf den Dörffern ihre Pfarr-Kinder verlassen oder zusamt ihnen
dem Elende sich ergeben musten, hat ein frommer Pfarrer von
Jerisch in dem Kirchel vor ob-erwehntem Wunder-Bilde das
heilige Opfer der Messe GOTT inbrünstig vorgetragen und die
Glor-würdigste Mutter GOTTES demütig angeruffen und gebeten
daß so fern es der Wille GOTTES und sie wegen Verfolgung solten
von dannen abweichen, ihnen GOTT ein gewisses Zeichen ver-
leyhen wolte.

Warauf in Gegenwart vieler glaub-würdigen Personen drey-
mal der vergoldete Zepter auß der Hand deß Bildes auf fünff
Schritte weit gegen dem Altar gesprungen und damit angezeigt,
daß die frome Christen sich der bevorstehenden Gefahr entziehen
solten. Daß solche Geschicht sich also wahrhaftig zugetragen
kan mit unterschiedenen Leuten so es mit großer Verwunderung
selbst angesehen bezeuget werden.“

Die Tatsache einer Wallfahrt während des Mittelalters nach
Striegau ist wohl nicht zu bezweifeln, doch kann sie erst im 15.
Jahrh. eingesetzt haben, denn das erwähnte Gnadenbild befand
sich, soweit urkundlich nachzuweisen, ursprünglich im Kloster der
Benediktinerinnen zu Striegau. Nun hat aber Herzogin Beatrix
von Schlesien erst am 29. November 1307 zu Ehren des all-
mächtigen Gottes und der glorreichen Jungfrau Maria seiner
Mutter und des lebensspendenden Kreuzes Christi sowie des hl.
Apostels Andreas das Kloster der Jungfrauen innerhalb der
Mauern der Stadt Striegau gestiftet, und am 20. September 1308
das Patronatsrecht der von ihr erbauten Schloßkapelle dem
Nonnenkloster übergeben. Deshalb wird das von Naso erzählte
Ereignis, wie das auch Schade in seiner Geschichte der Ritter-
lichen Johanniterkirche und Comthurei von St. Peter und Paul in
Striegau (Breslau 1864) Seite 969 annimmt, in die Zeit der Hus-
siteneinfälle 1429 zu versetzen sein.

Bei der Aufhebung des Benediktinerinnenklosters am 23. No-
vember 1811 wurde der Hochaltar der Klosterkirche mit der
großen Marienstatue in die katholische Pfarrkirche übertragen,
wo er bis 1878 gestanden hat. Als er im genannten Jahre durch

einen neuen von Erzpriester, Stadtpfarrer und Fürstbischöfl. Commissarius Hermann Welz gestifteten Hochaltar ersetzt wurde, kam das Gnadenbild auf den neuen gotischen Hochaltar.

Das Gnadenbild ist eine Steinfigur der Mutter Gottes aus dem 15. Jahrhundert. Die Größe beträgt nach Mitteilung des Stadtpfarrers Minnich etwa 2 m. Das Kleid der Muttergottes ist hellrot, mit Goldtupfen übersät, der Mantel blau. Die Falten sind glatt, das Jesuskind von der Mutter Gottes auf dem linken Arm getragen ist unbekleidet. Die Mutter und das göttliche Kind tragen Kronen, die Mutter über dem Kopftuch. Hoheitsvoll schaut die Gottesmutter, die in der Rechten ein Szepter trägt, mit ernster Milde in die weiten Hallen des gewaltigen Gotteshauses. Obwohl die Wallfahrten zu dem Gnadenbilde längst aufgehört haben, erfreut es sich doch großer Verehrung seitens der Pfarrkinder.

Trebnitz. St. Hedwigswallfahrt.

Die dem heiligen Bartholomäus geweihte Pfarrkirche in Trebnitz ist die älteste erhaltene Kirche Schlesiens. Denn etwa im Frühjahr 1203 begann Herzog Heinrich von Schlesien auf Rat und Zureden seiner Gemahlin, der hl. Hedwig, den Bau der Kirche, die im Jahre 1219 die kirchliche Weihe erhielt. Zugleich ist dieses in den Formen des romanischen Übergangsstiles gebaute Gotteshaus die älteste schlesische Wallfahrtskirche, älter als Wartha und Albendorf. In den Räumen der Kirche, die zwar unter der Äbtissin Margaretha III. (1741—1747) barockisiert wurde, aber in den Seitenschiffen die alten romanischen Säulen aufweist, ist noch St. Hedwig, die hl. Fürstin, gewandelt; hier hat sie gebetet und hier ist sie auch beigesetzt. Die Zelle, in der sie die Ordenskleidung der Zisterzienserinnen tragend, ohne indeß die Ordensgelübde abzulegen, seit 1238 gelebt und am 15. Oktober 1243 ihr heiliges Leben beschlossen hat, lag in dem sog. Steingärtchen außerhalb des jetzigen Klostergebäudes und war mit dem von West nach Ost laufenden Mittelgange des Klosters verbunden. Die Stelle ist von den Borromäerinnen durch eine Hedwigstatue und schöne Anlagen geschmückt worden. Es wäre eine Ehrenpflicht der katholischen Schlesier diese durch den Heimgang St. Hedwigs für immer geheiligte Stätte mit einer Kapelle zu schmücken.

St. Hedwig wurde vom Papst Clemens IV. am 26. März 1267 heilig gesprochen. Die Nachricht von der Kanonisation St. Hedwigs löste in Schlesien größte Freude aus. Schon im Frühjahr 1267 wurde mit dem Bau der Hedwigskapelle begonnen. Am 17. August 1267 fand die Erhebung der Gebeine der Heiligen statt, die bisher in einem steinernen Sarkophage im Fußboden der St.

Petruskapelle beigesetzt waren, und ihr folgte am 25. August die feierliche Beisetzung oder Translation. Damals muß die St. Hedwigskapelle im großen und ganzen bereits fertig gewesen sein. Es brauchte ja auch nur die Südseite und die Apsis von Grund aus errichtet zu werden. Es war eine selten schöne Feier, ein Bild nationaler Einigkeit, — zustande gebracht unter dem Einfluß der Kirche —, die Trebnitz damals sah. Mit glänzendem Gefolge war König Ottokar II. von Böhmen eingetroffen, die Herzöge von Pommern, Polen, Preußen. Edle aus Thüringen, Franken, Bayern und die schlesischen Ritter, Prälaten, Priester, Ordensleute, Prozessionen von Gläubigen waren herbeigeströmt. Um das Kloster herum waren bunte Zelte für die vielen Pilger errichtet.

Seitdem blieb Trebnitz ein Wallfahrtsort, wohin die Gläubigen pilgern, um vertrauensvoll die Fürsprache St. Hedwigs zu erbitten.

Schweren Schaden erlitt die Hedwigskapelle durch die Brände vom 15. August 1464 und 1486. Ein sicherer Beweis für die Erneuerung des Hedwigsgrabes im 15. oder 16. Jahrhundert läßt sich nach den Forschungen Dr. Engelberts nicht erbringen. Im Jahre 1680 ließ die Äbtissin Christina Katharina v. Würben Pawlowsky das heutige prunkvolle Grabdenkmal der Heiligen errichten, das Lutsch als das reichste Grabmal Schlesiens bezeichnet. Über dem durch Pilaster und kunstvolle steinerne Heiligenfiguren verzierten Postament erhebt sich ein prächtiger, von 14 schwarzen Marmorsäulen getragener Baldachin, unter welchem sich auf einem Sarkophage die weiße Alabasterfigur der heiligen Landespatronin befindet. Über dem Baldachin schwebt die Figur des hl. Erzengels Michael. An der Westseite des Freigrabes befindet sich der vom Fürstbischof Heinrich Förster geschenkte privilegierte Altar, den ein von Engeln flankierter Crucifixus krönt.

In dem Grabmal ist nur sehr wenig von den Gebeinen der heiligen Hedwig vorhanden. Als man im Jahre 1679 das Freigrab zu errichten begann, fand man in einem gemauerten Kreuz nur Knochensplitter. Es waren ja bei der großen Verehrung der hl. Hedwig in früherer Zeit zahlreiche Reliquien der Heiligen an andere Kirchen abgegeben worden. Dagegen wurde das Haupt der Heiligen, genauer gesagt die Hirnschale, in einem besonderen 1553 angefertigten silbernen Reliquiar in der Sakristei der Kirche aufbewahrt, bis es im Frühjahr 1936 in dem eigens errichteten Tabernakel auf dem St. Hedwigsaltare würdige Aufstellung fand. Das liebliche von Ittenbach gemalte Bild, ein Geschenk des Fürstbischofs Heinrich Förster, das bisher auf dem Altar gestanden hatte, wurde an einer anderen Stelle der Hedwigskapelle aufgehängt. Hierbei sei bemerkt, daß sich eine kleine Reliquie der Heiligen in der St. Hedwigs-kathedrale zu Berlin befindet, und daß die Domkirche in Breslau ein Reliquiar mit einem Finger der

Heiligen, die Kreuzkirche zwei Reliquiare, das eine mit Teilen eines Armknochens, das andere mit der Kinnlade der Heiligen besitzt.

Von Anfang an war die Verehrung der hl. Hedwig, die in der Wallfahrt nach Trebnitz zum Ausdruck kam, groß. Sie wurde gefördert durch die Ablässe, welche von der Kirche den Besuchern der Trebnitzer Kirche gewährt wurden. Papst Clemens IV. erteilte wiederholt im Jahre 1267 Ablässe für die zum Hedwigsfeste und zum Grabe der Heiligen wallfahrenden Pilger. Clemens XIV. verlieh allen denen, welche an den Hedwigstagen, am Sonntage in der Hedwigsoktav, am Tage des hl. Johannes v. Nepomuk und am Kirchweihfeste den Gottesdienst in der Hedwigskirche besuchten, einen vollkommenen Ablass. Meister Barthel Stein aus dem Orden der Johanniter von Corpus Christi in Breslau kennt in seiner um 1500 verfaßten Beschreibung Schlesiens und Breslaus nur eine einzige Wallfahrt, nämlich die nach Trebnitz zur hl. Hedwig. Er sagt: „Dorthin strömt aus ganz Schlesien und einem großen Teile von Polen das Volk in Scharen, zumal aus Breslau, um die Reliquien der Heiligen zu ehren und an ihrem Grabe zu beten“. Die Reformation und die Periode der sog. Aufklärung waren auch der Wallfahrt nach Trebnitz nachteilig, doch ging die Wallfahrt nicht ein. 1730 und 1750 wurden öfters über 10 000 Wallfahrer gezählt. 1810 sollen 10 000 Pilger erschienen sein. Ein protestantischer Bürger, der 1804 Briefe über das fürstliche Stift Trebnitz herausgab, bezifferte die Zahl der Wallfahrer am Hedwigsfeste auf 7—9000 und für das ganze Jahr auf 24 000. Im Jahre 1811 erschien am Feste des hl. Bartholomäus und der hl. Hedwig eine Prozession von St. Adalbert mit 5 bis 600 Teilnehmern und 2 Geistlichen, am Feste St. Bartholomäus, der hl. Hedwig und in der Oktav von Fronleichnam eine aus Buckowine mit 3 bis 400 Teilnehmern und einem Geistlichen, beide mit fliegenden Fahnen, Pauken und Trompeten, eine am Tage der hl. Hedwig, Geistliche über 20, (Kommunikanten 8 bis 10 000). Aus allen Gegenden Schlesiens und einem großen Teil von Polen strömten die Wallfahrer herbei. Unter den Pilgern sind zu nennen Bischof Peter II. Nowag von Breslau, der mit seinen Domherren im Jahre 1450 zu Fuß nach Trebnitz wallfahrte, der päpstliche Legat Erzbischof Hieronymus von Kreta (1460) und 1469 der König Matthias Corvinus von Ungarn. Im Jahre 1661, nicht 1656, (Ellinger, Angelus Silesius 1927, S. 248), ging der berühmte Konvertit und Dichter seelenvoller Lieder Johannes Scheffler, Angelus Silesius genannt, einer großen Prozession voraus, die Prozessionskerze in der Linken, ein Kreuz in der Rechten und eine Dornenkrone auf dem Haupte. Fürstbischof Heinrich Förster war ein besonderer Verehrer der hl. Hedwig. Er erschien jedes Jahr am Hedwigstage, am 16. Oktober, in Trebnitz.

Im Todesjahre Diepenbrocks, am 20. Oktober 1853, kam er als neu konsekrierter Fürstbischof mit seinem erlauchten Konsekurator, dem Kardinal Schwarzenberg als Pilger zur hl. Landesmutter, um sich den Segen Gottes für seine Regierung zu erbitten. Ein Berichtstatter schreibt im Schlesischen Kirchenblatt: Wohl können wir alle mit Trost und Dank in das schöne Wort unseres Fürstbischofs einstimmen: „Die hl. Hedwig zürnt nicht mehr, die Zeiten sind vorüber, wo ihr Grab fast vergessen, wo Gleichgültigkeit und Indifferentismus über Schlesien sich gelagert, und wir erblicken gerade darin ein sicheres Unterpfand, daß der Zorn des Himmels vorüber, daß wir solche Hirten, wie der unvergeßliche Melchior war und wie Bischof Heinrich ist, gewiß nicht ohne ihre mächtige Mitwirkung aus der Höhe erhalten haben.“ Im Jahre 1843 hatte der Fürstbischof zum 600-jährigen Gedächtnis ihres Todes das Lob der heiligen Patronin an ihrem Grabe mit beredter Zunge verkündet. Am 15. Oktober 1867 zur 6. Säkularfeier ihrer Heiligsprechung verherrlichte Dr. Ferdinand Speil die Heilige in zündender Predigt. Eine das gewöhnliche Maß überschreitende Feier fand am 24. August 1903 in Trebnitz statt. Er wurde das 700-jährige Jubiläum der altehrwürdigen Stiftskirche gefeiert, zu welcher Kaiser Wilhelm, den Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen als seinen Vertreter sandte. Auch ist bekannt, daß die Nachfolger Fürstbischof Heinrichs, Fürstbischof Robert Herzog, Kardinal Kopp und Bertram fast alljährlich zum Hedwigsfeste in Trebnitz erschienen und feierliches Pontifikalamt hielten. 1794 besuchten König Friedrich Wilhelm II. mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm — dem späteren König Friedrich Wilhelm III. — und Ludwig, die Königin Carola von Sachsen am 30. Mai 1885, die Wallfahrtskirche. Der frühere Kronprinz Georg von Sachsen empfing in der Wallfahrtskirche die hl. Priesterweihe von der Hand des Bischofs Schreiber.

In den letzten Jahrzehnten ist die Wallfahrt nach Trebnitz außerordentlich gestiegen. Tausende und Abertausende von Pilgern besuchen besonders am St. Hedwigsfeste das Grab und empfangen in der Wallfahrtskirche die hl. Sakramente. Besonders freudig ist die Wallfahrt der deutsch und polnisch sprechenden Oberschlesier, auch aus dem jetzt zu Polen gehörenden Teile, zu begrüßen, die alljährlich am Hedwigsfeste Trebnitz besuchen. Als Hauptfeste werden gegenwärtig die Gedächtnistage der hl. Landespatronin Hedwig, der Tag des hl. Bartholomäus als Patrons der Kirche und der Schlußtag der Fronleichnamsoktav begangen.

Ujest. Die Brünnelkirche U. L. Frau.

Im fruchtbaren Tale der Klodnitz liegt die alte Bischofsstadt Ujest mit der hochgelegenen in einem alten Ringwall errichteten St. Andreaskirche und dem Schloß. Von Nordwesten her grüßen die blauen Höhen des Chelmgebirges mit dem St. Annaberge die teils saatengrüne, teils dunkelbewaldete Ebene. Die Ujester Gegend ist nicht lange vor 1222, wahrscheinlich infolge einer Schenkung des Fürsten Kasimir ein Bestandteil des Breslauer Kirchenlandes geworden. Am 25. Mai 1223 vollzog sich im Chor der ehemaligen, vom Bischof Walter erbauten Kathedrale, jener bedeutsame Akt, durch welchen Bischof Laurentius von Breslau seinem Vogte Walter von Neisse gestattete, Ujest als Markt nach deutschem Rechte auszusetzen. Da der Bischof sich in dieser Urkunde einen Platz für den bischöflichen Hof in Ujest vorbehielt, ist jedenfalls bald nachher der Bau einer bischöflichen Kurie hier erfolgt, in der der bischöfliche Prokurator und auch der Bischof selbst bei seinen Besuchen im Ujester Halte Aufenthalt nahm. Im 13. Jahrhundert ist die Anwesenheit Breslauer Bischöfe in Ujest urkundlich mindestens fünfmal bezeugt. Im Jahre 1297 weilte hier Bischof Johannes Romka mit vier Hofkaplänen. Ujest war die Zentrale der bischöflichen Besitzungen in Oberschlesien und der Verwaltung der aus Oberschlesien zu entrichtenden Zehnten. Im Jahre 1524 veräußerte der Bischof endgültig den Halt Ujest. Der Glanz der bischöflichen Residenz scheint auch auf den Gottesdienst abgefärbt zu haben. Ein Sonntag Vormittag in der Pfarrkirche anno 1687 bot folgendes Bild: Um 6 Uhr Matutinum und Laudes choraliter von zwei Vikaren und Kirchenbeamten gesungen, dann Officium beatae Mariae virginis in der Marienkapelle, hierauf gesungene Frühmesse, deutsche und polnische Predigt, Prozession mit Asperges, Hochamt, jedesmaß mit Instrumentalmusik. Auch an den Wochentagen wurde das Marienofficium nachmittags mit Vespers und Komplet persolvirt, nachdem früh eine Choralmesse gesungen war. Später hat der Grundherr Nikolaus Freiherr von Kochitzky die für das Deutschtum bedeutsame Stiftung gemacht, dem Pfarrer solle jährlich eine bestimmte Geldsumme und ein Schock Karpfen gegeben werden „auf daß die deutsche Predigt nicht untergehen möchte, weil durch die Deutschen die bürgerliche Ordnung und Polizei hat müssen gepflanzt werden, und weil Ujest unter deutsche Obrigkeit gehöret. Es sollen vor und nach der deutschen Predigt deutsche approbierte Lieder gesungen und deutsche Christenlehre gehalten werden. Der Cantor solle über den Harmonien und alten Kirchengesängen fleißig seine Hand halten, damit nichts untergehe, daß er im Advent, zu Weihnachten und zu Ostern unter dem Offertorium immer deutsch singe und die Jungen in der Schule zum deutschen Gebet anhalte“.

Den Glanz der Bischofsherrlichkeit und eines besonders feierlichen Gottesdienstes hat Ujest mit der Zeit allerdings eingebüßt. Ujest ist wieder in den Rang einer schlichten oberschlesischen Kleinstadt herabgesunken, hat aber seit der Mitte des 18. Jahrh. durch die Entstehung eines marianischen Wallfahrtskirchleins in seiner nächsten Umgebung mit dem eiskalten, kristallhellen Mariä Brunnen, eine neue Anziehungskraft erhalten.

Pfarrer Schneider berichtete im Jahre 1825 dem Generalvikariat über die Verhältnisse der Feldkapelle Mariä Brunnen Folgendes: „Die Feldkapelle liegt auf einem zu diesem Behufe geschenkten Grundstück ungefähr sechs Gewende von der Stadt Ujest entfernt; sie ist im Jahre 1749 durch die Bemühungen des damaligen Vikars Gregor Janas, durch die Beiträge und Unterstützung der hiesigen Bürger und anderer Wohltäter entstanden, von Holz erbaut, mit einem Türmel ohne Glocke versehen, mit einem Zaun von Brettern und Pappeln umgeben und faßt ungefähr zweihundert Menschen. In der Kapelle befindet sich ein Altar mit sechs Leuchtern, auf ihm ein schönes Bild der seligsten Jungfrau, neben ihr ein Brunnen, dessen Wasser unverkennbar mineralische Teile enthält. Es findet in der Kapelle kein eigentlicher Gottesdienst statt. An den Tagen St. Marci et St. Floriani und an einem der Bitttage wird die Prozession dahin geführt und nach dem Inhalte der vom Generalvikariatsamt bestätigten Eleonore Fitznerschen Stiftung von 200 Reichstalern, an den Sonntagen vom 1. Mai bis zum 1. Oktober nach beendigten Vespern in der Pfarrkirche daselbst der Rosenkranz gesungen. Die Kapelle wurde seit der Erbauung stets sehr besucht. Die in der Pfarrkirche eingeführte Bruderschaft SS. Cordis Jesu veranlaßt den Konkurs vieler Fremden, die hier den Gottesdienst und dann auch die Kapelle besuchen. Die Eingepfarrten wohnen nicht nur der Absingung des fundierten Rosenkranzes fleißig bei, sondern begeben sich auch an anderen Tagen zum Gebete dorthin. Ihre schöne Lage, in einer sehr angenehmen Gegend zwischen üppigen Feldfluren hat an sich etwas Anziehendes, daß auch Reisende, da sie an der Landstraße liegt, hineintreten; sie ist vom Frühjahr an bis in den späten Herbst stets offen; auf dem Altar steht ein verschlossenes Opferkästchen, in welches die milden Gaben hineingelegt werden. Eine vereidete Wärterin bringt alle zehn Tage die Kasse zum Pfarrer. Die Einnahmen betragen seit 1807—1817 drei bis sechs Reichstaler“. Pfarrer Schneider bat um die Genehmigung, die Kapelle zu benedizieren und im Sommer wöchentlich zweimal die hl. Messe darin zu lesen, sowie einmal im Jahre am 2. Juli öffentlichen Gottesdienst zu halten. Fürstbischof Emanuel von Schimonosky erteilte die Genehmigung dazu für fünf Jahre am 20. September 1826.

Die hölzerne Kapelle war nach ihrem hundertjährigen Be-

stande baufällig und ein Neubau dringend notwendig geworden. Wie es scheint, ging auch hier die Anregung zum Bau des neuen Kirchleins von den Parochianen aus.

Am 30. Januar 1852 erschienen auf der Pfarrei Ujest drei Bürger, der Ratmann und Pfefferkürchler Franz Mrozik, Tischlermeister Josef Dachnowski und Webermeister Josef Gojny und gaben den Wunsch zu erkennen, daß ein Neubau der Feldkapelle Mariä Brunnen ermöglicht werde, weil dies nicht allein zur Förderung der göttlichen Ehre sondern auch zum großen Nutzen der Stadt sein werde. Mrozik erklärte sich bereit, die nötigen Steine aus seinem Steinbruch zu Jeschona unentgeltlich zu liefern. Gojny war bereit ohne Entschädigung die Ziegeln auf seinem naheliegenden Grundstück anfertigen zu lassen. Dachnowski verpflichtete sich zur unentgeltlichen Anfertigung dreier Altäre. Am 9. Dezember 1854 erklärte Seilermeister Johannes Roskosch sich bereit von seinem anstoßenden Grundstück das notwendige Gelände abzutreten. Pfarrer Möser teilte der Gemeinde von der Kanzel den Wunsch, eine neue größere Kirche über dem Brunnen zu bauen, mit, bat um Beiträge zu Ehren Gottes und zur Verherrlichung der heiligen Jungfrau Maria und teilte mit, daß bereits eine fromme Stiftung auf eine hl. Messe für einen Wohltäter gemacht worden sei. Dann ersuchte er den Architekten Alexis Langer, der später im Auftrage des Fürstbischofs Heinrich Förster die Michaeliskirche in Breslau baute, um Anfertigung einer Zeichnung für den Neubau. Langer übersandte dieselbe im Jahre 1856 dem Pfarramt mit einer tief sinnigen mystischen Erklärung seines Entwurfes. Leider mußte dieselbe, da die Unkosten sehr beträchtlich die Erwartungen des Bauherrn überstiegen, schließlich abgelehnt werden, obwohl die Genehmigung des Bischofs bereits vorlag. Karl Heinze aus Ujest wurde mit der Ausarbeitung eines neuen Planes betraut. Der Fürstbischöfliche Kommissarius Kania aus Ponischowitz legte im Jahre 1858 im Beisein einer großen Volksmenge den Grundstein zum neuen Gotteshause. Möser sagte den Pfarrkindern in seiner Ansprache: Hier in der ärmlichen Kapelle haben seit etwa hundert Jahren Tausende Trost und Hilfe bei Gott gesucht und durch Vermittlung der himmlischen Gnadenmutter Erhöhung ihres Flehens gefunden. Welche Freude wird es uns sein, wenn uns Gott gnädig erleben läßt, daß wir einst einziehen in ein größeres, freundliches Heiligtum, um in schönen himmelanstrebenden Räumen unsere Herzen zu erheben zum Vater der Barmherzigkeit und die Fürbitte der heiligen Gottesmutter zu erfliehen“. Am 15. Mai 1861 war die Kirche den Bauteilen nach vollendet, sodaß der Turmknopf, mit einer vom Erbauer der Kirche, Pfarrer Möser verfaßten Urkunde, aufgesetzt werden konnte. Der Bauherr wies bei dieser Feierlichkeit auf den Schutz Gottes und Mariens hin,

dankte Gott dafür, daß der Bau ohne Unglück durchgeführt war und empfahl auch weiter das Werk dem göttlichen Schutze. Am 18. März 1862 gab Fürstbischof Heinrich dem Ortpfarrer den Auftrag zur Benediktion der Kirche, da er selbst die Konsekration infolge anderweiten Berufsarbeiten nicht vornehmen könne und verlieh kraft der ihm vom Papst Pius IX. verliehenen außerordentlichen Fakultät den Besuchern der Kirche für den Sonntag nach dem 2. Juli und die darauffolgenden sieben Tage einen vollkommenen Ablass unter den gewöhnlichen Bedingungen. Man hat diesen Bau mit Recht ein Denkmal der Dankbarkeit und des Opfersinnes der Oberschlesier genannt, denn da es sich nicht um die Errichtung einer Bedürfniskirche handelte, war jede Aussicht auf Hilfe der Diözese von vornherein versagt worden, und deshalb mochte der Bauherr bei dem Beginn des großen Werkes wohl mit Recht zagen. Aber während des Baues strömten die Spenden von allen Seiten und so reichlich herbei, daß die Arbeit ohne Unterbrechung fortgeführt und glücklich beendet werden konnte.

Der ganze Bau kostete nach der Berechnung des Bauherrn achtzehntausend Taler. Fünftausend wurden dem Kapellenvermögen entnommen, elftausend durch Opferspenden aufgebracht und zweitausend Taler harreten noch der Deckung. Im Jahre 1872 wurde die Kirche mit einem neuen gotischen Altar der fünfzehn kleine Gemälde der Rosenkranzgeheimnisse aufwies, aus der Kunstanstalt Mayer, geschmückt (Kosten 680 Taler). Ein schönes Glasfenster „Mariä Heimsuchung“ dient zugleich als Altarbild. Die Glocken St. Maria und St. Josef waren bereits 1865 beschafft und mit der Erlaubnis des Fürstbischofs benediziert worden. Auf dem Kirchplatze erbaute Pfarrer Möser aus dem Holze der alten Kirche ein Blockhaus für einen Einsiedler, der das Kirchlein bewachen und auch Ministrantendienste leisten sollte. Auf Empfehlung des Annaberger Franziskanerpaters Theobald meldete sich für diesen Posten der Tertiär Johannes Loch aus Chronstau, den im Frühjahr 1865 der Fürstbischof bestätigte. Der gegenwärtige Einsiedler betreut schon seit mehr als drei Dezennien die Brünnelkirche und begrüßt jeden Besucher mit den Worten: „Pieknje witamy“ (Schön willkommen).

Unter dem 6. März 1875 verlängerte der Fürstbischof in einem „Indultum oratorii publici pro sacello beatae Mariae Virginis“ die früher nur für fünf Jahre erteilte Meßlizenz für die Feldkirche bis zum Widerruf.

Erzpriester Rzehulka ließ 1905 das Kirchdach erneuern und die Umfriedung des Kirchhofs wiederherstellen. Im Weltkriege mußte die Glocke St. Joseph im Juli 1917 abgegeben werden. Sie wurde eingeschmolzen und nach Beendigung des Krieges eine neue Glocke für 6540 RM durch Erzpriester Gerlich bestellt. Am 6. Juli 1924, anläßlich des 60 jährigen Bestehens der Kirche

zelebrierte Weihbischof Valentin Wojciech hier ein feierliches Pontifikalamt.

Auch unter Erzpriester Gerlich erfreute sich die Kirche tatkräftiger Förderung. Er ließ die Brunnenanlage und Kanalisation gründlich erneuern und eine Drainage anlegen, sodaß das Wasser, welchem man Heilkraft gegen Augen- und Fieberkrankheiten beilegte, jetzt vollkommen sauber und hygienisch einwandfrei ist. 1931 wurden an den Türmen der Brünnelkirche umfassende Renovationsarbeiten ausgeführt. Beide Türme erhielten einen neuen Anstrich. Knopf und Kreuz wurden, da der obere Teil des Kaiserstuhles morsch geworden war und das Kreuz herabzustürzen drohte, herabgenommen und neu vergoldet. Im Knopfe fand man die vom Pfarrer Möser, dem Bauherrn, 1861 hereingelegte Urkunde, in welcher Tischlermeister Franz Skrobek als größter Wohltäter und als opferwilliger Bauaufseher erwähnt wird. Im Jahre 1932 ließ Erzpriester Gerlich das Presbyterium der Kirche stilgemäß ausmalen und 1933 die hohen Mauergesimse, die herabzustürzen drohten, und das Kirchendach gründlich ausbessern.

Das Hauptfest in der Wallfahrtskirche Maria Brünnel trifft alljährlich auf den Sonntag nach Mariä Heimsuchung (2. Juli). Am Sonnabend vorher ist eine hl. Messe, abends um 7 Uhr eine feierliche Vesperandacht. Am Sonntag geht die Prozession von der Pfarrkirche St. Andreas um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr ab, nach einer stillen hl. Messe ist alsdann eine polnische Predigt, die gewöhnlich von einem Franziskanerpater gehalten wird. Darauf beginnt ein feierliches Levitenamt mit polnischem Volksgesang. Nachmittag um 3 Uhr ist Vesperandacht und dann begibt sich die Prozession in die Stadtpfarrkirche, wo hl. Segen erteilt wird. Sämtliche Geistlichen des Dekanates aber auch andere sind anwesend. Beichtgelegenheit ist genügend vorhanden. Die Zahl der hl. Kommunionen beträgt etwa fünfhundert. Man schätzt die Zahl der Wallfahrer an diesem Tage auf zehntausend, die der jährlichen Besucher überhaupt auf 20 000. An diesem Tage herrscht ein Leben und Treiben bei der Kirche wie sonst nie. Am Tage des hl. Markus und den Bittagen gehen, wie auch am Rosenkranzfest, Prozessionen aus Ujest nach der Brünnelkirche. Von den Gelöbnisprozessionen sei namentlich erwähnt die aus Kottulin und die am Sonnabend vor Mariä Heimsuchung eintreffende aus Klein Stein, die einen Weg von acht Stunden zurücklegen muß und in der Brünnelkirche die hl. Sakramente empfängt. Aber auch einzelne Pilger stellen sich fast täglich in der günstigen Jahreszeit hier ein z. T. aus dem nahen Industriebezirk. Die Kirche ist tagsüber das ganze Jahr geöffnet. Das Allerheiligste befindet sich vom April bis Ende November in der Gnadenkapelle.

Von dem mit hohen Bäumen bestandenen Vorplatz betritt man das stimmungsvolle Gotteshaus, an welches linker Hand die Gnadenkapelle angebaut ist. Das Altarbild dieser Kapelle, eine Nachbildung der Gottesmutter von Czenstochau, ist mit vielen Perlen geschmückt und wird nur an großen Festtagen gezeigt. Gewöhnlich ist es durch ein anderes Marienbild verdeckt. Unter dem Altare befindet sich ein etwa vier Meter tiefer Schacht mit der Quelle. Das Wasser wird durch einen Kanal in eine mit einem Marienbilde geschmückte kleine Kapelle, die einige Meter von der Quelle entfernt liegt, geleitet. Man steigt hier auf ein paar Stufen hinab, um das klar sprudelnde frische Wasser zu schöpfen.

Die Poesie eines sommerlichen Wallfahrtstages gab einem Besucher aus der Hüttengegend beim Scheiden von diesem romantischen Ort die Verse ein:

Es naht der Abend hell und rein,
Der Mond steht über'm Brünnelein,
Das Aveglöcklein mahnt zur Ruh
Wir Pilger ziehn der Heimat zu.

Ullersdorf bei Liebau (Schlesien). Die hl. 14 Nothelfer.

Gewöhnlich werden als die 14 Nothelfer die heiligen Martyrer: Achatius (8. Mai), Barbara (4. Dezember), Blasius, Bischof von Sebaste (3. Februar), Christophorus aus Kanaan (25. Juli), Cyriakus aus Rom (8. August), Dionysius, Bischof in Paris (9. Oktober), Erasmus aus Syrien (2. Juni), Eustachius aus Rom (20. September), Georg aus Kappadozien (23. April), Katharina aus Alexandrien (25. November), Margaretha aus Antiochien in Pisidien (20. Juli), Pantaleon aus Nikomedien (25. Juli), Vitus aus Mazzara in Sizilien (15. Juni) und der heilige Ägidius von Sebaste (3. Februar), der einzige Nichtmartyrer, genannt. Manchmal ist Cyriakus durch St. Leonhard, Dionysius durch St. Nikolaus ersetzt. Bisweilen erscheint auch Maria in der Gruppe oder der Landespatron. Die Verehrung der 14 Nothelfer als einer zusammenhängenden Gruppe hat ihren Grund darin, daß man die Aufmerksamkeit vornehmlich auf jene besonders beliebten Heiligen richtete, in deren Legenden zahlreiche Wundertaten und Gebeterhörungen vorkommen. Die Stätte, von der der Nothelfergedanke in Deutschland sich verbreitete, soll Vierzehnheiligen bei Bamberg gewesen sein. Dort hatte — nach Künstle — der Klosterschäfer der Zisterzienserabtei Langheim im Jahre 1446 eine Vision. Er sah 14 Kindergestalten, von denen eine erklärte: „Wir sind die 14 Nothelfer“. Es wurde an dieser Stätte eine Kapelle und später im Jahre 1748 die prachtvolle, zweitürmige

Kirche Vierzehnheiligen erbaut, die von einer Höhe des oberen Maintales gegenüber dem Kloster Banz herabschaut. In Schlesien finden wir viele Altäre mit Darstellungen der 14 heiligen Nothelfer, im Jahre 1496 eine Kapelle der Nothelfer im Trebnitzer Walde bei der Hedwigsquelle, aber nur eine den heiligen Nothelfern geweihte Kirche und zwar in Ullersdorf bei Liebau.

Ullersdorf liegt 2 km von Liebau entfernt in der Einsamkeit eines stillen Waldtales, das eine schöne Aussicht auf den Forst- und Kolbenkamm und die majestätische Schneekoppe gewährt.

Abt Bernhard Rosa (1660—1696) erbaute hier anstelle einer kleinen Kapelle die heutige schöne Kirche im Barockstil und weihte sie am 22. Januar 1687 feierlich ein. Auch ließ er daneben im Jahre 1682 ein größeres Wohnhaus bauen, in dem er und seine Ordensbrüder alle Jahre eine gewisse Zeit der Erholung zubrachten. Im Jahre 1729 errichtete Abt Petrus vor der Kirche eine Estrade mit Doppelaufgängen und ließ auf der Plattform die Statuen der heiligen Barbara und Katharina aufstellen. Unter der Plattform befindet sich die „Zelle des heiligen Alexius“. Er liegt in Stein gehauen auf dem Sarkophage und hält in der Hand ein Blatt mit der Aufschrift: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Bekanntlich hat sich der Heilige nach seiner Hochzeit, wie die Legende erzählt, nach Edessa begeben und dort 17 Jahre als Pilger und Bettler gelebt. Die letzten Lebensjahre brachte er im väterlichen Hause zu Rom unter einer Stiege zu und wurde zum Staunen aller nach seinem Tode von den Eltern als ihr Sohn erkannt.

Die Kirche besitzt als Hauptschmuck über dem Hochaltar ein schönes Reliefbild der 14 heiligen Nothelfer, unter denen sich ein ebensolches der hl. Familie befindet. Im unteren Teile des Nothelferreliefs zieht ein vom Maler Aßmann in Troppau im Jahre 1886 gemaltes Bild die Aufmerksamkeit auf sich. Man sieht hier in knieender Stellung mit gefalteten Händen einige schafweidende Hirten und im Hintergrunde die bereits erwähnte Kirche Vierzehnheiligen bei Bamberg. In der Kirche sollen sich früher die Statuen der 14 hl. Nothelfer befunden haben. Dieselben sind jetzt durch große Wandbilder ersetzt mit den Darstellungen dieser Heiligen.

Als die Zisterzienserabtei Grüssau noch bestand, wurden in feierlicher Weise die Feste der 14 hl. Nothelfer begangen, außerdem das Kirchweihfest, das Namensfest Mariä, das des hl. Alexius und des hl. Johannes von Nepomuck. An Feierlichkeit überbot alle genannten Feste das sogenannte Jakobifest, das mit dem Hauptfeste des hl. Christophorus zusammentrifft. Schon am Vorabende trafen zahlreiche Prozessionen ein, so daß der Ort die Pilger kaum fassen konnte. Am Festtage selbst erschienen die Prozessionen aus Oppau, Grüssau, Bernsdorf, Wittgendorf; be-

sonders erregten die Wallfahrer aus dem Braunauer Bezirk in ihrer heimatlichen Tracht Aufsehen. Seit 1633/34 kam infolge eines Pestgelöbnisses alljährlich eine Prozession aus Oppau. Oft waren bis 12 Geistliche in Ullersdorf anwesend.

Im Segen bleibt das Andenken des letzten Prälaten von Grüssau, Ildefons Reuschel, der mit Unterstützung schlesischer und böhmischer Geistlichen für die fernere Abhaltung der Feste nach der Klostersaufhebung 1810 sorgte. Unter dem Nachfolger des ersten Pfarrers von Grüssau, Leistritz, des Administrators Kremser, wurden die Feste unregelmäßig oder gar nicht gefeiert. 1811 am Sonntag nach dem 26. Juli betrug die Zahl der Wallfahrer 1500, wozu noch 500 Böhmen kamen. 1826 sollten die Andachten, da die Kassierung der Kirche schon dekretiert war, nach Grüssau verlegt werden; doch setzte das Generalvikariat durch, daß die Andachten viermal im Jahre in der Ullersdorfer Kirche gehalten werden. Auf dessen Veranlassung wurde die Seelsorge in Ullersdorf im Jahre 1836 dem Pfarrer von Liebau übertragen. Seit dieser Zeit findet die Feier der Feste im allgemeinen wie in der Klosterzeit statt, wenn auch nicht so feierlich.

An die Wallfahrtskirche schließt sich ein massives Gebäude an, das im Jahre 1793 unter Abt Benedikt II. anstelle des früheren Sommerhauses nach einer Zeichnung des Baumeisters Rudolph aus Oppeln aufgeführt wurde und durch einen Gang mit der Kirche verbunden ist. Es ist die heutige staatliche Oberförsterei, die noch das Wappen des Klosters Grüssau und die Jahreszahl 1792 trägt.

Gern aufgesucht wird von den Wallfahrern auch der hl. Berg bei Liebau, auf dem im Jahre 1747 die St. Annakapelle, dann die Kerkerkapelle, die Kapelle des hl. Grabes, die Auferstehungskapelle, Himmelfahrtskapelle und im Jahre 1866 zum Teil mit Hilfe preussischer Soldaten, die hier im Quartier lagen, eine Kapelle zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes, erbaut wurde.

Waldenburg. Zur Schmerzhafteu Muttergottes.

Der bischöfliche Visitor erwähnt im Jahre 1651 neben der Kirche in Waldenburg, die damals nur 9 Katholiken zählte, noch ein Holzkirchlein außerhalb der Stadt, das älter als die Pfarrkirche sei, in welchem aber nichts weiter als Getäfel und Estrich zu sehen war. „Es wird versichert, daß einst eine Wallfahrt stattgefunden hat und daß neben dem Kirchlein ein „Gesundtsbrunnen“ oder eine Heilquelle gewesen ist.

Da die Reformation mit dem Katholizismus in Waldenburg fast radikal aufgeräumt hatte und selbst 1651 nur 9 Katholiken vorhanden waren, darf angenommen werden, daß das Marien-

kirchlein und die Wallfahrt schon im 15. Jahrhundert bestanden habe. Naso meldet im Jahre 1667: „Gemeldetes Wallfahrt-Kirchel stehet auf einem Hügel, von Holz erbauet, in der Länge von 16 und einer halben Elen, ind der Breite 10 und eine halbe, in der Höhe 8 Elen. Unter dem Altar, worauf das heilig Bild stehet, ist ein frischer Quell-Brunn, welcher durch Röhre in das Städtlein geleitet und nach dem uhr-alten Beruff der Heil-Brunn genennet wird, sol vor Zeiten denen Wall-Brüdern zu Heilung unterschiedener Gebrechen und Wehtagen sehr nützlich und heilsam gewesen seyn, davon auch der Name entsprungen seyn mag. Auf dem Altar ist noch das alte Bild unser Lieben Frauen (welche auf ihrer mütterlichen Schos, ihren, von dem Kreutz abgenommenen Sohn Jesum mit dem rechten Arme umfasset) vorhanden, rückwärts von den Holtz-Würmern ziemlich durchnaget, welchem Bildnuß vor dreißig Jahren ein mutwilliger Soldat die Nase abgeschnitten/der deß anderen Tages elendiglich sterben/und versterben müssen. Es melden alte Leute/daß noch zu ihrer Zeit die Soldaten umb das Kirchlein/bey ihrem Abzuge Feuer angelegt/welches der Wind solang zurückgetrieben/bis daß das höltzerne Gebäude von den Inwohnern ohne einigen Schaden errettet worden.“

Auch Fibiger erwähnt 1704 den „heiligen Brunnen“ und bemerkt, daß die Pilger das Wasser als Heilmittel in mannigfachen Krankheiten mit Erfolg gebraucht hätten. Nach Knie soll die Quelle noch jetzt (1845) besonders für Augenübel heilsam sein. Später ist die Quelle infolge des Bergwerks versiegt.

Bürgermeister Johann Christoph Reiß sagt in seinem Bericht an Friedrich II. über die katholische Kirche in Waldenburg: „Ist noch ein kleines sogenanntes Wallfahrts-Kirchel hier befindlich, welches, wie man sagt, eher gewesen, als die Stadt erbaut worden; von wem solches erbauet oder gestiftet worden ist, ist nicht bekannt, soviel aber ist gewiß, daß selbiges von Wohltätern unterhalten worden, ohne von jemandem einigen Beytrag hierzu zu verlangen. . . Dieses Kirchel ist beständig den Katholiken geblieben und ist niemalen evangelischer Gottesdienst darinnen gehalten worden, wie denn auch keine Orter zu selbigem eingepfarrt sind.“

Katholische possessionierte Bürger gab es damals in Waldenburg 8, von bürgerlichen Hausleuten 4.

1837 bemühte sich Pfarrer Wagner in Waldenburg in einem beweglichen Schreiben an das Generalvikariat um die notwendigen Reparaturen an Turm und Dach, der durch die darin befindliche Heilquelle „seit dem 13. Jahrhundert berühmten“ Kirche ad matrem dolorosam.

Eine gründliche Wiederherstellung der defekten Marienkirche erfolgte erst jüngt im Jahre 1934 durch den Architekten Weiger

in Waldenburg und Maler Richter-Landeck. „Bei den Putzarbeiten im Presbyterium fand sich unter einer oberen Malschicht einer roten Draperia eine zweite, nicht erhaltungsfähige mit Fragmenten eines Plattenfußbodens, Gewandteilen, Wolken und Putten. Der auf ein lichtiges Gelb gestellte Raum wurde in den Holzteilen unter Anlehnung an die Marmorierung der Empore entsprechend behandelt, der Hochaltar in der Weise verändert, daß die Mensa mit dem barocken, reichgeschmückten Tabernakelaufbau frei in den Raum gestellt wurde, während die darunter befindliche Madonna in der Mandorla an die östliche Chorwand versetzt wurde. Dadurch wurde die erdrückende Masse des Altares der Kleinheit des Raumes entsprechend aufgelockert. Auch hier wurde die alte Staffierung freigelegt und dem Befund entsprechend unter Bevorzugung von Rot-, Blau- und Grünlasuren auf Silbergrund erneuert“. (Schles. Heimatpflege, Veröffentlichung 1, 1935, S. 146—148). In der genannten Schrift findet sich auch eine Abbildung des Innern der Marienkirche.

Die brennenden Kerzen und der Blumenschmuck zeigen, daß die Liebe zur Mutter Gottes in der katholischen Bevölkerung Waldenburgs fortlebt.

Wartha. Marienwallfahrt.

Wartha findet das erste Mal in den Grenzkämpfen zwischen Böhmen und Polen urkundlich Erwähnung. Der tatkräftige Bretislav II. nahm die Kämpfe gegen Polen wieder auf und zerstörte im Jahre 1096 die an der Glatzer Neiße gelegene Burg Brido (alttschechisch = Hügel, Berg), die von der feindlichen Besatzung heftig verteidigt wurde. Die Stelle der Burg ist neuerdings zweifellos festgestellt worden. Es ist die in schroffen Felsen zum Neissetal abfallende Anhöhe, auf der sich jetzt das Hedwigswaisenhaus und der dazugehörige Garten befindet. Bretislav schob die böhmische Grenze bis zu der an der Neiße erbauten Burg Kameneč hinaus, die aber nach ungefähr hundert Jahren aufgegeben wurde und 1210 einem Augustinerchorherrenkloster Platz machte. In der Urkunde der Übergabe wird als Besitz der Augustiner-Chorherren auch die Kapelle von Wartha genannt, die aber schon vor 1200, sicher 1189 bestanden hat und unter der wahrscheinlich die Burgkapelle verstanden ist. Bischof Thomas I. von Breslau führte in Kamenz statt der Augustiner 1247 Cisterzienser aus Leubus ein. Von nun an ist die Geschichte der Warthaer Kapelle mit der von Kamenz fast durch 6 Jahrhunderte, bis 1810 verbunden.

Im Jahre 1523 hat ein Propst Stephan von Wartha in der eben fertiggestellten Wallfahrtskirche zu Wartha zwei Holztafeln aufhängen lassen, auf denen er in deutscher und lateinischer



Wallfahrtskirche in Wartha.

Sprache die Legende von der Entstehung der Wallfahrt beschrieb. Nach Knauer sagt die Legende im wesentlichen: „Die Mutter Gottes erschien einem in das Gebet versunkenen jungen Manne und überreichte ihm ihr Bild mit den Worten: „Nimm hin mein Sohn, Deine Mutter!“ Sie trug ihm auf, für den Bau einer Kapelle Sorge zu tragen. Schnell verbreitete sich die Kunde von der Erscheinung. Ein Böhme, der einen Fuß gebrochen hatte, erlangte Heilung, als er gelobte, das wunderbare Bild zu besuchen. Zum Dank dafür erbaute er eine Kapelle, die aber bald wegen des wachsenden Zustroms von Pilgern zu klein wurde, und einem größeren Bau Platz machen mußte.“ Schweter verlegt nun die Entstehung der Marienwallfahrt in Wartha in die Zeit um 1270, wofür allerdings urkundliche Unterlagen fehlen. Das Gnadenbild stammt bestimmt aus dem 13. Jahrhundert und ist wohl ein altes Erbstück aus der Kapelle der ehemaligen Kastellansburg (Knauer). Es ist eine 42 cm hohe Holzfigur; die Mutter Gottes sitzt auf einem Throne, in der rechten Hand die Weltkugel, mit ihrem linken Arm das Jesuskind umschlingend, das auf ihrem Schoße sitzt. Dieses segnet mit der Rechten und hält in der Linken ein Buch. Neuerdings ist das Gnadenkleid abgenommen und die Statue durch Kunstmalers Baecker (nicht Prof. Becker) in Breslau restauriert worden. Es ist das älteste Madonnenbild unserer Diözese und zugleich die älteste Holzplastik unserer Provinz, aus Rotbuchenholz geschnitzt „im Aufbau ausgesprochen hochromanisch von strenger feierlicher Tektonik und Unkompliziertheit wie die Vierung einer romanischen Basilika. Die Figur des Jesuskindes ist abnehmbar. Als Entstehungszeit muß trotz der strengen Form des Aufbaues doch der Beginn des 13. Jahrhunderts angenommen werden“ (Wiese). Zahlreich sind die Nachahmungen dieses Gnadenbildes, eine im Museum der bildenden Künste und eine im Diözesanmuseum.

1313 wird der Bau einer Steinkirche in Wartha erwähnt. Als Ablaßtage galten die Feste des Herrn, der hl. Maria Magdalena und des hl. Erzengels Michael. An diesen Tagen war die Kirche besonders stark besucht, namentlich von Untertanen des Klosters Kamenz. Da unter den Ablaßtagen kein einziges Marienfest genannt wird und auch früher keines genannt wurde, kann von Wallfahrten zum Gnadenbilde Mariens damals kaum gesprochen werden. In den Jahren 1408—1411 baute der Kamenzener Abt Johannes I. parallel zur alten eine neue Kirche. Die alte wurde die ‚böhmische‘, die neue ‚deutsche‘ Kirche genannt. Jene hieß böhmische Kirche offenbar doch wegen der böhmischen Wallfahrer, ein anderer Grund läßt sich dafür nicht auffinden, da die Umgebung von Wartha in dieser Zeit rein deutsch war. Jedenfalls muß der Zustrom von Pilgern nach Wartha damals sehr bedeutend gewesen sein. Da es unwahrscheinlich ist, daß die

vielen Pilger nur durch die gewöhnlichen Ablässe angezogen wurden, liegt doch die Annahme nahe, daß das in der böhmischen Kirche damals bestimmt vorhandene Gnadenbild die Anziehungskraft ausübte.

Beide Kirchen wurden ein Opfer der Raserei der Hussiten, der auch der Propst P. Bartholomäus und sein Kaplan P. Jacobus zum Opfer fielen. Das Gnadenbild war nach Glatz in Sicherheit gebracht worden. Beide Gotteshäuser wurden u. z. das erste 1436, das andere 1440 wieder aufgebaut. Auch im Jahre 1471 steckten die Hussiten beide Kirchen in Brand, doch wurden sie bald wieder aufgebaut. Ein neues Feuer zerstörte die böhmische Kirche im Jahre 1493. Das Gnadenbild wurde in der deutschen Kirche aufgestellt. Geldsammlungen, namentlich in Böhmen und den böhmisch sprechenden Dörfern der Grafschaft Glatz ermöglichten den Neubau, und 1495 hielt das Gnadenbild seinen Einzug in der böhmischen Kirche, aber schon 1525 brach ein neues Feuer in Wartha aus. Ein Zisterzienser suchte das Gnadenbild zu retten, kam aber im Feuer um, während das Gnadenbild gerettet wurde. Von dem Priester war nur der Arm übrig geblieben, der das Bild gehalten hatte. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stand die böhmische Kirche als Ruine da. Auch ging die Wallfahrt infolge der Ausbreitung der neuen Lehre im 16. Jahrhundert sehr zurück. Da dem Gnadenbilde Gefahr drohte, wurde es im Jahre 1577 nach Kamenz überführt und blieb dort bis 1606. Am Feste Mariä Opferung 1606 hielt das Bild wieder seinen feierlichen Einzug in Wartha und fand auf dem Hochaltar Aufstellung. Als besonderer Gönner des Wallfahrtsortes zeigte sich Bischof Carl, Erzherzog von Oesterreich. Er erbaute die Bergkapelle (Annakapelle), zu der man an den Marienbrunnen „einem kleinen Brunnlein mit sehr frischen und für Augen und Gliedmaßen heilsamen Wasser“ emporstieg und die 1619 durch Weihbischof Martin Kolsdorf die kirchliche Weihe erhielt.

Wegen der Schwedengefahr mußte das Gnadenbild in der Zeit zwischen 1639 und 1649 einige Male nach Glatz überführt werden. Ostern 1649 kam es nach Wartha zurück. Von dieser Zeit an erlebte der Wallfahrtsort seine Hochblüte, die sich in zahlreichen Prozessionen, Einzelwallfahrten, Angelobungen, Privatwallfahrten von Mitgliedern des Bürger-, Bauern- und Adelsstandes äußerte. 1655 erschien die „Diva Wartensis“ von B. Balbinus, die den Ruhm der Gnadenstätte in die Welt hinausrug.

1661 wurde die böhmische Kirche durch den Abt Caspar Kales von Kamenz restauriert und eine neue deutsche Kirche gebaut, die Fürstbischof Sebastian von Rostock 1666 konsekrierte. Aber auch die neue Kirche genügte nicht dem Andrang der Pilgerscharen, und die böhmische Kirche ging ihrem Verfall

entgegen. Daher wurde durch Abt Augustin Neudeck in den Jahren 1686—1702 vom Architekten Michael Klein die jetzige prächtige Wallfahrtskirche aufgeführt. Weihbischof Franz Engelbert Barbo, Graf von Waxenstein, erteilte ihr am 28. 9. 1704 die kirchliche Weihe. Das Hochaltarbild, ein Werk Willmanns, stellt die Heimsuchung Mariens dar, der auch die Kirche geweiht ist. Im Jahre 1711 erlebte das Gnadenbild infolge des Brandes der Stadt Wartha noch einmal eine Überführung und zwar nach Kamenz, von wo unter Jubel der Gläubigen am 12. Mai 1711 auf einer schön geschmückten Tragbahre — nunmehr für immer — zurückgeführt wurde. Damals entstand auch das „erneuerte und vermehrte Wartenbuch „Kleinwächters“, eine Fortsetzung der Warthageschichte des Balbinus. In den schlesischen Kriegen und in der Zeit der Neologie ging die Wallfahrt sehr zurück, doch wurden 1811 noch 80 000 „Einländer mit Einschluß der Glatzer“ und 8000 Ausländer gezählt. Der schwerste Schlag für Wartha war die Aufhebung des Klosters Kamenz und der Propstei Wartha, da nunmehr die Kräfte zur Ausübung der umfangreichen Seelsorge fehlten, indem an Stelle mehrerer Ordenspriester nun drei Weltpriester die seelische Betreuung der Wallfahrer übernahmen.

Als Pfarrer wirkten hier Dr. P. Müller, Erzpriester Franz Miller, Johannes Slonka, unbeugsamer Verteidiger der kirchlichen Rechte im Kulturkampf, Josef Klose, später Generalvikar und der unvergeßliche Erzpriester Dr. theol. et phil. Otto Birnbach, dann als Pfarrverweser Alois Kresse, später Professor und Oberstudienrat i. R., und Georg Lampe.

Kardinal Kopp erreichte 1900 nach schwierigen Verhandlungen von der preußischen Regierung die Genehmigung zur Gründung einer Redemptoristenmiederlassung mit 4, später auch 6 Priestern zur Ausübung der Wallfahrtsseelsorge, während die Pfarrseelsorge in der Hand des Pfarrers blieb. Vorsteher des Redemptoristenklosters waren die Superioren P. Gerhard Dissel, Franz Xaver Franz, Dr. Josef Schweter und die Rektoren Franz Xaver Franz, Hermann Ardris, Heinrich Hegemann, Friedrich Gottwald, nochmals Hegemann, der als Exerzitenmeister, Prediger und Geschichtsschreiber von Wartha bekannte Dr. Josef Schweter und P. Winkelmann. Das Pfarramt verwalteten seit 1900 Adolf Langer, Carl Hausdorf, Paul Bretschneider, Josef Masloch und Pfarrer Josef Kühn.

Ein Hauptverdienst des Superiors Franz war die Anlage des Rosenkranzberges, auf welchem bis jetzt (1936) 12 Kapellen gebaut sind, während 5 Kapellen noch ihrer Erstellung entgegensehen. Am 26. 2. 1926 ließ Rektor Hegemann das auf seine Veranlassung von Kunstmalern und Restauratoren Baeker restaurierte Gnadenbild auf dem Hochaltar aufstellen.

Im Jahre 1929 erfolgte die Renovation des Innern der Kirche durch Prof. Ernst Fey aus Berlin. Prächtig sind die 2 großen Bilder Herz Jesu auf der Evangelienseite als Quelle der Gnaden, umgeben von Darstellungen der 7 hl. Sakramente, auf der Epistel-seite Maria mit dem göttlichen Kinde, umgeben von 7 Szenen aus ihrem Leben. Die Kirche in ihrem neuen Gewande ist ein Andenken an die Wirksamkeit des tatkräftigen Pfarrers Masloch.

Die Wallfahrt hat in neuerer Zeit großen Aufschwung genommen. Während des Kulturkampfes wurden in einem Jahre ungefähr 38 000 Wallfahrer und 17 000 hl. Kommunionen gezählt, im Jahre 1935 etwa mehr als 170 000 Wallfahrer und 154 000 hl. Kommunionen. Besonders wirkungsvoll zeigte sich die Enrichtung der Standeswallfahrten, so die Gauwallfahrt der kath. Kaufleute, der Jungmänner, die Diozesankolpingswallfahrt und die Mnnerwallfahrt. Wiederholt war Kardinal Bertram, „der grote Freund der Gnadenstätte“, in Wartha. In aller Erinnerung ist noch der 10. 5. 1935, an dem er 11 000 Jungmänner um sich versammelte und nach einem feierlichen Pontifikalamt die gewaltige Schar durch ergreifende Worte zum Bekenntnis des Glaubens begeisterte.

Neuerdings erschien (1935) das von P. Gluchnik und Hege-mann herausgegebene Buch „Unsere liebe Frau von Wartha“ und die „Kurz gefaßte Geschichte des Wallfahrtsortes Wartha“ von Dr. Schweter, ein Auszug aus dem großen Warthabuch vom dem gleichen Verfasser, fortgeführt bis zur Gegenwart.

Weißwasser . S. R. Mariä Heimsuchung.

Weißwasser, eine Meile von Patschkau entfernt, liegt am Abhange der Reichensteiner Berge in sehr anmutiger Gegend. Am Schlosse daselbst erinnert eine Säule mit der Inschrift: „Josef II., 29. August 1779“ an den Aufenthalt des Kaisers an dieser Stelle. Er bewunderte die Schönheit der Gegend und mag sich beim Blick in die von prächtigen Bergen begrenzte fruchtbare preußische Landschaft der Worte Maria Theresias erinnern haben: „Den Garten hat er (Friedrich II.) mir genommen, den Zaun mir gelassen“. An dem den Ort durchziehenden Bergbache, dem Kamitzer Wasser, erhebt sich der imposante, turmgeschmckte barocke Kollegienbau der Piaristen mit der daranstehenden, bedeutenden Piaristen-Wallfahrts- und Klosterkirche, deren Chor bis vor kurzem auf preußischem Gebiete lag, während das Schiff zu Osterreich gehörte; ein Unikum, das erst vor nicht langer Zeit beseitigt wurde.

Fibiger sagt in der „Silesiographia renovata Henelii“ 1704: „In diesem Dorfe ist ein sacellum der seligsten Jungfrau, die

Elisabeth besucht; es ist seit undenklicher Zeit durch die Menge der Wallfahrer berühmt“.

Um 1579 gehörte Weißwasser zur Kirche von Gostitz. Der Besitzer von Gostitz, Seyfrid von Promnitz, Protestant, hatte die Parochianen im Jahre 1570 von ihrer Pfarrkirche losgerissen und dem lutherischen Pastor in Reichenstein ausgeliefert. In dieser Zeit wurde die Kapelle so vernachlässigt, daß sie zur Aufbewahrung von Obst diente und zwischen ihren Trümmern Dornen und Bäume wuchsen. Im Jahre 1602 ließ der katholische Grundherr in Weißwasser, Christophor Baron von Maltitz, die Kapelle von Grund aus wiederherstellen. Zum Danke dafür erschien ihm nach Fibigers Bericht die hl. Jungfrau und kündigte ihm den Tag und die Stunde seines Todes an. Als die geweisagte Zeit kam, ließ er sich schwarz ankleiden, auf einen Stuhl setzen und erwartete um Mitternacht, mit Akten der Liebe zu Gott beschäftigt, den Tod, der ihn um 1/21 Uhr dahinraffte. Einige Tage vor seinem Hinscheiden war ein Pilger, den niemand kannte, nach Weißwasser gekommen. Der Baron hatte ihm öfters Mittag- und Abendbrot gesandt. Nach dem Tode des Barons setzte die Dienerschaft die Spenden fort. Es wird erzählt, daß, als der Page des Barons, Heinrich Geißler, ihm die Speise brachte, der Pilger zu ihm gesagt habe, es stehe gut mit seinem Herrn: „Ich habe ihn sogleich nach seinem Absterben gen Himmel steigen sehen, weil er zu Ehren Mariens im Gebirge ein neues Heiligtum erbaut hat“.

Der Sohn des verstorbenen Barons, Johannes, wollte die alte Andacht an dem hl. Orte wiederherstellen und ließ die Kirche 1623 durch den Weihbischof Martin Kolsdorf von Breslau einweihen. Seit jener Zeit nahm der Zustrom zu dem Heiligtum zu; bis aus Böhmen kamen die Leute herbei. Nach Fibiger wurde auf der rechten Altarseite noch ein „mirakulöses Bild der schmerzhaften Mutter Gottes“ gezeigt. Zahlreiche Prozessionen pilgerten zum Gnadenbilde. Der größte Besuch der Kirche fiel in das Jahr 1633 nach der großen Pest. Als aber die eifrigen Förderer des Heiligtums ausstarben, verdunkelte sich allmählich das Andenken an die Wallfahrten.

Um 1650 gehörte Weißwasser zu der eine Meile entfernten Pfarrei Hertwigswalde. Die Parochianen sprachen gegenüber dem Visitor im Jahre 1651 den Wunsch aus, zu einer Pfarrei geschlagen zu werden, die auf derselben Seite der Neiße liegt, da die Ausuferung der Neiße den Pfarrer von Hertwigswalde verhindern könne, die Taufen und die Versehänge bei alten Leuten in Weißwasser vorzunehmen. 1666 sagt der Visitor der Kirche Weißwasser, die eigentlich „Pfarrkirche“ sei: „Ich sah über dem Tabernakel in gläsernem Gehäuse die wunderbare Statue (statuum miraculosam) der Gottesmutter. An den Wänden hingen wächserne Votivgeschenke. Zur Wallfahrt kommen hierher am Feste Mariä

Heimsuchung viele Leute, in diesem Jahre kommunizierten gegen 2231“. Auch wurde festgestellt, daß früher für das Gnadenbild acht verschiedenfarbige Gewänder vorhanden waren.

Am 15. September 1723 stellte Jakob Ernst Graf zu Liechtenstein, Kanonikus von Salzburg und Olmütz, später Erzbischof von Salzburg, schließlich Fürsterzbischof von Olmütz, der in dem nahen Hertwigswalde geboren war, den Stiftungsbrief für die Gründung des Piaristenkollegs in Weißwasser aus und erwähnt darin, daß die Gründung der Niederlassung auch das Wachstum der Verehrung der Mutter Gottes in der „statua lignea B. M. V. cum Jesulo in ecclesia“ fördern solle. Vor dem Bilde sollte täglich das „Salve Regina“ gesungen werden. Das Kolleg wurde in den Jahren 1724—1727 gebaut und war bestimmt, 12 Priester des Piaristenordens und die zahlreichen ihnen zur sittlichen und wissenschaftlichen Ausbildung übergebenen Knaben und Jünglinge aufzunehmen. Das Gymnasium, das zu den besten des Ordens gehörte und auch mit einer Lehrkanzel für Philosophie ausgestattet war, mußte leider im Jahre 1829 aufgelassen werden.

Die kleine von Maltitz erbaute Kirche wurde 1754 niedergerissen, im folgenden Jahre der Grundstein zur jetzigen imposanten Kirche gelegt und der Bau 1765 vollendet. Bei Konsekration nahm Fürstbischof Philipp Gotthard Graf Schaffgotsch im Jahre 1777 vor. Das von Sigismund Galler aus Batzdorf erbaute Gotteshaus besitzt eine großartige Raumwirkung. Von den sieben Altären der Kirche ist der Hochaltar durch das über dem Tabernakel befindliche Gnadenbild der Mutter Gottes die im linken Arm das Jesuskind trägt, bemerkenswert, das von den Einwohnern hoch verehrt wird. Der gegenwärtige Pfarrer Adolf Pospischil hat sich um die Kirche nicht bloß durch die von ihm veranlaßte Redemptoristenmission im Jahre 1926 und die Missionserneuerung im folgenden Jahre, sondern auch durch die mit Unterstützung edler Wohltäter erfolgte Renovation der Kirche verdient gemacht. Adolf Pospischil ist das letzte Mitglied des Piaristenordens in Weißwasser. Nachdem im Jahre 1918 das Provinzialat der Piaristen in Prag infolge der großen Baulasten sich in die Notwendigkeit versetzt gesehen hatte, das Piaristenkollegium in Weißwasser aufzulassen, konnte die Umwandlung der Piaristenpfarrei Weißwasser in eine weltliche Pfarrei bewerkstelligt werden. Der schon 1922 als Pfarrverweser bestellte P. Pospischil wurde von Kardinal Bertram am 12. Juli 1934 zum selbständigen Seelsorger und Pfarrer in Weißwasser ernannt. Unvergessen bleibt die Wirksamkeit der P. P. Piaristen, von denen der wackere, joviale, von Kardinal Kopp häufig nach Johannesberg eingeladenene P. Pius Jekel 48 Jahre lang bis zu seinem 1923 erfolgten Ableben den Dienst an der Gnadenkirche Weißwasser versah.

Wiese-Pauliner. Das Gnadenbild von Czenstochau.

Fast vor den Toren von Oberglogau liegt das Pfarrdorf Wiese-Pauliner. Der Name erinnert daran, daß Paulinermönche, denen Herzog Ladislaus von Oppeln 1382 auf dem Klarenberge bei Czenstochau ein Kloster gebaut hatte, durch die Gnade desselben frommen Fürsten sechs Jahre später auch hier eine Niederlassung erhielten, die nach mehr als halbtausendjährigem Bestehen durch die Säkularisation im Jahre 1810 hinweggefegt wurde. Die engen Beziehungen dieser übrigens nie bedeutenden Niederlassung zu dem weltberühmten Kloster auf dem Klarenberge bei Czenstochau waren die Ursache, daß das Dörflein Wiese vorübergehend ein Klein Czenstochau wurde, indem das berühmte Gnadenbild von Czenstochau durch kriegerische Wirren genötigt wurde, in diesen von der Grenze ziemlich entfernten Ort zu flüchten.

Im Jahre 1655 überzog König Karl Gustav von Schweden den polnischen König Johann Kasimir mit Krieg. Er besetzte in kurzer Zeit ganz Groß-Polen samt Posen und schickte sich an, in Klein-Polen einzurücken, um sich vor allem des Klosters Czenstochau und seiner reichen Kirchenschätze zu bemächtigen. Der Polenkönig und die Großen seines Reiches flohen nach Oberschlesien. Den Erzbischof von Gnesen und seine geistliche Umgebung finden wir 1656 in Groß Strehlitz. Der König aber und seine Gemahlin Luise Maria suchten Zuflucht bei ihrem guten Freunde, dem Grafen Franz Eusebius von Oppersdorf, der sieben Jahre vorher im königlichen Palaste zu Warschau mit dem Hoffräulein Freiin Anna Susanne von Bees Hochzeit gefeiert hatte. Am 5. Oktober 1655 traf der König in Oberglogau ein, die Bürger aber waren von dem hohen Besuche ganz und gar nicht erbaut, da ihnen der königliche Gast als ein gefährlicher Magnet für das an den Grenzen Oberschlesiens stehende schwedische Heer erschien. Als nun die Paulinermönche in Czenstochau Kunde erhielten, daß General Müller auf Befehl des Schwedenkönigs einen Schlag gegen Czenstochau zu führen beabsichtige, nahmen sie nach eingehender Beratung, wohl auch von Johann Kasimir beeinflusst, in der Nacht das Gnadenbild aus der Gnadenkapelle und ließen es durch eine auserwählte Schar von Männern nach Oberglogau bringen. König Johann Kasimir geleitete es von hier am 8. November 1656 im Triumphzuge, wie Ernst von Woiakowsky im 7. Bande der Oberschlesischen Heimat erzählt, in die Klosterkirche der Pauliner in Wiese. Während der König schon am 18. Dezember 1655 Oberglogau verließ, blieb das Gnadenbild, von den Gläubigen der ganzen Umgebung aufgesucht und hochverehrt, unter dem Schutz von sechs Ordenspriestern volle fünf Monate in Wiese. Als im Frühjahr 1656 die Schweden aus Polen vertrieben

waren, wurde es von Provinzial Bronowski unter Begleitung einer überaus großen Pilgerschar am ersten Osterfeiertage desselben Jahres über Oberglogau und Oppeln nach Czenstochau zurückgebracht. Die Glanzepoche für das Kloster im Tale der Hotzenplotz war vorüber. Ein Ersatz verblieb ihm in einer Kopie des Gnadenbildes, welche von dem 1750 von P. Rotter herausgegebenen Buche „Gnad- und wundervolle Brosamen, so von der Königlichen Tafel der Herrscherin Himmels und Erde Mariae . . . ohne Maas abfallen“ als das erste und älteste Abbild des Czenstochauer Bildes bezeichnet wird.

So hat das berühmte Gnadenbild der Muttergottes von Czenstochau vorübergehend wie ein Komet über dem grünen Tale der Hotzenplotz gegläntzt und Wiese-Pauliner eine zeitlang zu einem vielbesuchten Wallfahrtsort gemacht.

Zuckmantel. Mariahilf.

Mitten in den weiten bischöflichen Forsten südlich von Zuckmantel ragt in feierlicher Waldeinsamkeit an einem schroffen Felsenabhange das Wallfahrtskirchlein Mariahilf auf, dessen schlankes Türmchen wie ein Finger zum Himmel weist. Zahlreiche Kapellen umkränzen das freundliche Gotteshaus. Vor Gründung desselben wurde hier an den Abhängen des Althackelsberges oder Querberges jahrhundertlang Bergbau auf edle Metalle getrieben. Die von Bischof Sebastian von Rostock († 1671) der Breslauer Kathedrale letztwillig gestiftete, mit Diamanten und Rubinen verzierte kunstvolle Sonnenmonstranz, die der Bischof am Fronleichnamsfeste bei der theophorischen Prozession trägt, ist aus dem im bischöflichen Bergwerk Zuckmantel gewonnenem Golde gefertigt und erinnert noch an den einstigen Bergsegen dieser Gegend, der nun schon seit langem zur Mythe geworden ist. Die vielen Tausende von Menschen, die jetzt alljährlich nach dem „Gottesgabberge“ ziehen, treibt nicht die Sucht nach gleißendem Gold hierher, sondern das Verlangen nach jenen Schätzen, die weder Rost noch Motten verzehren.

Mariahilf ist einer der jüngeren Wallfahrtsorte des Breslauer Erzbistums. Seine Anfänge reichen in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurück. Eine Zuckmantler Bürgersfrau, Anna Tannheiser, Gemahlin des Fleischhackers Martin Tannheiser, die sich in gesegneten Umständen befand, suchte im Sommer 1647 aus Furcht vor den Schweden, von einer Freundin begleitet, Zuflucht in der Waldwildnis am Querberge. An einer steilen Felswand in der Nähe einer sprudelnden Quelle ließ sie sich nieder und schenkte hier am 18. Juli einem Knaben das Leben, der in der hl. Taufe den Namen Martin erhielt. Zum Jüngling herangewachsen, erlernte dieser das Handwerk seines Vaters und siedelte später



Maria Hilf bei Zuckmantel
(nach Hans Olbrich, Würbenthal).

nach Neustadt über, wo er das Bürger- und Meisterrecht erwarb, sich verehelichte und 20 Jahre die Würde eines Rathsherrn bekleidete. In seinem Alter legte er seiner mit dem Tuchhändler Weiß verehelichten Tochter Dorothea Rosalia den Wunsch ans Herz, nach seinem Hinscheiden ein Marienbild malen zu lassen und dasselbe an der Stätte seiner Geburt, wohin er als Knabe mit seiner seligen Mutter manchmal, namentlich an seinem Geburtstage, gepilgert war, an einer Tanne zu befestigen. Tannheiser starb, 67 Jahre alt, am 3. August 1714. In Erfüllung des väterlichen Wunsches ließ die Tochter von dem Neustädter Maler Simon Schwarzer „auf einer Bretterfläche von 9 Viertel hiesiger kleiner Elle Höhe und 8 Vierteln Breite im Oval“ ein Bild der sog. Passauer Muttergottes oder Mariahilf anfertigen und schickte es am 19. September 1718 ihrem Schwager Daniel Adolph nach Zuckmantel. Dieser befestigte es im Oktober 1718 unter Beihilfe des Fleischhackers Hillebrandt aus Zuckmantel an der bezeichneten Tanne. Bald bekam das Bild einen gewissen Ruf. Die beiden Männer versicherten nämlich (u. z. später vor einer bischöflichen Untersuchungskommission unter Eid), es sei ihnen, als sie nach Verrichtung ihres Gebetes sich von jener Stelle entfernten, vorgekommen, als ob ihnen das Bild mit Freundlichkeit nachblicke und ein Glanz sie umleuchte „worüber sie erschrocken und ihnen die Haare gen Berg gestanden sind“. Ein Handwerker aus Zuckmantel erklärte, einige Tage später ein ähnliches Erlebnis gehabt und bei seinem Gebete daselbst eine so große Andacht empfunden zu haben, daß er, bis zu Tränen gerührt, gewünscht habe, dort zu leben und zu sterben. Einzelne Personen und eine ganze Prozessionen zogen zu dem Marienbilde an der Tanne. Es verbreitete sich auch die Kunde von merkwürdigen Heilungen, die nach erfolgter Verehrung des Bildes sich ereignet haben sollten. Dadurch sah sich die bischöfliche Behörde in Breslau veranlaßt, 1728 eine amtliche Untersuchung anzuordnen, die durch den Fürstbischöflichen Kommissar, Kanonikus Neudeck aus Neisse, mehrere andere Priester und zwei Neisser Ärzte, nämlich den Stadtphysikus Matthäus Maximilian Sommer und den Landphysikus Christoph Joseph Pache stattfand. Laut amtlichen Protokolls erklärten die Ärzte, daß von den zwölf angeblichen Heilungen vier entschieden miraculös seien, während die übrigen als „zweifelhafte Fälle“ bezeichnet wurden, weil bei den einen der Zeugenbeweis wegen Ausbleibens einzelner Zeugen nicht vollständig hergestellt werden konnte, bei anderen die Heilung möglicherweise auch durch natürliche Mittel hätte erzielt werden können. Die vier erwähnten Fälle betrafen zwei Blinde, welche sehend wurden, einen Tauben, der sein Gehör wiedererlangte, und einen durch einen Sturz äußerlich schwer Verletzten, welcher in Mariahilf plötzlich alle Schmerzen verlor und gänzlich herge-

stellt war. Ein auf Grund dieser Feststellungen etwa ergangenes Urteil der bischöflichen Behörde hat sich aktenmäßig bisher nicht feststellen lassen. Wohl infolge des Wunsches der Zuckmantler, das Bild in ihrer Pfarrkirche zu haben, wurde dasselbe am 21. September 1729 vom Pfarrer Johann Anton Hoppe aus der hölzernen Kapelle, die kurz vorher, 1727, auf dem Gottesgabberge errichtet worden war, in feierlicher Prozession in die Pfarrkirche übertragen, wo es sich bis zum heutigen Tage befindet.

Es sei hier bemerkt, daß das Zuckmantler Bild eine Nachbildung des Gnadenbildes „Mariahilf“ zu Passau, dieses hinwieder eine Kopie des berühmten Gemäldes „Maria mit dem Kinde“ von Lukas Cranach ist. Als der Fürstbischof von Passau, Erzherzog Leopold von Osterreich, um 1617 den Kurfürsten von Sachsen in Dresden besuchte, machte dieses Cranach'sche Bild, das übrigens von manchen Kunsthistorikern als „die herrlichste aller Cranach'schen Madonnen“ bezeichnet wird, auf ihn einen tiefen Eindruck. Er erhielt es vom Kurfürsten zum Geschenk und führte es auf allen seinen Reisen mit sich. Nach seinem Tode kam es in die Pfarrkirche zum hl. Jakob nach Innsbruck, wo es noch zu sehen ist. Eine seit 1622 auf dem Schulerberge bei Passau zur Verehrung aufgestellte Kopie dieses Bildes zog die Gläubigen von nah und fern herbei. Nachbildungen des Passauer Gnadenbildes wurden vor allem durch die Wallfahrer verbreitet, und da der Nachfolger des erwähnten Passauer Bischofs, Erzherzog Leopold Wilhelm, von 1656 bis 1662 zugleich Bischof von Breslau war, erklärt es sich, daß das Passauer Marienbild auch in Schlesien bekannt wurde. In der Neustädter Gegend mag die Verehrung des Passauer Gnadenbildes durch die Kapuziner in Neustadt gefördert worden sein, deren Ordensgenossen ja auch die Wallfahrtskirche auf dem Schulerberge (Mariahilfberg) bei Passau zu betreuen hatten.

Obwohl die kleine Waldkapelle ihr Kleinod verloren hatte, pilgerten doch die Gläubigen auch weiterhin zu ihr. Sie wurde 1743 erweitert und erhielt 1764 einen Altar zum Celebrieren, über dem ein dem Gnadenbilde ähnliches, aber kleineres Marienbild angebracht wurde. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1785) drohte der Kapelle und der Wallfahrt der Untergang. Kaiser Joseph II. verordnete nämlich, daß alle von der katholischen Kirche nicht ausdrücklich verordneten Prozessionen, somit auch die Wallfahrtsprozessionen, im ganzen Kaiserreich untersagt und alle zur Seelsorge nicht unumgänglich notwendigen Kirchen, zumal die auf Bergen isoliert stehenden, gesperrt und sodann abgetragen werden sollten. Doch wußte man in Zuckmantel, wohl mit Unterstützung des Fürstbischofs, die Kassierung der Kapelle immer wieder hinauszuschieben, obwohl im Jahre 1803 der sehr energische Befehl des Kreisamtes Troppau erging, daß die Demo-

lierung der Wallfahrtskapelle binnen 14 Tagen stattzufinden habe, „widerigens ein Kreiskommissar mit dazu erforderlicher Militärmannschaft dahin abgeschickt werden müßte“. Die Kapelle blieb, ohne daß der Kaiserstaat aus den Fugen ging, bestehen und wurde 1805 sogar auf Kosten des fürstbischöflichen Waldmeisters Hannich, der übrigens dem Anton Weese das bei der Kapelle befindliche Jägerhäuschen behufs Wartung des Heiligtums überließ, vergrößert. Damals hat wahrscheinlich auch die Kapelle das heut noch dort verehrte Marienbild erhalten. 1819 erlaubte die staatliche Behörde den Besuch des Kirchleins unter der Bedingung, daß es unmittelbar unter der Aufsicht des jedesmaligen Pfarrers von Zuckmantel stehe, der für alle Mißbräuche, die dort etwa vorkämen, verantwortlich sein sollte.

Besondere Verdienste um Mariahilf hat sich der Pfarrer von Zuckmantel, Erzpriester Dr. theol. Philipp Dittrich, erworben. Er schmückte das Kirchlein mit einem Türmchen, für das später polnische Wallfahrer eine größere Glocke mitbrachten. Dann führte er seinen Plan aus, mit Rücksicht auf die steigende Zahl der Wallfahrer ein größeres massives Gotteshaus zu Ehren der Himmelskönigin zu erbauen. Drei Jahre lang brach der fromme Kapellenwärter Anton Weese mit nie ermattendem Eifer Steine für den Bau auf dem felsigen Gottesgabberge, und unermüdlich trugen die Wallfahrer im Schweiß ihres Angesichts Ziegeln, Sand und gebrannte Kalksteine für den neuen Marientempel herbei. Im Jahre 1834 wurde der Grundstein gelegt, und 1841 stand die Kirche vollendet da; ein freundlicher, wenn auch schlichter, mit einem spitzen Türmchen gezielter Bau, an dessen Turmfront ein Altan angebracht wurde, von dem aus bei besonderen Festlichkeiten gepredigt werden kann. Baumeister war Joseph Metzner, während Weese im Auftrage des Pfarrers die Aufsicht führte. Am 8. September 1841, am Feste Mariä Geburt waren Tausende von Menschen in Mariahilf versammelt. Der Bauherr, Pfarrer Dittrich, gab dem neuen Gotteshause die kirchliche Weihe, dann folgte eine erhebende Predigt und das unter zahlreicher priesterlicher Assistenz gefeierte Hochamt. Das unter Paukenwirbel und Trompetenschall gesungene „Großer Gott, wir loben dich“, schloß die denkwürdige Feier. Auf Bitten des Erzpriesters gewährte Papst Gregor XVI. für alle Zeiten allen denen einen vollkommenen Ablass der zeitlichen Sündenstrafen, die in der Oktave von Mariä Geburt würdig die heiligen Sakramente empfangen und in der Wallfahrtskirche die üblichen Ablassgebete verrichten würden. Erzpriester Dittrich verfaßte auch ein Andachtsbuch für die Wallfahrer. Er wußte nicht innig genug Gott zu danken, als bei dem Feuer, das 1835 hinter dem Hochaltar seiner Pfarrkirche ausbrach und fast den ganzen Altar verzehrte, das Gnadenbild unversehrt blieb.

Nach dem Bau der neuen Kirche nahm die Zahl der Wallfahrer und sonstigen Besucher von Mariahilf natürlich noch zu. Im Jahre 1906 kamen etwa 30 000 Personen hierher.

Weitere Kreise wurden auf das idyllische Mariahilf seit 1849 aufmerksam gemacht durch das in polnischer Sprache in Lemberg gedruckte Schriftchen „Wallfahrt zum wunderbaren Muttergottes Mariahilf in Zuckmantel“. Der Verfasser, der berühmte polnische Volksmissionar Karl Antoniewicz, beschreibt hier in recht ansprechender, poetisch verklärter Form eine Wallfahrt, die er in der Oktave von Mariä Geburt 1849 mit 19 Landsleuten von Gräfenberg aus nach Zuckmantel und Mariahilf unternommen. Bis Saubsdorf ging es zu Wagen, dann wurde die Wallfahrt zu Fuß fortgesetzt. „Auf einem schmalen Pfade durch dichten Wald zogen die Pilger dahin und beteten laut den Rosenkranz. „Gegrüßt seist du Maria!“ Diese Worte, so voll geheimnisvoller Anmut, so voll herzlicher Liebe, verbreiteten sich in dieser ringsumher herrschenden Stille. Und es schien uns, daß „Gegrüßt seist du Maria“ die rauschenden Äste der Tannen antworteten — „Gegrüßt seist du Maria“, die im Dickicht versteckten Vögel zwitscherten — „Gegrüßt seist du Maria“, die Waldblumen dufteten und die Insekten summten — „Gegrüßt seist du Maria“ — die Engel im Himmel wiederholten. Ein großes und heiliges Lied, in welchem Himmel und Erde, Sterne und Blumen und alle leblosen und lebendigen Geschöpfe in eine Harmonie zusammenstimmten.“ In Endersdorf traten die Pilger in die Kirche ein und beteten die Tagzeiten der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Als die Wallfahrer von der Höhe bei Endersdorf Zuckmantel erblickten, stimmten sie die Psalmen der Marianischen Vespere an, und als sie gegen Sonnenuntergang die Stadt betraten, eilten sie, in den Gasthäusern Obdach für die Nacht zu suchen. Am folgenden Tage las Antoniewicz die hl. Messe in der Pfarrkirche, dann zog die fromme Schar nach dem Berge, indem sie die Kreuzwegandacht an den 14 Leidensstationen verrichtete. Unter dem Gesange der Lauretanischen Litanei traten sie, geführt von zwei Knaben, die ihnen mit Fahnen entgegengekommen waren, in das Kirchlein, um den Segen mit dem Allerheiligsten zu empfangen und den Bedürfnissen ihrer frommen Herzen zu genügen. Um 3 Uhr nachmittags machten sie sich auf, um noch vor Einbruch der Nacht in das stille Haus auf der Kolonie des Gräfenberges zu gelangen.

Am 4. Juli 1850, einem prächtigen Sommertage, kam Fürstbischof Melchior von Diepenbrock nach Mariahilf und spendete hier das hl. Sakrament der Firmung. Tausende von Gläubigen erwarteten den Kirchenfürsten. Die Wallfahrtskirche hatte ein Festgewand angelegt. Sowohl beim Eingange in den Wald als auch vor der Kirche waren großartige Ehrenpforten errichtet

worden. Auch seine Nachfolger auf dem Breslauer Bischofsstuhle haben Mariahilf besucht, Heinrich Förster, Robert Herzog, die Kardinäle Kopp und Bertram. Fürstbischof Robert Herzog ordnete an, daß der Wald in der unmittelbaren Umgebung des Kirchleins nicht abgetrieben werden solle, „damit dieses schöne Plätzchen erhalten bleibe“. Kardinal Kopp weilte hier am 9. Juli 1911 und am 5. Januar 1913, Kardinal Bertram am 4. August 1918 und am 8. Juli 1924. Die große Bezirkswallfahrt, zu der Kardinal Bertram am letztgenannten Tage erschienen war, ist heut noch in aller Teilnehmer freudigster Erinnerung. Der Kardinal hielt unter Assistenz von acht Priestern ein Pontifikalamt, während dessen die zahllose Menschenmenge, für die das Kirchlein natürlich nicht ausreichte, und die deshalb auf dem Platze vor demselben im Schatten des Waldes kniete, „Hier liegt vor deiner Majestät“ sang. Von der Altane über dem Portal hielt der Kardinal an die Gläubigen eine erhebende Ansprache, eine wirkliche Bergpredigt.

Der Eifer der Zuckmanteler Geistlichkeit für die Zierde des Hauses Gottes sowie die opferwillige Liebe der Gläubigen waren in rührender Weise bemüht, das Heiligtum der Gottesmutter und die Kapellen im anliegenden „heiligen Hain“ zu verschönern. So wurde der Turm der Kirche erhöht, eine Lourdesgrotte errichtet, neues Pflaster gelegt, eine neue Orgel beschafft. Die Fenster erhielten schöne Glasmalereien (Darstellungen aus dem Marienleben). Die Fassade wurde mit vier Statuen (unten Herz Jesu und Maria, oben St. Petrus und St. Paulus) geschmückt. Die Kirche, mit einem Tonnengewölbe versehen, enthält außer dem Hochaltar, über dem das liebevolle, hochverehrte Bild Mariahilf sichtbar wird, noch zwei Altäre, auf der Epistelseite den St. Hedwigsaltar, auf der Evangelienseite den Altar der hl. Familie. Natürlich ist das Gotteshaus bei größeren Wallfahrten, namentlich am Feste Mariä Geburt und am Sonntag nach der Oktave des Festes, wenn 3000 bis 8000 Gläubige hier zusammenströmen, nicht imstande, die Volksscharen zu fassen. In der wärmeren Jahreszeit, vom 1. Mai bis 15. September, findet hier allsonntäglich, aber auch in der Woche eingemaltes Gottesdienst statt. Die Zahl der Wallfahrer, die in einem Jahre nach Mariahilf kommen, wird auf 80 000 bis 100 000 geschätzt. Für die leibliche Erquickung der Pilger und Touristen sorgen die 1901 und 1902 neuerrichteten Gaststätten von Breindel (früher Templer) und Weese.

Die „Vorstellungen“ (d. h. teils massive, teils hölzerne Kapellen oder auch einfache an den Bäumen befestigte Bilder mit Darstellungen aus dem Leben Christi, Mariä und der Heiligen), deren Zahl etwa 100 betrug, wurden unter dem Pfarrer, Erzpriester Gregor Kunze und seinem Nachfolger, Erzpriester Vincenz Brauner, dem das Vertrauen seiner Mitbürger neuerdings

sogar das Bürgermeisteramt der alten Bergstadt übertrug, wiederhergestellt, doch wurde die Zahl dieser „Vorstellungen“ mit Rücksicht auf die hohen Unterhaltungskosten verringert. Besonders zu erwähnen sind: Die heilige Stiege, das Gerichtstor, die Totenkapelle, der Heilige Brunnen, die Abendmahlskapelle, die Marienkapelle, die Verklärung Christi, die Antoniuskapelle und der Ölberg. Die Ausmalung der Kapellen ist vom Maler Temppler in Mariahilf in einer das Volk erbauenden, eindrucksvollen Weise ausgeführt. Der Kreuzweg, der von Zuckmantel her durch den Wald bis Mariahilf führt, ist 1774 von einem Einsiedler Sebastian, Mitglied des 3. Ordens des hl. Franziskus, mit bischöflicher Erlaubnis errichtet und vom Guardian Servatius Liebig am 21. Juli jenes Jahres geweiht worden. 1868 erhielten die Stationen neue hölzerne Kreuze, die der in Neustadt noch nicht vergessene P. Caspar Heimer O. F. M. benedizierte. Auf dem Platze vor der Westfront der Kirche, den Verkaufsbuden flankieren, ragt ein Kreuz auf.

Pfarrer Poppe - Neustadt O/S. berichtete am 22. Mai 1855 dem Fürstbischof Heinrich von einer Standeswallfahrt, die seit 1833 von 30 bis 40 Priestern der Breslauer Diözese jährlich und zwar gewöhnlich nach der Fronleichnamsoktav nach Zuckmantel unternommen wurde. Morgens Wallfahrt nach Mariahilf, wo Poppe Hochamt und Predigt hielt; darauf Mittagbrot mit Kollekte für wohltätige Zwecke. Er legte ein Schriftchen mit dem Titel „Viris fratribus ad aedem S. Virginis Mariae auxiliatricis in silvis quotannis convenientibus“, bei. Eines der beigelegten Lieder drückt den Zweck dieses originellen geistlichen Wallfahrtsvereins aus:

Sieh hoch dort droben ist ein Bild
„Maria Hilf“ voll Gnad und Mild.
Zu diesem Bild von nah und fern,
Wallt unser Bund so froh und gern.
Das ist der Zweck, das muß er sein,
Zur Wallfahrt ruft der Festverein.

Einer der treuesten Verehrer der Gnadenstätte, Geistl. Rat Pfarrer Hübner († 1934) von Neustadt O/S., führte mehr wie 25 Mal jährlich seine große Neustädter Pfarrprozession nach Mariahilf. 1926 wurden gegen 3000 Teilnehmer gezählt, darunter 2500 Personen, die die Wallfahrt zu Fuß machten.

Man wird nicht leicht eine Wallfahrtskirche im deutschen Osten finden, die eine so anziehende, teilweise wildromantische Umgebung aufweist, wie das vom Hochwald umrauschte Mariahilf. Wie lieblich ist es am Heiligen Brunnen, dem goldklare, erfrischendes Wasser entströmt! Wie schaurig der Blick in die Tiefe von dem schmalen Steg östlich der Kirche, über dem an

steiler Felswand die Darstellung des von Engeln getrösteten Heilands am Ölberge sichtbar wird! Und wie feierlich ernst ist der Blick von der höchstgelegenen Abendmahlskapelle auf die unermesslichen dunklen Forsten, die sich den Gottesgabberg hinabziehen bis zu der alten Heeresstraße Neisse—Würbenthal und dann zur prächtigen Bischofskoppe und ihren Trabanten emporsteigen! Bisweilen sieht man auch in der Umgebung von Mariahilf noch die teilweise verschütteten Eingänge zu den alten Stollen. In eine dieser tiefen Spalten stürzte Mitte des 19. Jahrhunderts der Kapellenwärter Anton Weese. Erst am dritten Tage hörte man seine Hilferufe und brachte ihn mit Hilfe von Seilen wieder glücklich ans Tageslicht.

Eine weihevollere Stimmung umfängt uns beim Eintritt in das Wallfahrtskirchlein, in dem die vor dem Muttergottesbilde still verglühenden Kerzen und einige hundert Votivtafeln von der Liebe und dem Vertrauen der Gläubigen zur „Mutter der göttlichen Gnade“ erzählen. Wieviel heiße Gebete sind schon in diesem Kirchlein zum Himmel emporgestiegen, und wieviel Trost und Gnade hat sich hier hinabgesenkt in müde und wunde Menschenherzen! Die einst so öde Waldgegend auf dem Gottesgabberge, wo jene zwei Männer im Herbst 1718 an einer Tanne das Mariahilfbild anhefteten, ist ein Wallfahrtsort geworden, an dem alljährlich viele Zehntausende von Gläubigen geistige Erhebung finden und wo, wenigstens während der Sommerszeit, das Lob Gottes und der Hochgebenedeiten kaum jemals verstummt. So erfüllt sich auch an dieser Stätte jenes Wort, das Maria vor mehr als 19 Jahrhunderten in St. Johann im Gebirge bei ihrer Begegnung mit Elisabeth prophetischen Sinnes gesprochen: „Siche, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter“. (Luk. 1. 48.)



Quellen- und Literaturnachweise.

A. Allgemeine.

Acta die Gnaden- und Wallfahrtsorte in Schlesien und die aus verschiedenen Kirchen zu führenden Prozessionen u. z. in dem königl. Breslauer Regierungsdepartement betr. 1811“. Dasselbe betr. Departement Liegnitz 1811 (bisher nicht benutzt), Diözesanarchiv I D 8 f und g. — Acta generalia „die Wallfahrtsprozessionen“ 3 Bde. Registr. des Gen. Vik. — „Bistum Breslau“ von Dr. Knauer im Buche von Christian Schreiber: „Wallfahrten durch das deutsche Land“ (Es sind 11 der hier in Betracht kommenden Wallfahrtsorte behandelt). — Georg Schreiber, Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben (Heft 16/17 der Forschungen zur Volkskunde, Düsseldorf). — A. Müller, Das hl. Deutschland, Köln 1887. — Th. Olsner, 50 schles. Gnadenbilder und Wallfahrtsorte in den schles. Prov. Blättern 1865 S. 197 ff. — Beissel, Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau, Freiburg 1903. — Beissel, Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters, Freiburg 1909. — Jungnitz, Visitationsberichte der Diözese Breslau, 4 Bde. 1902—1908. — Lutsch, Kunstdenkmäler der Regierungsbezirke Breslau, Liegnitz und Oppeln, 5 Bde. — Merkwürdigkeiten Schlesiens, Reichenbach 1804. — O. Meyer, Studien zur Vorgeschichte der Reformation, München 1903. — E. Laslowski, Beiträge zur Geschichte des spätmittelalterlichen Ablasswesens, Breslau 1929 (Breslauer Studien zur historischen Theologie Bd. 11). — K. Künstle, Ikonographie der Heiligen, Freiburg 1926. — Drechsler: Altvaterland, 2 Bde., Olmütz, o. J.

B. Besondere.

Abkürzungen:

- D. A. = Diözesanarchiv.
- St. A. = Staatsarchiv.
- E. Kur. = Erzbischöfliche Kurialkanzlei.
- G. V. = Generalvikariat.
- Pf. = Pfarrarchiv.
- O. A. = Ortsakten.
- A. = Akten.
- U. Vis. = Ungedruckte Visitationsberichte.
- J. Vis. = Jungnitz, Visitationsberichte.
- Schl. K. = Schlesisches Kirchenblatt.

1. Ablassbrunn.

- U. Vis. Glogau u. Sagan 1704—1716 G. V.
- J. Vis. Archidiakonat Glogau Bd. 3, Teil 1.

2. St. Annaberg O/S.

- A. E. Kur., St. Annaberg, namentlich Bd. 15. Gesch. des St. Annaberges nach ungedr. Quellen, P. Chrysogonus Reisch, Brsl. 1910.
- „St. Annaberg“ Geschichte des berühmten Wallfahrtsortes im Herzen Oberschlesiens, P. Camillus, Bolczyk, Breslau-Carlowitz. O. J.
- Schl. K. 1859, 1863, 1866, 1876.
- Hildegard Dubowy: Der Chelm, Oberschlesiens Muschelkalkkrücken, Breslau 1928.

3. *Dalkau: St. Annakirche.*

U. Vis. Archidiakonats Glogau 1704 u. 1716 Gen. Vik.
Felix Matuszkiewicz, Annakapelle bei Dalkau.

4. *Deutsch Rasselwitz.*

Aufzeichnungen im Pf. Dt. Rasselwitz.

Th. Konietzny: Dt. Rasselwitz als Wallfahrtsort in „Neustädter Beiträge zur Heimatkunde 1923“.

5. *Deutsch Wartenberg.*

U. Glogau u. Sagan 1704 u. 1716 G. V.

A. wegen Fundierung eines Geistlichen bei der Schloßkapelle zu Dt. Wartenberg 1787 D. A.

Dt. Wartenberg, Diöz. Arch.

H. Hoffmann, die Jesuiten in Dt. Wartenberg 1831.

6. *Eckwertsheide.*

A. E. Kur. II R. 44.

A. G. V. Eckwertsheide (1811—1936).

A. betr. Kinne, Jos. Reinschdorf.

Schl. K. 1868 S. 145 ff, S. 223 ff.

Beissel S. J. Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau in Legende und Geschichte. Frbg. 1913 S. 110 u. 123.

7. *Friedeberg C. S. R.*

O. A. Friedeberg: Zum immerwährenden Gedächtnis, verf. von Pf. Gottwald 1880. Handschrift des Diöz. Arch.

A. der E. Kur. Lokalie Friedeberg Vol. I.

Fr. Gröger, Friedeberg, Osterreich. Schlesien 1913. Gröger benutzte als Quelle seiner Darstellung die oben gen. Handschrift.

Wilh. Kosch, Briefe des Freih. Jos. von Eichendorff, Regensberg.

8. *Friedek C. S. R.*

A. E. Kur. Friedek, vol. 1.

Findinski, Gesch. der Pfarrk. St. Johannis Bapt. in Friedek 1876.

Heinr. Förster, Kardinal Fürstb. Melch. Diepenbrock, Brsl. 1859.

9. *Groß Neundorf.*

A. der E. Kur. Maria Hilf-Kapelle I. Bd. 1861—1874.

A. des G. V. Kapelle in Gr. Neundorf 3. Bd. 1874—1934.

Begräbnisbuch von Gr. Neundorf seit 1715.

Schriftl. Mitteilungen des Pfarramtes Gr. Neundorf.

Ursprung und Schicksale des Wallfahrtsortes „Mariahilf“ bei Neisse, genannt „Beim Bilde“ von Oberlehrer Ruffert (Jahresber. des Neisser Kunst- und Altertumsvereins 6. Jahrg. 1902, S. 30 ff.

Neisse einst und jetzt 1899 S. 52/53.

10. *Groß Stein.*

A. E. Kur., Schloßkapelle St. Hyazinthi.

O. A. 1. und 2. D. A.

B. Altaner, Die Dominikanermissionare des 19. Jahrh. 1924 S. 202, S. 196—214.

Weltzel, St. Hyazinth und dessen Verehrung in Gr. Stein, im schles. Kirchenblatt 1871, Nr. 34.

Schl. K. 1857, S. 457 ff.

Chrzaszcz, Drei Schles. Landesheilige. 1897.

Mitteil. des Erzpr. Bilzer Gr. Stein.

11. *Groß Wartenberg.*

A. des Vorstandes der kath. Kirche zu Poln. Wartenberg betr. St. Markuskirche S. 876.

Aktenfaszikel betr. Wiederherstellung der St. Markuskirche von Stadtpfr. Schölzel.

Jos. Franzkowski, Gesch. der freien Standesherrschaft der Stadt und des Landkreises Gr. Wartenberg, 1912.

12. *Grüssau.*

A. Gnaden- u. Wallfahrtsorte in Schlesien 1811 D. A.

Nik. von Lutterotti S. O. B. Hl. Zeiten und Orte vom unbekanntem Grüssau I.

Nowack: Führer durch das Erzb. Diöz. Museum, Breslau 1932.

13. *Hochkirch.*

U. Vis. Glogau und Sagan 1704 u. 1716 G. V.

J. Vis. Archipresbyterat Glogau, seit 1580.

Majunke, Beschreibung von Hochkirch, 1897.

14. *Jakobskirch.*

U. Vis. Glogau und Sagan 1704 u. 1716 G. V.

J. Vis. Archipresbyterat Glogau 1679 u. 1687.

Jakobskirch in der Silesia oder Schlesien in historischer, romantischer und malerischer Beziehung 1. Bd. (einziger), Glogau 1841.

Schulchronik von Cantor Heinrich 1864.

Mitteilungen des Pfarramtes Jakobskirch, Pfarrarchiv.

Zeitschrift „Schlesien“ 1935 Nr. 1.

Schles. Prov. Blätter herausgeg. von Th. Olsner, Neue Folge, 6. Bd. Breslau 1867 S. 103/104.

15. *Kaubitz.*

A. in Kaubitz, Pf.

Kirchenbuch (folio) 1737—1764. Pf.

Bauakten des G. V. Vol. 2.

Henelii Silesiographia renovata 1704, p 1, S. 620—627.

Schles. Kern Chronik, 1711, S. 343 ff.

A. Kopietz, Kirchengesch. des Fürstentums Münsterberg 1885, S. 585 ff. Monatsblätter für Heimatkunde und Heimatkultur. Beilage zur Frankenstein-Münsterberger Zeitung, 4. Jahrg. 1928, Nr. 7.

16. *Klein Schnellendorf.*

A. Feldkapelle — sog. Schwedenkapelle — in Kl. Schnellendorf, G. V. Auskünfte des Weihbischofs Dr. Valentin Wojciech und des Hauptlehrers in Kl. Schnellendorf.

Schörnig. Schwedenkapelle bei Kl. Schnellendorf, Sonntagsnummer der Neustädter Zeitung 1934, 5, 8.

A. Nowack, Burgen und Kapellen, Berge und Wälder der Neustädter und Zuckmanteler Gegend, Neustädter Zeitung 1928.

17. *Kostenthal.*

Urkunden betr. Gründung von St. Brixen 1660 11. 6. und 1660 10. 7. Diöz. Arch.

A. des Gen. Vik. betr. Bricciskapelle bei Kostenthal.

Handschrift Pfarrkirche Kostenthal und St. Brixen Pfarrarchiv Kostenthal.

Nachrichten über St. Brixen. Aus den Kirchenbüchern, zusammengestellt von F. v. P. und E. v. W. (Woikowsky-Bidau).

G. Hyckel, St. Brixen, der Wallfahrtsort bei Kostenthal, 2. Aufl. 1924.

18. *Krautenwalde C. S. R.*

E. Kur., Krautenwalde I.

Mitteilungen des Pfarrers Mokrisch in Krautenwalde.

J. Fuhrmann, Zum 25 jährig. Bestandesjubiläum der Pfarrkirche in Krautenwalde.

J. Fuhrmann, Die Wallfahrtskapelle Maria von La Salette, 1908.

19. *Langewiese.*

Regestum ecclesiae parochialis in Longoprato 1597—1693, Diöz. Arch. IV a 16.

A. Kreuzkirche Breslau, Kirchenrechnungen Langewiese 1776—1781 N 361.

P. Eschenloers Stadtschreiber zu Breslau Gesch. der Stadt Breslau oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit vom Jahre 1440—1479 von Dr. Kunisch, 1. Bd. Breslau 1827 S. 13/14.

Eugen Jakob, Johannes von Capistrano, Breslau 1903, 1. Teil S. 97.

Dr. M. Braun, Geschichte der Juden, 4. Teil, Breslau 1907, S. 126 ff, S. 153.

Joh. Heyne, Dokumentierte Geschichte des Bistums Breslau, Bd. 3, S. 671 ff. Schl. K. 1855, S. 306 ff.

20. *Neustadt O/S.*

Archivium hospitii montis capellae 1775. Handschrift, D. Ar.

Akten der E. Kur., Kapellenberg.

Saekularisationsakten, St. A. Rep. 219.

Nowack, Bergkapelle zur Schmerzh. Muttergottes in Neustadt O/S.

21. *Olbersdorf C. S. R.*

Schl. K. 1868 N. 3.

Schles. Kern-Chronik 1711.

F. Heisig, An den Ruinen der von den Neisser Jesuiten erbauten Riemerberg-Wallfahrtskirche.

H. Hoffmann, die Jesuiten in Hirschberg, Breslau 1934, S. 104.

Auskunft des Pfarrer Kirchner.

22. *Oppeln.*

A. die Gnaden- und Wallfahrtsorte in Schlesien betr. 1811. D. A.

Gen. Vik. betr. die Translokation des Gnadenbildes aus dieser Kirche [Schuleninstitutskirche Oppeln] nach der Pfarrkirche. Diözesanarchiv, Ortsakten Oppeln 4.

H. Hoffmann, die Jesuiten in Oppeln, Breslau 1934.

E. Talar, Vom Gnadenbild in der Pfarrkirche z. hl. Kreuz in Oppeln, 1927. Oppelner Zeitung.

Schl. K. 1866, S. 25 ff.

23. *Oswitz.*

Bauakten der Kapelle zu Oswitz seit 1811 u. Bauakten der Parochie Oswitz seit 1931, Besetzungsakten seit 1916 Gen. Vik.

Büsching, Der hl. Berg und dessen Umgebungen von Oswitz, Breslau 1824. Knoblich, Oswitz bei Breslau, Aderholz.

Jubelfeier vom 12. 10. 1924. Schles. Volkszeitung selbigen Tages.

24. *Profen.*

J. Vis. Liegnitz Bd. 4.

H. Hoffmann, die Jesuiten in Hirschberg, S. 33.

25. *Pürschen.*

Bauakten Rietschütz 2 Bd. 1795—1935 Gen. Vik.

A. Wallfahrtskirche Pürschen, Pf. Rietschütz.

A. der von den Protestanten in Anspruch genommenen kath. Kirche.
Pf. Pürschen 1819.
J. Vis. Archidiakonats Glogau 1704 u. 1716 Gen. Vik.
Hugo Seemann. Geschichte der Kirche zu Pürschen in Schles. Heimat,
Glogau 1925.

26. *Ratibor Altendorj.*

E. Kur. Ratibor. Matka Boza 1932.
Feldkapelle zu Altendorf 7 Bde. Gen. Vik.
Rübezahl 1873, Weltzel „Aus der Umgegend der Matka Boza Kirche, vor
Ratibor“.
G. Hyckel, Matka Boza, Ratibor 1924.
Weltzel, Geschichte des Ratiborer Archipresbyterats 2. Aufl. 1896 S. 71 ff.
Weltzel, Geschichte der Stadt Ratibor, 2. Aufl. Ratibor 1881. S. 753.

27. *Rosenberg O/S.*

J. Vis. Archidiakonats Oppeln. S. 64 und 313.
Heimatkalender des Kreises Rosenberg 1926 u. 1937.

28. *Schmiedeberg Rsg.*

J. Vis. Bd. 4.
Freundliche Auskünfte des Herrn Dr. Roesch in Schmiedeberg.

29. *Seidorj i. Rsgb.*

J. Vis. Bd. 4, S. 105, 292, 297.
Nentwig, Die St. Annakapelle bei Seidorf, Warmbrunn 1898.
Rübezahl, 1871 S. 388.
Anna Siebelt, Die St. Annakapelle bei Seidorf i. Rsgb.
Abmann. Reise im Riesengebirge, Leipzig 1798.

30. *Steinau O/S.*

Handschrift. Pf. Steinau z. T. veröffentlicht von Geistl. Rat Pietsch.
Kath. Sonntagsblatt Breslau 2. 5. 1920, Nr. 18.

31. *Stoschendorj.*

A. Stoschendorf, Archiv der Kirche von Langseiffersdorf seit 1688.
Schl. K. S. 211, 212.
Schl. Provinzialblätter, neue Folge 1865 4. Bd. S. 272.
Mitteilungen des Ortspfarrers Buchali.

32. *Striegau.*

Jul. Filla, Geschichte der hochritterlichen Johanniterkirche Peter Paul
zu Striegau.
Handschrift D. A. O. A. Striegau Nr. 3.
Naso, Phoenix redivivus ducatum Swidnicensis et Jauroviensis. Breslau
1667, S. 140 ff.
Heyne, Bistumsgeschichte I. 975 ff.
Schade, Geschichte der ritterlichen Johanniterkirche und Comthurei Peter
Paul zu Striegau und Nebenkirchen 1864.

33. *Trebnitz.*

A. Gnaden- und Wallfahrtsörter in Schlesien 1811. D. A.
K. Engelbert, Aufsätze über Trebnitz und die hl. Hedwig, Breslau 1934.
J., Die hl. Hedwig, Breslau 1886.
A. Knoblich, Lebensgeschichte der hl. Hedwig, Breslau 1860.
R. Langer, Wegweiser durch Schlesiens Heiligtum. Trebnitz. Breslau 1926.
Schl. K. 1870, S. 470 ff.

34. *Ujest O/S.*

Bauakten 2. Bd. 1823—1924 G. V.

Pf. A. betr. Feldkapelle Mariä Brunnen Pf. Ujest.

E. Ramisch, Die Kirche Mariä Brunnen bei Ujest in Oberschles. Heimat Bd. 2, S. 97, 98.

Schles. Volkszeitung 25. 5. 1923.

Die Brünnelkirche bei Ujest, Oberschles. Volksstimme 3. 7. 1927.

35. *Ullersdorf bei Liebau.*

O. A. Liebau, D. A.

Wilhelm Patschowski, Die 14 Nothelfer.

Kapelle zu Ullersdorf b. Liebau 1889.

36. *Waldenburg.*

O. A. Waldenburg D. A.

J. Vis. Archidiakonat Breslau Bd. 1.

Naso, Phoenix redivivus, 1667.

Forschungen zur Geschichte des Waldenburger Berglandes. I. Tl. von Ludwig Häufler 1932.

Schles. Heimatpflege, I. Veröffentl. Breslau 1935.

37. *Wartha.*

A. Gnaden- und Wallfahrtsörter in Schlesien 1811. D. A.

Schles. Geschichtsblätter 1935, Nr. 2, 20—28.

Dr. Schweter, Wartha, Gesch. dieses Wallfahrtsortes und der Wallfahrten dahin. Schweidnitz 1922.

Dr. Knauer, Die Entstehungszeit des Marienwallfahrtsortes Wartha in Schles. Zeitschrift für Gesch. Schlesien 1917, S. 164—217.

Klapper, Seit wann ist Wartha ein Wallfahrtsort. Schl. Geschichtsblätter 1922, S. 29—35.

Dr. J. Schweter, Wallfahrtsort Wartha. Kurzgefaßte Geschichte, Glatz 1936, 2. Aufl.

Balbinus, Diva Wartensis 1654, Prag.

Erich Wiese, Die Plastik S. 136, 137 (mit Abbildung) in: Die Kunst in Schlesien. Berlin 1927.

38. *Weißwasser C. S. R.*

A. Pfarrei Weißwasser, Bd. 1, E. K.

Stiftungsurkunde des Piaristenkollegs in Weißwasser. Handschrift Ortsakten des Diöz. Arch. 2.

Beatissima Virgo Dei mater Maria, quae in Weißwasser in districtu Ottmuchiensi . . . magno peregrinantium accursu colitur. Per Ignatium Schubardt 1664.

J. Vis. Breslau Bd. 1.

Fiebiger, Henelii Silesiographia renovata 1704 S. 615, 616.

Merkwürdigkeiten Schlesiens, Reichenbach 1804, S. 105.

P. Soukup, Der gewesene Wallfahrtsort in Weißwasser, Altwasser 1901.

Adolf Pospischil, 200 Jahre Piaristenkollegium und 150. Wiederkehr der Weihe der Pfarrkirche in Weißwasser. O. J.

39. *Wiese Pauliner.*

E. v. Woikowsky, König Kasimir von Polen und Reichsgraf Franz Eusebius von Oppersdorf; Oberschl. Heimat, Bd. 7, S. 122 ff.

Nowack, Drei merkwürdige Marienbilder im Kreise Neustadt O/S. 1920 Nr. 18.

40. Zuckmantel C. S. R.

A. Mariahilfkapelle b. Zuckmantel, E. Kur.

A. Wallfahrten und Prozessionen 1843 Erzb. Kurialkanzlei I. 105 Bd. 1.

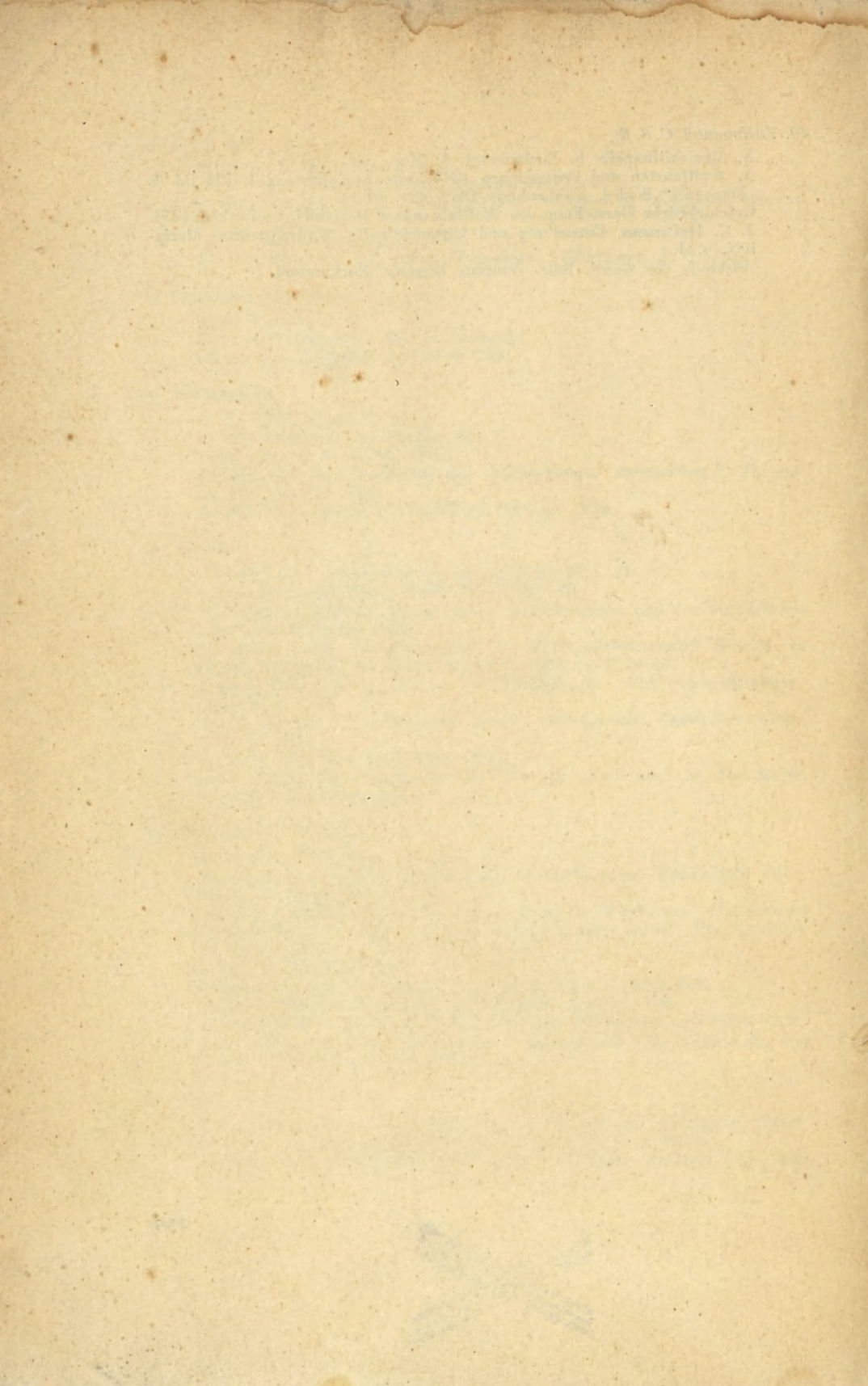
„Mariahilf“ Schles. Kirchenblatt 1869, 494, 495.

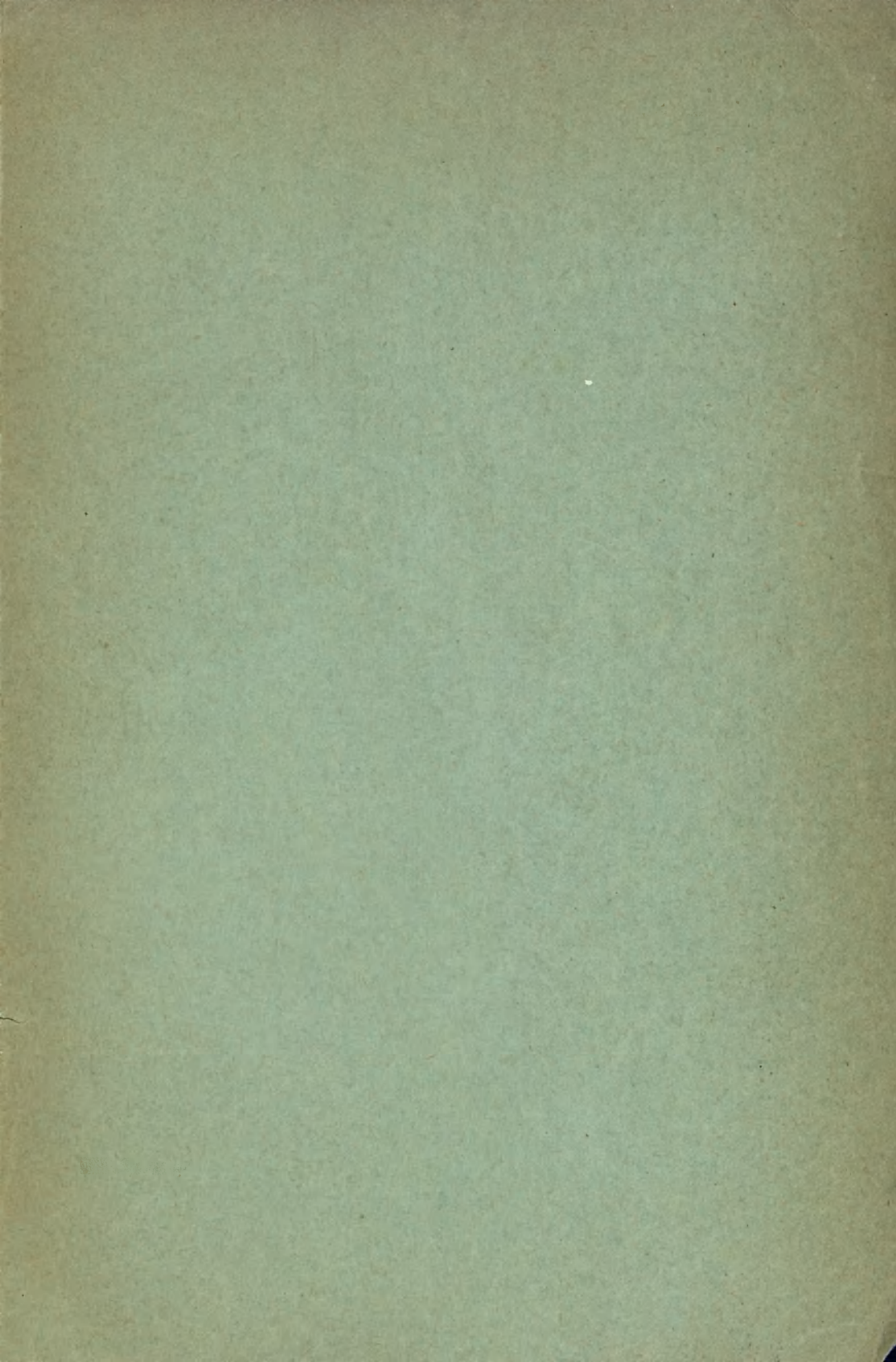
Geschichtliche Darstellung des Wallfahrtsortes Mariahilf. Freiwaldau 1854.

J. C. Hoffmann, Entstehung und Geschichte des Wallfahrtsortes Mariahilf, o. J.

Auskunft des Geistl. Rates Vinzenz Brauner, Zuckmantel.







Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000162753



II 555384

Subst.